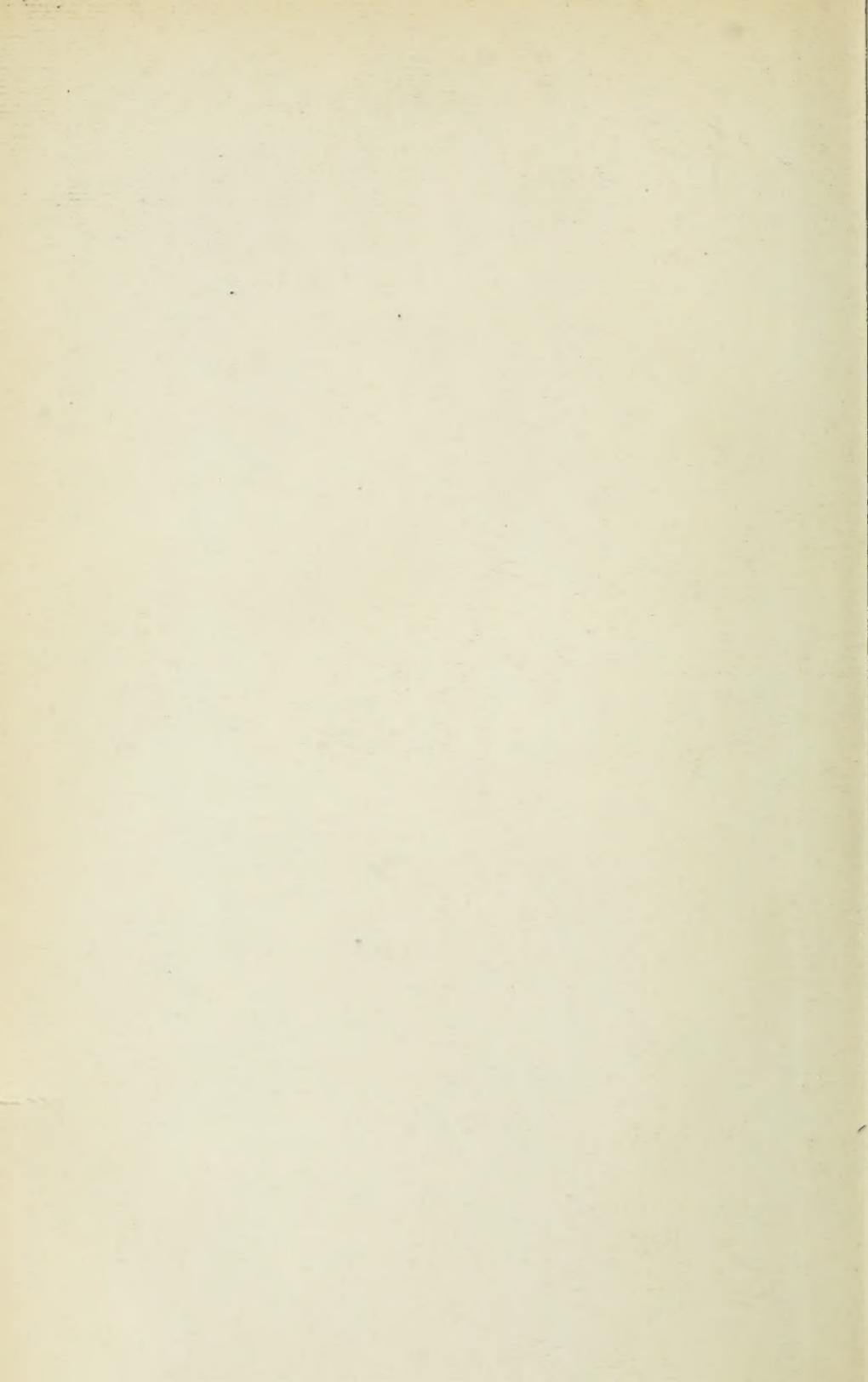


Adolf Wilbrandt  
Adonis









**Adonis und andere Geschichten**

## Adolf Wilbrandt

	Gebundet	Gebunden
Adams Söhne. Roman. 3. Auflage	M. 4.50	M. 5.50
Adonis und andere Geschichten. 2. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Meister Amor. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Dämonen und andere Geschichten. 3. u. 4. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Erika — Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Fesseln. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Feuerblumen. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Franz. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage	M. 2.50	M. 3.50
Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Hermann Flinger. Roman. 7. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Irma. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Hildegard Mahlmann. Roman. 4. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Novellen. Inhalt: Die Brüder — Heimat — Reseda	M. 3.—	M. 4.—
Opus 23 und andere Geschichten. 2. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Die Osterinsel. Roman. 5. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Vater Robinson. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Familie Roland. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Die Rothenburger. Roman. 8. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Der Sänger. Roman. 4. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Sommersäden. Roman. 2. u. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Am Strom der Zeit. Roman. 2. u. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Villa Maria. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Große Zeiten und andere Geschichten. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Die Maler. Lustspiel. 2. Auflage	M. 2.—	M. 3.—
Die Tochter des Herrn Fabricius. Schauspiel. 2. Aufl.	M. 2.—	M. 3.—
Der Meister v. Palmyra. Dram. Dicht. 11. u. 12. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Die Eidgenossen. Schauspiel	M. 2.—	M. 3.—
Hiran. Dramatische Dichtung	M. 2.—	M. 3.—
Timandra. Trauerspiel	M. 2.—	M. 3.—
Gespräche u. Monologe. Sammlung verm. Schriften	M. 6.—	M. 7.—
Erinnerungen. Mit Porträt des Dichters. 2. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Aus der Werdezeit. Erinnerungen. Neue Folge	M. 3.—	M. 4.—
Neue Gedichte	M. 4.—	M. 5.—
Lieder und Bilder	M. 3.—	M. 4.—
Adolf Wilbrandt. Studie von Victor Klemperer	M. 2.50	M. 3.50
Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907. Von seinen Freunden. [Festschrift zum 70. Geburtstag.] Geh. M. 4.— In Halblederband M. 5.50		

IG  
W665a

# Adonis

und andere Geschichten

Von

Aldolf Wilbrandt

Zweite Auflage



123712  
247112

Stuttgart und Berlin 1911

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

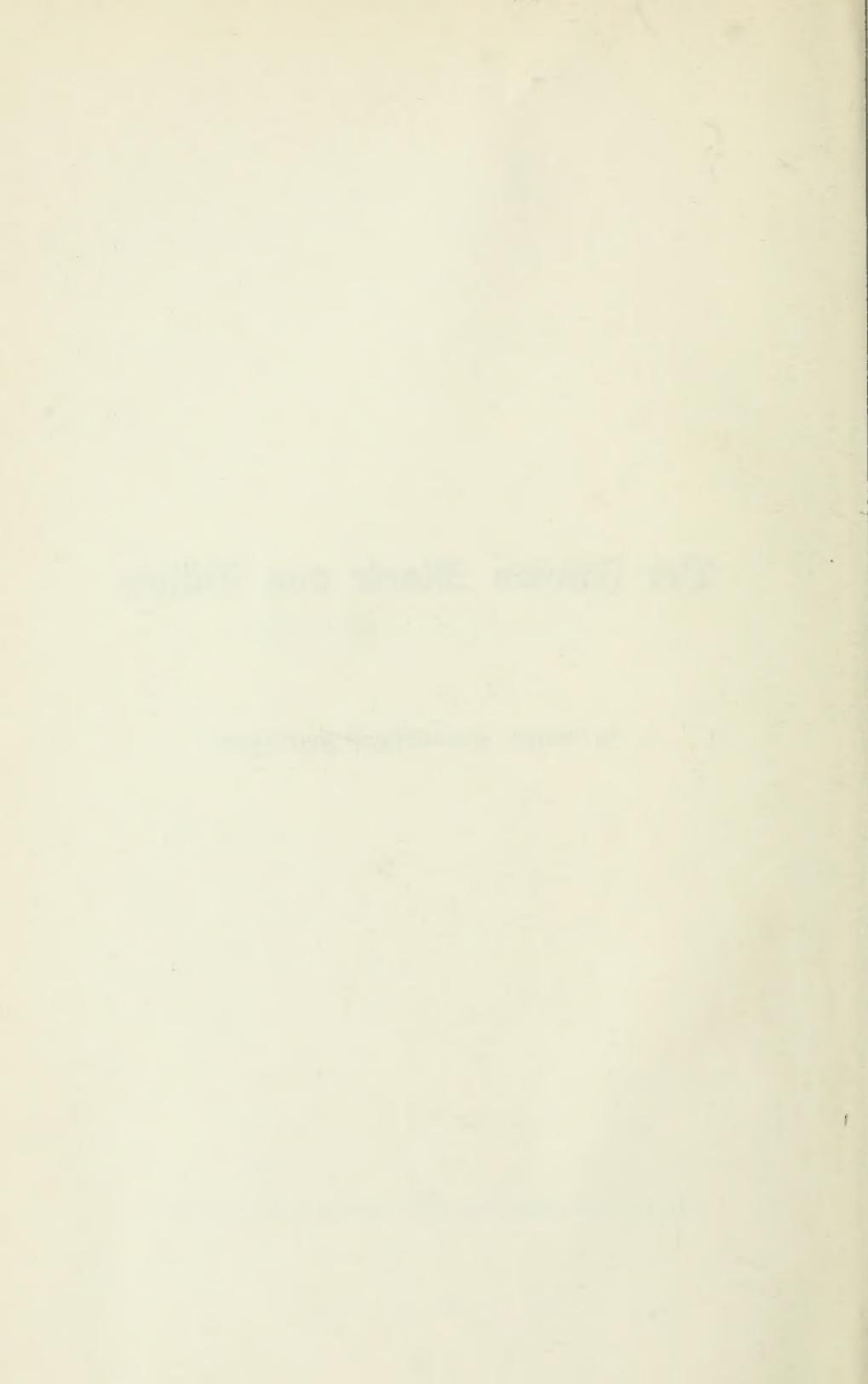


Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Der Fürstin Marie von Bülow

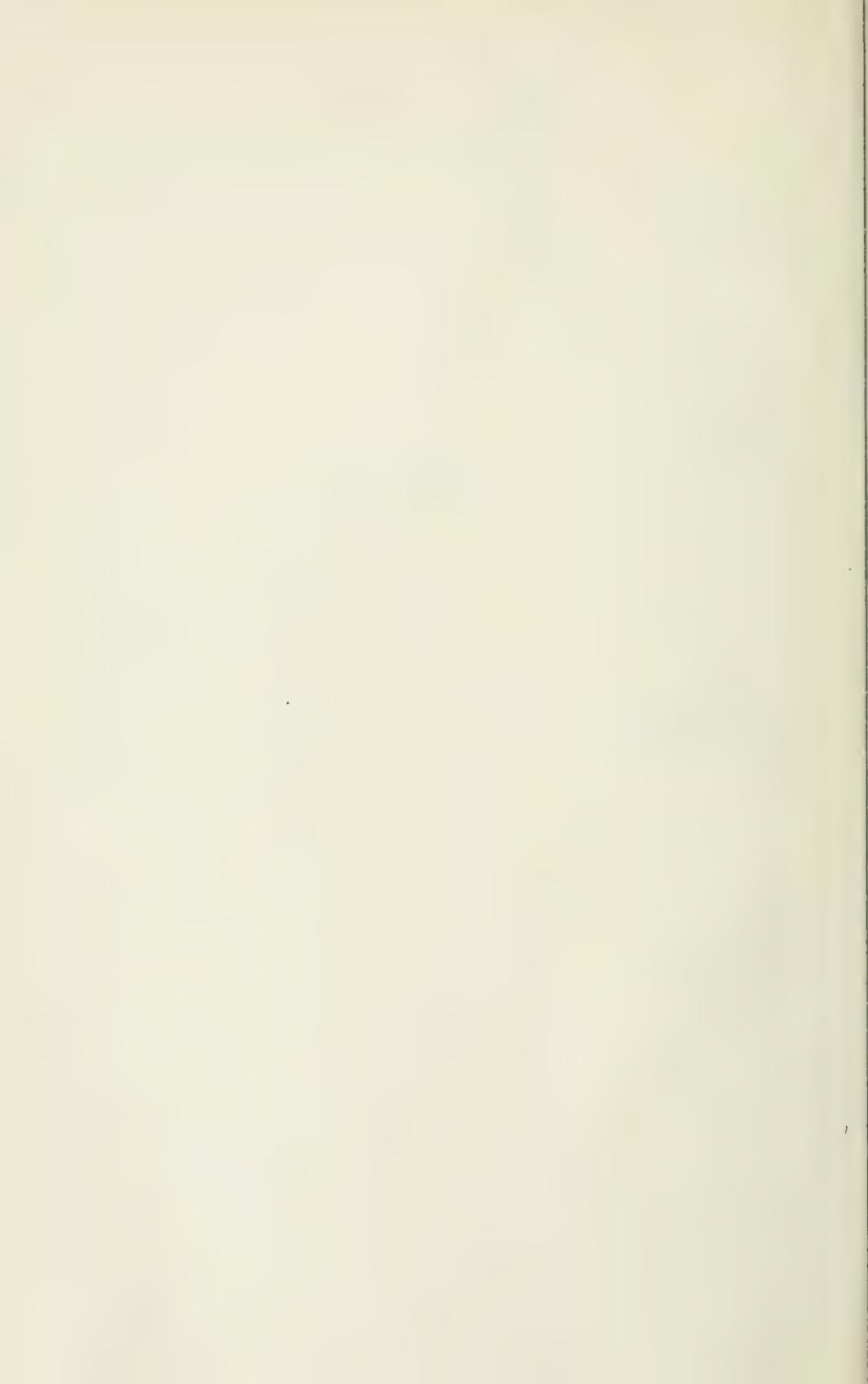
in inniger Freundschaft zugeeignet



## Inhalt

	Seite
Adonis . . . . .	9
Meineidig . . . . .	59
Junggesellen . . . . .	99
Zwischen den Ufern . . . . .	151
Das Vorbild . . . . .	253

---



Aldonis



Mai 1908.

Was du nun wohl denken magst, lieber, bester Freund. Wie ihr in Großberlin wohl darüber rätselt, daß „der preußische Adonis“ — dein böses Wort — so lautlos verschwunden und verschollen ist. Der lange Christian, ich hör' ihn: „Wo wird er denn sein? Mit irgendeinem reizenden Schätzchen in ein möglichst romantisches Nest gefrochen — bis er auch diesen Becher ausgetrunken hat!“ — Ich hab' keinen besseren Nachruf verdient. Schlagt mich nur ans Kreuz! Lacht und lästert nur hinter mir her! Nein — all die andern — du nicht. Dein Bild steht hier vor mir auf dem Tisch; deine großen, ernsten Augen schauen mich so redlich und auch etwas traurig an; wenigstens ist mir so. Dich hat's nie gefreut, daß ich so ein „Adonis“ war; auch wenn du über den „Unwiderstehlichen“ lächeltest, deine Späße machtest, inwendig war dir doch unfröhlich oder bang zumut. Ich hab's wohl gefühlt, Kurt. Es hat mich manchmal gereizt, gewurmt, in meinem scheußlichen Größenwahn; und doch hatte ich immer eine an mir nagende Achtung vor dir — wie vor keinem andern.

O, du ahnst es nicht, wie mir nun ist. Mensch, ich könnte weinen! — Aber nein, ich will nicht weinen; ich will ein Mann sein durch und durch. Mein Herr

will ich sein! Sühnen, büßen will ich! — Dazu gehört auch dieser Brief. Eine Beichte, Kurt.

Nur vor dir, nur für dich! Als Katholik geboren und aufgewachsen, hab' ich doch nie den Beichtsinn gehabt; es kam mir immer wie Entmannung vor — auch zur Knabenzeit —, wenn ich vor einem kirchlich, amtlich bestellten Menschen mein Herz austun sollte. Warum tu ich's heute vor dir? Weil du auf der Welt der einzige bist, an dem meine sich windende Seele hängt. Die andern nennen mich nur Freund, du bist's. Meine Eltern sind tot; meine Brüder, die Kaufleute in Südamerika, machen brav Geld, was hilft mir das; Geld hab' ich genug. Einen Menschen brauch' ich. An deine breite Brust will ich sinken, Kurt! Deine redlichen Augen sollen hineinschauen in das gräßliche innere Chaos hier. Vor deiner manhaftesten Seele will ich mich demütigen, niedersinken, damit ich mich freimachen, mich wieder aufrichten kann!

Wie bin ich nur so geworden? Ich verstehe es nicht! Als Kind, als Knabe — ich hörte es ja, und wie oft: „so ein schöner Bub.“ Es tat mir nichts. Nein, noch anders: nicht hören mocht' ich's; es klang mir so beleidigend. Ein schöner Bub! Ich wollte stark, tapfer, ein bester Turner, ein Held sein. Mein Ehrgeiz, meine Wonne war, die andern Buben niederzuringen, am schnellsten oder am längsten zu laufen — „der schnellfüßige Achilles“ — mein Ideal. Am weitesten zu werfen und zu springen, wie Siegfried. Wer mich damals Adonis genannt hätte, dem wäre ich ins Gesicht gesprungen! Wenn ich im Sommer zum Onkel aufs Land

kam, da war so ein großer Nachbarsjunge auf dem nächsten Gut, den liebte ich, weil er so ein schöner Bub war, und achtete ihn, weil er furchtbar tapfer war; und hasste ihn — dann und wann —, weil er stärker war und mich niederrauzte. Und ich übte mich, soweit ich konnte, um ihm gleich zu werden; und hatte lange Gespräche mit Gott, er sollte mich einen rechten Helden werden lassen, und tat heilige Gelübde, nur immer nach Mut und Mannheit und Ehre zu streben ...

Mensch! Freund! Sag mir! Wie ist's dann gekommen? — Durch die Evastöchter? — Oder wurde in mir ein schlimmes Erbteil zu groß? — Ich hab' eine Photographie aus meinem sechzehnten Jahr; die ist, wie soll ich sagen, erschreckend schön. In demselben Jahr, im Seebad, hängte sich ein junges Mädchen an mich, gab mir schöne Worte, bot mir endlich ein Stellschein an. Ich glaube, ich hab' dir's nie erzählt. Kurz — sie war rein toll auf mich — sie verführte mich. Sie lehrte mich die Liebe! — Und als hätte ich nun wie der junge Siegfried von einem Blut getrunken, das mir ein anderes Sehen und Hören gab, so verstand ich auf einmal die Stimmen der Welt, sah in ihren Abgrund. Allüberall, versteckt, verschleiert, geslüstert, das Verlangen nach Liebe, der Sieg der Schönheit! Bist du Adonis, dann greif nur zu! Sie sind schon unterwegs zu dir, sie kommen dir entgegen, sie sagen dir ohne Worte: erobere mich! Und ich lernte erobern, es war so unbegreiflich, unsfassbar leicht; bis ich vom Spiegel und von den Frauen und von den Erfolgen lernte: deine Schönheit siegt. Deine berückende Stimme hilft ihr. Deine

schmeichelnden Worte beflügeln den Sieg. Du bist zum Sieger geboren!

Und aus dem Achilles, der alle Hektors bezwingen wollte, ward so nach und nach der Paris, dem sich jede Helena ergibt.

O Kurt! Welch ein Schicksal! Wie sitze ich nun da vor den ernsten Augen auf deinem Bild und verachte mich. Wie kann man so lebendig sterben? Wie kann man so abfallen von sich selbst? Jahr um Jahr so weiter! Bis in alle Tiefen der Eitelkeit! Eitel, stolz darauf, daß man dazu geschaffen ward, Weibern zu gefallen, Weiber zu besiegen. Der heldenhafte Bub, der Marx, ein mit seinen Farben prunkender Schmetterling — — O, es ist zum Sterben!

(Fortsetzung.)

Sch konnte gestern nicht weiterschreiben. Ein Ekkrß mich vom Stuhl in die Höhe, warf mich auf mein Bett.

Wenn ich nun so zurücksehe, Kurt — auf meine Studentenjahre in Heidelberg, München, Tübingen, auf mein Freiwilligenjahr bei der Garde in Berlin — sogenannte Triumphen ohne Ende und ein ewiger Niedergang! Ich fing an, es zu fühlen — schon lange — aber der Adonis in mir trockte und lachte und wehrte sich. Und so bin ich vierundzwanzig Jahre alt geworden und noch nicht einmal Referendar; ein Schmetterling. Bei so guten Anlagen, bei so leichtem Lernen. Nur ein bißchen Sprach Sinn hab' ich ausgebildet, das Poesiegefühl, der Stil sind so unter der Hand gediehen; sonst nichts!

Da kam eine Nacht — meine letzte Nacht in Berlin. Am Mittag hatte ich dich noch im Wirtshaus gesehn; am

Abend war ich in einem befreundeten Hause; ich bitte dich bei deiner Ritterlichkeit, forsche nicht nach, wo ich war; sonst könntest du etwa erraten, wer das Mädchen gewesen, das — — n i e m a n d soll es wissen! — Es wurde musiziert, später auch getanzt. Ich walzte mit einem lieben, reizenden jungen Wesen, das ich erst einmal flüchtig gesehen hatte. Sie tanzte hübsch; und bald mit einer — wie sag' ich das — mit einer jungen, feurigen, selbstvergessenen Hingebung — rührend anzusehn. Ein unbescholtener, reines Geschöpf. Aber in meinem Arm — — Es fiel zweien meiner Bekannten auf; diese erfahrenen Bursche, die alles sehn. „Da fliegt wieder eine Motte ins Licht,” sagte der eine. Und als das Fest zu Ende ging und die Augen des Mädchens so traumhaft glühten — wir hatten wieder zusammen getanzt —, sagte der andere zu mir: „Was wollen wir wetten, Adonis? Wenn du die nach Hause führst im Wagen, dann liegt sie dir noch heut an der Brust!” „Ihr gemeinen Kerle,” sag' ich. „Gibt's denn für euch keine Unschuld mehr?” Und ich mache ihm ein böses Gesicht, lasse ihn stehn. Als ich dann aber auf der Straße bin — — es war noch April, du weißt, aber eine wunderbar schwül warme Nacht. Das Mädchen steht mit einer Freundin und deren Bruder vor der Tür; sie schicken eben ihren Wagen fort, wollen in der schönen Nacht zu Fuß gehn. Ob ich mitgehen will? Ich tu's. Ich geb' ihr den Arm. Wir kommen bald zum Hause der Geschwister; ich übernehme es, meine Dame heimzuführen, sie lassen uns allein. O Kurt! Wie so ein Gewohnheitssieger, so ein Teufelsknecht horchen, fühlen lernt! Mein Arm fühlte in ihrem Arm: die hat

einen Rausch im Herzen, geht im Traum dahin. Diese unberührte Jugend, in dieser Nacht ist die Knoöpe plötzlich aufgegangen ... Ich spreche zu ihr, ich weiß nicht, was; ich höre aber meine weiche, warme Stimme — Mensch, ich sage dir, auf einmal kam mir eine Art von Schauder vor mir selbst: Warum sprichst du so? Dein Herz ist ja totenstill. Warum singst du dich so in ihres hinein? — Der Adonis in mir, dieser schöne Teufel, singt aber ruhig fort. Und als wir vor ihrer Haustür stehn, nehme ich ihren Schlüssel und schließe auf. Gehe mit hinein; das verruchte Wort vom „Wetten“ fuhr mir durch den Sinn! Und sie, das arme Geschöpf, offenbar hatte sie keinen Willen mehr; sie wankte an meinem Arm bis zur Treppe, dort sank sie auf eine Stufe hin. Ich setzte mich neben sie; stumme, tiefe Stille. Ich drückte sie an meine Brust und küßte sie; Wangen, Augen, Mund. Gott im Himmel, wie lag sie da; als wär' es die Hochzeitsnacht. Ganz in mich verloren ...

Ich hab' sie aber nur geküßt; — plötzlich graute mir. Ein neuer Schauder kam über mich; woher kam er denn? Hatte er schon, mir unbewußt, Gott weiß wie lange tief in mir geschlafen? — Ach, was weiß der Mensch? — Mir zuckten die Arme. Ich ließ sie los, ich stand auf. „Bitte, stehen Sie auf,“ sagte ich leise. Weiter, glaub' ich, nichts. Nur noch: „Gute Nacht!“ — Nein, nein. Ich muß ihr noch gesagt haben: „Hier ist Ihr Schlüssel; bitte, schließen Sie hinter mir zu.“ — Nun, was liegt daran? Ich hatte auch einen Taumel im Hirn. Von ihr, glaub' ich, kam kein Laut. Die Unglückliche ... Ich taumelte hinaus.

Ich kann nicht mehr. Gute Nacht. Dein Max.



Mai 1908.

Nun wirst du meine Beichte schon haben, liebster Freund. Ich bin hier nicht gar weit von dir: auf dem Gut meiner Tante Olga (Poststation D.), nahe an der Ostsee, in Mecklenburg. Schon drei Wochen lang. Am Morgen nach jener Nacht floh ich aus Berlin nach D. und von da hierher.

Grausig war die Nacht! Aber so müssen sie ja wohl sein, die Schichalsnächte, die uns bei der Hand nehmen: Wer'd ein anderer Mensch! — Vor der Haustür dieses jungen Mädchens — es tut mir in der Brust weh, nur an sie zu denken — da stand ich wie betrunken still; ein Auto kam herangesfahren, ich sprang hinein und fuhr nach Haus. Dort lag ich dann in allen Kleidern auf meinem Bett. Ekel! Ekel vor mir! Ekel ohne Ende! Wer bist du denn? schrie es immer wieder auf in mir; es war, als hätte sich ein Vesuv in mir aufgetan. Dieses Mädel, das du so gefühllos, so herzlos erniedrigt hast, hundertmal mehr ist sie wert als du! Vor deiner magnetischen Schönheit, in einer geheimnisvoll wehrlos schwachen Stunde ist sie hingefunken und wird nun halbe Nächte verweinen vor Gram, daß das möglich war; vor Scham, daß du ihr die reinste Reinheit genommen hast. Und sie bleibt doch immer ein Engel an Reinheit gegen dich, du Teufel! Ihre zur Liebe geschaffene Unschuld glaubte, solche Schönheit hat auch ein Herz. An das sank sie hin. Hätte sie geahnt, in dieser schönen Figur steckt nichts als ein eitles Grinsen, so wäre sie wie Erz gewesen, das dich kalt verachtet!

So wütete ich gegen mich die ganze Nacht. Gegen

Morgen kam endlich der beruhigende, befreieende Entschluß. Heraus aus der „Welt“! — Wären noch die alten Zeiten, wo die frommen Gottsucher in die ägyptischen Wüsten flohen, zu diesen Einsiedlern wäre ich wohl auch gezogen. Ich habe Tante Olga! dachte ich. Von dieser trefflichen Frau hab' ich dir erzählt; nicht viel, nicht genug. Meiner Mutter Schwester; sie lebte sehr glücklich mit ihrem Mann, der in Mecklenburg ein hoher Beamter war. Als er ihr starb — viel zu früh —, verließ sie die Stadt und zog auf ihr Gut, das sie von ihrem Vater geerbt hatte; suchte eine Art von Glückseratz in der Landwirtschaft und in der mütterlichsten Sorge für ihre „lieben Leute“, so nennt sie das Volk auf dem Hof und im Dorf. Es irrte sie nicht, daß ihr alle Welt prophezeite: du wirst an den Leuten nur Un dank erleben; auch nicht, daß sie sich bei den Gutsherrschäften der Gegend unbeliebt machte: sie verwöhne und verderbe die Bevölkerung. Mit ihrem Inspektor Höfer, einem älteren Mann, der ein sehr tüchtiger Verwalter ist, regierte sie gottvertrauend drauf los. Der Erfolg hat ihr bis heute recht gegeben; ihr „Volk“ hängt an ihr; es gedeiht; die unausbleiblichen Mißverständnisse und Unzufriedenheiten schwinden, statt zu wachsen. Es ist eine wahre Freude, dem zuzusehn. Auch dir wird's gefallen, Kurt! Und die Tante Olga — sie hat sich ein neues Leben gemacht. Mit ihren ganz ergrauten Haaren ist sie noch immer eine hübsche, rosenwangige, stattliche Frau. Die Güte und der Lebenszum strahlen ihr aus dem lieben Gesicht. Wie schaue ich sie oft mit heimlicher, tiefer Wehmuth an! Die hat sich nie im Leben verirrt. Die weiß auch nicht,

wie tief der gesunken war, der ihr an ihrem gästlichen Tisch gegenüber saß!

Ich soll hier bleiben, so lang ich mag. Sie sieht's so an, daß ich, wohl ein reichlich „lockerer Vogel“, aus dem Babel an der Spree geflohen bin, um hier ungestört, unverlofft fürs Referendarexamen zu leben. Eine Kiste voll Bücher hab' ich mir nachkommen lassen. Viele Stunden sitze ich denn auch im Garten oder im Zimmer, ein Büffler wie noch nie. Arbeiten, arbeiten lernen! Die verwüstete Phantasie zur Ruhe bringen und die Sinne töten! — Am liebsten freilich gehe ich oder reite mit dem Inspektor Hofer zu Feld, in die Landwirtschaft; wie in alten Zeiten, wo ich junger Fant mit dem Onkel Heinrich sein Landgut bereiste, an seinen lieben, redseligen Lippen hing, das ganze Landleben in mich sog und mir nichts Besseres wußte (außer Krieg und Reiteroffizier), als auch so ein gesegnetes Stück Erde zu regieren. Mit dem alten Hofer jetzt ist mir's ebenso. Sein ehrlicher, treuherziger Baß tut so gut. Von seinem Landmannsverstände lerne ich so gern. Und wenn er zuweilen ein paar plattdeutsche Geschichten dazwischen wirft — Kurt, wie ist dann Berlin so weit, so weit! Und das alles! alles!

Nein, nicht in die thebaische Wüste; aufs Land! Da ist Gottes Segen! Wenn wir so zwischen den noch maigrünen Saaten auf dem einsamen Landweg gehn, der sanfte Wind in den Halmen spielt, nach dem befruchtenden Regen die Erdschollen duften, die Lerche zwischen den Wölkchen tirliert und die Jinken und Meisen aus dem Walde singen; der komisch majestätische Storch

über seine Wiese schreitet, die ziehenden Geschwader der Stare dunkle Wolken bilden — ferne Peitschen knallen, ferne Rossen wiehern, ein junger Hahn auf dem Hofe kräht, auf dem hohen, schrägen Scheunendach die Tauben gurren — da hinten vor dem Tannenbüchel fährt die Kleinbahn zum Meer vorbei; weiter nach rechts steigt der Kirchturm der kleinen, in Grün getauchten Stadt in die blaue Luft — dieser Frieden, Kurt! Diese schöne durchflungene Sabbatstille! Und wie über so ein Ackerfeld das Leben der Arbeit geht: der Pflug oder die Egge, wie mit wissendem Verstand in die Erde greifend, das Pferd davor, mit so taftmäsigem Schritt dem Pflug weiterhelfend, der Mann dahinter, bedächtig steuernd und herrschend — es ist alles wie von der Natur gemacht, wie aus der Erde gewachsen. Alt, uralt und das ewig Neue! Segen unseres Fluchs: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist!“

Und was willst du elender „Aldonis“ hier? In Babylon, da warst du was; wo sie sich die Nerven zerzittern und die Sinne wund leben. Wer fragt hier nach dir? Bist du schöner als die blühende, reisende, heilige Natur? Schöner als der Falk in den Lüften, das Reh, das aus dem Walde tritt, der Stier auf der Weide, der Hahn auf seinem Hühnerhof, die Taube auf dem Dach? — —

Leb wohl!

\* \* \*

Noch immer Mai.

Ich danke dir für deinen lieben, verstehenden, zum Herzen sprechenden, wahren Freundesbrief. „Du wirst

siegen!" schreibst du. „Hat man erst so einen bösen Feind ganz als Feind empfunden und sich so leidenschaftlich gegen ihn empört, dann ist der Triumph gewiß!“ — Ach, mein guter Kurt! Hoffe ich's nicht wie du? Aber ein seelisches Übel, das sich so tief eingefressen hat, ist doch leider ein Teil des Ich. Hier hab' ich nun diese eine Woche wie in einem schönen Kloster gelebt; wenn ich wieder in die Städte, in die „Gesellschaft“ komme, wird da der „böse Feind“ in mir nicht wieder mit den Flügeln schlagen? — Mir graut noch vor der Welt und vor mir. Ach, hier draußen ist's gut ... Da hast du die Ansichtskarten von hier, die ich neulich einzulegen vergessen habe. Da siehst du, wie hübsch das alte Haus auf der Gartenseite an dem spiegelnden Teich liegt, auf dem so viele gemütliche Bewohner schwimmen, und was für herrliche Bäume ihm zu Seiten stehn. Das Bild des Salons macht Lust, nicht wahr? Die traulichen Fensternischen, die Eschenlaube; die behaglichen Großvaterstühle. Nichts von Luxus, nur Menschlichkeit. Das ist Tante Olga.

Neulich streichelte sie mich plötzlich: „Was bist du doch für ein hübscher Kerl!“ Ich fuhr fast zusammen; wahrhaftig. Dann dachte ich aber (und sah in ihr gutes, schlitziges, tapferes Gesicht): Guter Gott! Gäbe es nur solche Frauen und Mädchen, dann wäre ich nicht frank geworden, wäre einfach ein „hübscher Kerl“ und ein fester Mann!

Nun muß ich dir aber erzählen: in dieser stillen Weltverschollenheit habe ich ein erstes kleines Abenteuer gehabt. Fürchte aber nichts! — Von unserm Herrenhaus geht man eine gute halbe Stunde bis ans Meer, an das

hohe Ufer; ich bin einigemal hinspaziert. Vor gestern morgen trieb es mich, da die Sonne so herrlich lockte, eine wirkliche Wanderung an der Ostsee entlang zu machen; „übermorgen komme ich wieder,” sagte ich zur Tante, und mit Regenmantel und Rucksack marschierte ich ab. Alles war auch schön und gut. Gestern, schon auf dem Rückweg, schlendere ich hart am leise brandenden Meer, in dem feuchten Sand, über den ausgeworfenen Seetang hin; große Einsamkeit, weit und breit kein Mensch. Doch! Ganz so wie ich, auf dem Uferstrand, kommt von der andern Seite ein weibliches Wesen daher. Ein Mädchen aus dem Volk? Eine Dame? Ihr Mantel war so schlicht, ihr Hut desgleichen; und wie kommt eine Dame in so früher Jahreszeit in dieses einsame Revier? Und doch war sie eine: ihr Gang, ihr feines Gesicht, ihre schönen Locken ... Als sie näher kam, blieb sie ein paar Augenblicke stehen; begann dann nach dem Lande zu auszubiegen, einen Halbkreis um meinen Weg zu machen, und ihre rechte Hand versank in die Manteltasche. Kurt! Alter Kurt! Was hätte ich wohl noch vor einem Monat bei so einer Begegnung getan? Wäre nicht der „Adonis“ in mir auf die einsame Schöne und dieses Abenteuer zugegangen und hätte weiter nichts gedacht als: hier wirst ein Sieg!? — Ich war aber der „neue Mensch“. Ich will dich beruhigen! dachte ich. Höflich, ritterlich grüßte ich mit abgezogenem Hut; dann watete ich einige Schritte in die flache Brandung hinein, um ihr unfehlbar deutlich zu zeigen: fürchte dich nur nicht, ich komme dir nicht in den Weg! — Sie verstand mich gleich. Sie erwiderte meinen feierlichen Gruß mit einer Art von Verneigung —

sehr anmutig, fein — und ging mit etwas verminderter Ausbiegung frisch und kräftig weiter, bis sie hinter der nächsten Krümmung des hohen Ufers verschwand.

Heute mittag komme ich heim. Wer steht mit der Tante Olga vor dem Herrenhaus? Diese Dame mit dem altbraunen Mantel und dem unwahrscheinlichen Hut! Die Tante stellt uns einander vor, recht humorvoll lächelnd. „Ich hab' dich überraschen wollen,” sagt sie, „mit diesem lieben Besuch; darum war ich vorgestern still. Das ist Alma Weinold, der du offenbar gestern begegnet bist; Frau des Doktor Sigmund, von dem ich dir erzählt habe.“ Sigmund ist Arzt, Sohn einer verstorbenen Freundin der Tante Olga und nun auch ihr Freund. Er kommt von einer längeren ärztlichen Forschungsreise, insbesondere nach Teneriffa, erst in drei oder vier Wochen heim. Jetzt hat die immer hilfreiche Tante Olga die junge Strohwitwe zu sich eingeladen, bis der Gatte sie holen wird.

„Aber gnädige Frau,” sage ich, „wie kamen Sie gestern so mutterseelenallein an die Ostsee?“

„Die ist ja meshugge,” sagt die Tante und lächelt das junge Weib so recht mütterlich an. „Sie hat die große Sehnsucht nach dem einsamen Wandern. Sie denkt sich's so schön, wie ein Mann umherzuschweifen, ganz mit sich und ihren Gedanken allein. Heute früh zog sie schon wieder aus, kurz vor dir ist sie heimgekommen.“

„Aber die böse Welt?“ sage ich zu der jungen Frau. „Wenn Sie von irgendeinem rohen Mannsbild —“

Die blondlockige Frau Alma griff in ihre Manteltasche und zog einen sechsläufigen Revolver heraus. „Den hab' ich ja draußen immer bei mir,” antwortete sie mit

einem frischen, allerliebsten Lächeln. „Nach dem griff ich auch gestern schon, als ich an Ihnen vorüber mußte — und noch nicht wußte, was für ein edler Ritter Sie sind.“

„Können Sie denn schießen?“ fragte ich.

„Mein Vetter Major, der mit mir den Revolver gekauft hat, hat mich's ein wenig gelehrt. Er hat mir auch eingeschärft, wie ich mich benehmen soll. So im Bogen ausweichen wie gestern, die Hand am Revolver. Und mir einen verdächtigen Menschen vor allem nicht nahe kommen lassen, so daß er mich anspringen kann; sondern zur rechten Zeit mit dem herausgezogenen Revolver drohen und — — O, ich weiß meine Lektion!“ sagte sie und lachte.

„Ist sie nicht meschugge?“ rief die Tante und drehte sich vor Vergnügen herum.

Das ist nun also ein neuer Gast. Mit der Alleinjamkeit ist's vorbei. Ich glaube aber, ein lieber Mensch! So natürlich und frisch wie die Hausfrau. Eine kernige und holde Gestalt. Das Gesicht nicht regelmäßig, keine klassische, aber eine herzige und sonnige Schönheit. Und man sagt sich bald: ein guter Kamerad!

Und nun will ich, ehe es nachtet, noch wieder zu dem großen Juristen gehn.  
Dein Max.

\* \* \*

Juni 1908.

Heute nur drei Worte, mein geliebter Kurt. Ich muß doch meinem Beichtiger sagen, wie ich diesen ersten Kampf gegen meinen Dämon bestehé; denn bin ich Unglücklicher nicht noch ganz aufs Fechten und Besiegen

gestellt? Diese junge Frau Alma Weinold — sie ist nun also zwei Wochen hier. In der ersten ging sie noch täglich mit ihrem Revolver auf die Wanderschaft; meist schon vormittags, und kam gegen Abend zurück. Wenn sie dann schön durchglüht in die Tür trat und mit ihrem strahlenden Mädchenlächeln grüßte, und Frau Olga sie fragte: „Nun, Kind, wie war's?“ „Herrlich, Tante Olga!“ erwiderte sie dann allemal, mit ansteckender Seligkeit. Ja, in der läuft ein frohes Blut!

Sie hat sich nun aber „zur Ruhe gesetzt“. Ihre eigentliche Leidenschaft und auch ihr Talent ist Zeichnen; dem frönt sie nun den halben Tag. Sie zeichnet fast alles, was ihr vor die Augen kommt, drinnen und draußen; sie hat auch mich schon dreimal gezeichnet. Aber, Mensch, sei ruhig; den Adonis weckt sie nicht, denn sie fühlt ihn nicht! Ich bin ihr ein dankbarer Stoff, sonst nichts. Ein Studium, wie alles. Ihr kleines Herz — nein, sie hat wohl ein großes Herz — das liegt auf dem Atlantischen Ozean, wie es einen Monat auf den Kanarischen Inseln lag, und fährt nun mit einem Dampfer, auf dem Doktor Sigmund Weinold lebt, oft vor Ungeduld seufzend nach Hamburg zurück. Sigmund Weinold ist doch der schönste, weil er der Herzliebste ist. Was sie auch für treue Augen hat! O wie die mir's leicht machen, Kurt, gut und brav zu sein. Ich hab' so heilige Gelübde im Himmel, kein Weib anzurühren, kein Weib zu begehren; hier brauche ich sie nicht. So ein anziehendes und holdes Frauenzimmer diese Alma ist, es ist, als wenn sie eine unsichtbare Mauer um sich hätte, oder eine kalte Luft, die jeden sich nähernden Gedanken abkühlte.

Nein, dieser Sieg, der gilt nicht! sagte ich gestern abend beim Schlafengehn vor mich hin.

Ich hab' einen andern Kampf, da ist schwerer siegen. Referendar! Professor! Wozu? sagen allerlei Leute in mir — die mit Hofer zu Felde gehn und abends im Salon auf und ab mit ihm die Wirtschaft besprechen, Gutsverwaltung lernen. Das sind all die Leute, die einst in der Knabenbrust so landglücklich waren und mir zuredeten: werde du auch so einer! — Und dann nehm' ich wohl einen Pandektenband in die Hand, um ihn an die nächste Wand zu werfen —

Sag' aber keinem Menschen davon. Es ist wohl nur ein Traum. Eine heiße Sehnsucht: am Busen der Mutter Erde völlig zu gesunden!

Ende Juli 1908.

Ich glaube, du mein Getreuer, ich schrieb lange nicht. Und eigentlich hab' ich doch viel erlebt oder viel gewonnen; das wuchs aber so langsam, so Tag für Tag, reizte nicht zum Schreiben. Wenn ich nun zurück schaue — — Also Frau Almas Doktor kam! In unserm allerschönsten Juniabend kam er; sie stürzte sich ihm überselig in die Arme, dem weiland Don Juan gab es doch einen Stich ... Zuweilen — dir verhehl' ich nichts — zuweilen hatte ich in einer Art von dummer, eitler Eifersucht gedacht: ob der Mann wirklich so viel schöner ist als ich, daß sie mich mit so wunderbar kalter Ruhe aufs Papier zeichnen kann? Nun stand er da — Arm in Arm mit ihr — und es ging mir wunderlich. Er ist ganz richtig schön. Von einem jugendlichen Adonis so fern wie — nicht wie Sokrates — aber wie der merkwürdige junge Gelehrte mit dem Denker-

Kopf, den wir einmal im Tiergarten bei der Almazone auf einer Bank sitzen sahen. Wir mußten ihn anschauen, fort und fort; weißt du noch? Er versann sich offenbar mehr und mehr, war hundert Meilen fern von uns; die Seele trat ihm aufs Gesicht, wunderbar ergreifend; die unschönen Kiefer und Backenknochen wurden durchgeistigt, verklärten, in seine Augen kam ein tiefes, herrliches Leuchten — zuletzt war er schön. Da erinnerte er uns beide in demselben Augenblick an den jungen Mönch auf Giorgiones Konzert, der, die mageren, durchseelten Hände auf den Tasten, zu dem Mitspieler zurückschaut. Ungefähr so stelle dir Almas Gatten vor! Es war ihre erste lange Trennung; nach einer Weile stand er mit ihr am Fenster, wir andern waren zurückgetreten. Seine Augen versanken ganz in ihre, er wußte offenbar nur noch sie. Mehr Liebe in einem Blick, das ist wohl unmöglich! Es war aber noch mehr als Liebe darin: grenzenlose Freude, und Geist und Rührung, Charakter — wie soll man das in Worte fassen. Und der Mann, den ich im ersten Augenblick bei nahe häßlich gefunden hatte, stand nun da — wie soll ich sagen — wie ein Kunstwerk der Schöpfung.

Und Frau Almas Augen lagen auf ihm wie auf ihrem Himmel. Ihre stummen Lippen sagten: ist das nicht der herrlichste Mann?

Kurt, ein unaussprechliches Gefühl ging mir durch den ganzen Menschen. Ich schrumpfte so erbärmlich zusammen, ward so klein, so klein. Was ist dein bißchen Schönheit, auf die du so stolz warst? Da tritt einer an die Waage, über den du schon deine griechische Nase rümpfen wolltest, legt seine Seele, sein Herz in die andre

Schale, und du angemalte Drahtpuppe schnellst empor! — Kurt, ich sag' dir alles; mir wurde häßlich, verrucht zumut. Neid! Das erbärmliche Ungeheuer, das ich von je am meisten gehaßt hatte! — Dann aber traten mir wehmutsvolle Tränen in die Augen. Ich drückte sie zu, konnte nicht mehr sehn. Ergrab mich und dankte Gott: hast mir eine neue Einsicht gegeben; laß mich weiterbüßen!

Wozu noch viele Worte; du kluger Mann denkst dir nun schon alles. Wir sind gute Freunde geworden, Doktor Sigmund Weinold und ich. Nein, das sagt es nicht; in den zwei, drei Wochen ist es eine schöne, edle Freundschaft geworden zwischen ihm, ihr und mir. Wie hatte ich nach so einem Bund gelechzt, ohne daß ich's wußte. Wie wunderwohl ist mir nun ums Herz! — Er ist ein herrlicher Mensch. Heilig überzeugt, daß nur ein guter Mensch ein guter Arzt sein kann. Lebt alle neuen Forschungen mit; hat von allem einen raschen Begriff, geht so leicht ins Tiefe. Dabei eine rührende Bescheidenheit. Und wie die beiden sich lieben!

Gräßlicher Gedanke: ich, der Umschwärzte, der Eroberer, der Sieger, hab' noch nie geliebt!

Kann ich denn nicht lieben? O du mein Schöpfer, hast du mir das auf immer versagt?

Nein, nein. Laß mich hoffen!

Sie ziehen nach Berlin; dort war Sigmund Assistent bei einem von den „Großen“. Ich glaube, er hat eine bedeutende Zukunft.

Und was will ich? — Kurt, nun kommt's, die große Überraschung. Während Sigmund Weinold in Babel

Patienten sammelt, gehe ich wieder studieren — ich weiß noch nicht, wo — aber Landwirtschaft. Der Landmann in mir hat gesiegt! Die neuen Freunde, Tante Olga, Hofer, alle haben es begriffen! — Ich war Jurist geworden, wie es so viele andere werden: aus Berufslösigkeit. Verlegenheitsjurist; weil es in dubio doch das „Feinste“ ist. Jetzt bei der Mutter Erde hab' ich mich gefunden! Wie das glücklich macht, lieber Freund, wenn der tiefe Instinkt der ersten Jugend, den das Leben verschüttete, sich wieder ausgräbt und im Licht des Tages sich sonnt und die Flügel dehnt. Ja, ich komme wieder, heilige Natur. Bei dir finde ich den Knaben, den gefunden, tapfern, und die verlorene Unschuld und die Zukunft wieder!

Im Oktober zur Universität; jetzt noch einmal in ein Idyll, mit landwirtschaftlichen Büchern — weit vom Meer, im Gebirg. Hier hab' ich drei volle Monate gut und fördernd und schön verlebt; nun will mich durchaus ein neunzehnjähriger Schwärmer haben, der im letzten Winter in Berlin studierte und sich unendlich herzlich, mit „Berehrung“ an mich anschloß; ich glaube aber, du hast ihn nur ein paarmal gesehn. Wilhelm Burger, Jurist. Die Mutter hat eine Villa im österreichischen Salzkammergut, an einem See; dort soll ich sein Gast sein, „mich erholen“, schreibt er. Von was? — Doch er läßt nicht nach. Die (noch unbekannte) Mutter bittet mit, sehr herzlich. Sie haben auch Bilder von der Villa geschickt, um mir Lust zu machen; sie liegt schön am See, in einem baumreichen Garten.

Ach, ich sehne mich so, etwas Gutes zu tun, Liebes

zu erweisen. Ich gehe. Am ersten oder zweiten August bin ich dort.

Liebe Tante Olga, guter Engel des franken Mannes, leb wohl!

\* \* \*

August 1908.

Da bin ich in meiner neuen österreichischen Sommerfrische; deinen letzten lieben, so warm zustimmenden Brief hat Frau Olga mir hierher nachgeschickt. Ich lege dir ein paar Ansichtskarten von der Villa bei, nebst der neuen Adresse. Wunderschön liegt das Haus dem mächtig aufsteigenden Gebirge gegenüber, aus dem der Fluß, der den See durchfließt, den lieblichen Vorbergen entgegenzieht. Wie anders hier alles als in dem sanft gehügelten, fornreichen, wiesenrebligen Ostseeland! Auch dort war gut leben, hier wird einem doch noch größer zumut. Der Garten ist umfangreicher als ich dachte, am tiefgrünen Wasser. Wir wohnen weit draußen vor dem Städtchen, schöne Spaziergänge führen hin.

Eine kleine Kiste mit landwirtschaftlichen Büchern wird mich bald erreichen.

Wilhelms Mutter, Frau Helene Burger, hat mich aufs allersiebenswürdigste empfangen; es macht ihr so große Freude, daß ich, der fünf Jahre ältere, ihrem geliebten Jungen diesen Wunsch erfülle. Er ist ein sehr guter Junge; fein, etwas zart — wie du weißt — und nicht ganz gesund; geistig früh entwickelt, blaß. Um so blühender ist seine (einige) Schwester, die siebzehnjährige Thekla,

an der er mit schwärmerischer Liebe hängt; wie er denn überhaupt zum Schwärmen neigt. Ihre große, schlanke, harmonische Gestalt wäre ganz nach deinem Sinn. Die ganze Person ist schön zu nennen; dabei so viel Gutherzigkeit wie Frohsinn im Gesicht. Fast berühmt ist sie durch eine Büste geworden (die steht hier in der Villa, in der Mutter Zimmer), die der verstorbene Vater, ein talentvoller Bildhauer, von der Thekla als Kind gemacht hat; sie war damals offenbar ein entzückendes, süßträumerisch poetisches Geschöpf. Kurz vor seinem Tode hat er dann noch eine zweite Büste nach ihr gemacht; als sie eben erwachsen, fünfzehn Jahre alt war. Beide wurden photographiert, kamen in die Welt; das Mädel war im ganzen Land bekannt, ehe sie noch das mindeste für die Welt geleistet hatte. Aber etwas Unverdorbeneres kann man doch nicht sehn; — du fühlst, mein Teurer, mit welcher Empfindung ich das niederschreibe. „Schön“ hörte sie sich gewiß von Kind auf und von Hunderten nennen; aber so hörte sie auch jeden interessanten Greisenkopf, jede menschliche Besonderheit nennen, die der Vater nachbildete, studierte oder sonst in seiner feurigen Art besprach und beschwärzte. Ein alter rissiger Eichbaum, ein verfallener Turm, eine schwarzbraune, zerlumpte Bettlerin, das alles war schön. So schlenderte die kleine, dann die große Thekla am Abgrund der Eitelkeit in träumerischer Unschuld vorbei. Die Mutter, eine kluge, ja bedeutende Frau, hat mir's so geschildert. Auch sie ist eine künstlerische Natur, eine freie Seele — und offenbar eine vor treffliche Erzieherin.

Ja, das Mädel hat es gut gehabt mit Vater und Mutter. Möge sie nun so bleiben, nie zu einem weiblichen Adonis werden! Amen!

\*       \*       \*

August 1908.

Lieber Kurt, mir geht's gut; hoffentlich nicht besser als dir. Ich studiere Agrikulturchemie und genieße die Freuden und Reize der Natur; Seefahrten und Wanderrungen mit Wilhelm, mit der ganzen kleinen Familie; Landungen drüben und Kletterungen in die wilde Bergwelt. Abends trauliche, lustige, sinnige Gespräche; oder ich lese vor: das hören sie hier ebenso gern wie bei Tante Olga, wo besonders die beiden Frauen oft danach verlangten. Du weißt, ich hab' ein gewisses Talent dazu. „Sie haben so viele Töne in Ihrer Stimme,“ sagte Frau Burger gestern. O, ich hab' ihrer nur zu viele gehabt ... Aber auf Ehre und Seligkeit, ich hüte mich wie vor der gemeinen Lüge davor, in den gar so liebkosend weichen Tönen zu sprechen, durch die ich früher so oft Ihr und Herz berückte. Versinke ich da wieder hinein, dann erschlag' ich mich, das hab' ich geschworen!

Hier ist etwas Neues aufgetaucht, das ich noch nicht kannte: das Wellenbad. Hast du schon so eins gejehn? Bei der Badeanstalt unseres Städtchens (wo die Fremden jetzt wimmeln) haben sie einen Anbau gemacht, der den Landratten den Seestrand und die Brandung erzeigen soll, so gut es eben geht. Wilhelm und Fräulein Thelka gehen eifrig hin; gestern ging ich auf ihr Verlangen mit, obwohl ich mich gerade so schnöde er-

kältet hatte, daß ich auf das Mitbaden verzichten mußte. Aber es ist da eine hölzerne Galerie, auf der kann man von oben zuschauen; und da stand ich denn. Ein modernes Bild! Auf dem festen Land ist ein kleiner Meeresstrand aus weißlichem Sand gemacht; aus dem anstoßenden langen Gang der Anstalt kommen sie in ihren Badekostümen, Männlein und Weiblein, klein und groß; wer will, wirft sich in den Sand, läßt sich von der Sonne durchwärmen, macht sich wohl ein Nest und bestreut sich, umsandet sich. Andere zieht es gleich zum Wasser, sie werfen sich in die Brandung hinein; die wogt in einem länglichen, umschlossenen Raum, an dessen Ende eine unsichtbare Maschine rastlos Wellen macht, die vom See hereinbrechen, auf das sandige Ufer zu. Du kannst dich nun ans Ufer setzen, wo die Wogen verschäumen, und dich von ihrem Gischt umsprühen, umspielen, überrieseln, wohl auch einmal umwerfen lassen; oder du stürzeшt dich in die volle Kraft der Brandung hinein, marschierst oder schwimmst ihr entgegen, ertrinkst einmal, raffst dich wieder auf, kämpfst wie ein Held, bis sie dich doch ans Ufer treibt. Kurz, du bist an der Nord- oder Ostsee oder Adria, während die Berge des Salzkammerguts auf dich fidelen Komödianten herunterlächeln.

Wilhelm kam gegangen und legte sich zunächst zu andern in den sonnenwarmen Sand; bald erschien auch Thekla, die schritt gleich auf die Brandung zu. Es war schon eine ziemliche Menge von Frauen und Mädchen im Wellenbad; mit Thekla kam aber gleichsam ein anderes Wesen, in ihrem roten Kostüm von schönster Farbe, dem ebenso roten Häppchen auf dem vorquellenden, sonnig-

blonden Haar, war die wunderbare Wohlgestalt überraschend schön. Und es war, wie sie nun in der Brandung stand und stritt, als wäre sie in ihr Element gekommen; die Wasserlust lachte und jauchzte ihr aus den hellen Augen; sie warf sich in die hohen Wellen hinein, wie wenn sie sich in die Arme von Geschwistern würfe, die ein wildes Spiel mit ihr spielten. Dann schwamm sie gegen die Wogen an, sich hinüberhebend, noch nicht mit ausgelernter Kunst, aber mit kampffroher Anmut; immer wie ein Bild. Dann stieg sie wieder heraus und ging auf dem langen, breiten Steg, der neben der Brandung bis zur Maschine läuft, mit leichten, federnden, geneigenden Schritten hin und stieg am Ende eine Treppe hinunter, um in den offenen See hinauszuschwimmen; so verschwand sie mir. Die Männer auf dem Steg, an denen sie vorüberschritt, begleiteten sie mit den langen Blicken, bis sie so verschwand.

Bin ich ein Philister, Kurt? Es war ein herrlicher, entzückender Anblick, werd' ihn nie vergessen. Aber es war mir — zu schön; unheimlich, bedrückend schön. Diese jungfräuliche Gestalt in all ihrer süßen, unbewussten Unschuld, aber auch in all ihren Formen unserm Auge gegeben — jedem, jedem Auge. War ich ein Maler, ein Meister, konnt' ich sie nun malen! — Sie kam bald zurück, ging denselben Weg. Nein, dachte ich, wenn du meine Schwester wärst oder meine Liebste, das erträge ich nicht, das duldet mich nicht! — Mir zu neuen Zeiten!

Es kam noch etwas Unerwartetes: ein junger Mann erschien aus dem Badegang in einem auffallend eleganten Kostüm, das wohl die schönste männliche Gestalt

bedeckte, die ich je gesehn. Ja, ich hab' das Gefühl — lach mich nicht aus — als hätte ich auch in den Museen unter den Antiken keine schöneren gesehn! Oder taten die Sonne und das Wasser und seine Wasserkünste so viel? Es war wirklich erstaunlich, Kurt, was der Jüngling konnte. Wenn der in die Brandung sprang — er sprang nämlich von überallher hinunter —, jedesmal war's ein anderes Bild, jedes Glied an ihm kam zuerst hinunter. Wenn er gegen die Wogen schwamm, so war's, als kämpfte nicht er gegen sie, sondern sie gegen ihn; aber ganz vergebens. Wie er sich empor schnellen konnte! Wie auf ihren Rücken sein Rücken lag! — Kein Mensch, ein Triton; aber so formenschön wie kein Triton. Und die schwarzen Augen!

Solange er so „das Meer beherrschte“, rührte sich niemand drin: alle hingen mit den Augen an ihm. Es schien, man sah ihn hier zum erstenmal. Thekla stand auf dem Steg, oft vor Aufregung vorgebeugt, mit einem unendlich ausdrucksvoil begeistert staunenden Gesicht.

Als ich sie dann zu Hause wiedersah, erzählte sie eben der Mutter von diesem wunderbaren Mann, diesem „zauberhaften, berückenden Wassermenschen“; in naivster, unbefangenster Unschuld schwärzte sie von ihm. Ja, ja, neue Zeiten. Es geht jetzt förmlich!

Wie denkst du darüber?

\* \* \*

Noch August 1908.

Es ist nicht mehr so schön hier, mein guter Kurt. Der Wellenbadgaukler, von dem ich dir neulich schrieb, ist ins

Haus gekommen; heißt Falkenstein, ist — ja, was ist er? Junger Edelmann, schon viel gereist, zwei Jahre Leutnant, mochte dann nicht mehr, genießt sein Leben; will aber dies und das, große Dinge — sagt er. Gefällt in der Villa sehr, wie es scheint. Soll aber, wie mir ein angenehmer, gescheiter, behaglicher Freund des Hauses sagte, ein sehr durchtriebener Schwerenöter sein. Ein „Don Juan“ ...

Wie mir zumut ist, Freund, wenn ich das nur höre!  
Ich, der ich einst selbst — —

Gute Nacht! Ein andermal mehr!

\* \* \*

September 1908.

Hab ich dir schon geschrieben, daß Fräulein Thella nicht nur eine leidenschaftliche (noch werdende) Schwimmerin, auch eine sehr poetische Tänzerin ist? Das hat früh begonnen; die Mutter zeigte mir dieser Tage ein paar Atlasschühchen, in denen das Mädel als Kind getanzt hat, schon damals eine kleine Künstlerin. Später sah sie Isadora Duncan, begeisterte sich, ahmte sie nach; jetzt hat sie ihre eigene Art gefunden, die einem ganz merkwürdig zu Herzen geht. Sie braucht ihren Bruder dazu: nachdem sie sich in ihr weißes „griechisches“ Gewand geworfen hat, das sehr edel wirkt — dazu weißseidene Strümpfe, weiße Atlasschuhe; die Schuhe streift sie zuweilen ab —, setzt Wilhelm sich ans Klavier und beginnt etwas Schönes zu spielen, das ihr Stimmung macht; er ist ganz auf sie eingespielt. Er ist rührend stolz auf sie! Nun solltest du sehn, wie sich bei den ersten Tönen

ihr Gesicht belebt; in den noch halbkindlich heiteren Zügen erwacht etwas anderes, ein horchender, großer Ernst, eine sanfte, allmählich wachsende, selige Verklärung; man denkt wohl: eine junge Priesterin der Aphrodite — oder auch Apollons; ich weiß nicht. Die Musik in ihr setzt die Glieder in rhythmische, melodische Bewegung; sie schwebt durch den Raum dahin, sich in wundervoller Anmut windend, biegend, neigend, erhebend —

Ein Unzinn, daß ich das schildern will. Komm und sieh! — Von des Bruders Spiel begeistert, improvisiert sie den „Tanz“ dazu; nicht immer gleich charaktervoll und eigen, aber immer hold. Und immer ernst, gleichsam fromm; mir sind schon die Augen dabei feucht geworden.

Gestern abend aber — — das war schön und greulich! Wir hatten genachtmahlt, auf unsere Bitte tanzte sie wieder. Mittendrin trat der Herr Karl von Falkenstein durch die offene Tür herein; im weißen Tennisanzug, weichste Tennisschuhe. Er sieht eine Weile schweigend zu; dann ruft er zum Klavier hinüber: „Bitte, Maestro! Herr Wilhelm! Etwas Feuriges! Etwas Leidenschaftliches, Wildes!“ Wilhelm starrt verdutzt; als der andere aber von neuem mit seiner selbstgewissen Stimme bittet — er hat im Hause schon eine Art von Herrschaft gewonnen —, so geht der leicht zu verschüchternde, gutmütige Füngling am Flügel in eine starke, feurige Musik über, ich weiß nicht von wem, und nun tanzt der Falkenstein gegen Thella an. Bacchantisch, zigeunerisch, räuberhauptmännisch, alles durcheinander! Das Mädel — eben noch Priesterin der Aphrodite oder Träumerin — geht in einem Nu drauf ein. Es war genial, Kurt! Völlig

überraschend — eine entzückende, berückende Bacchantin tanzt dem Wilden entgegen, um ihn herum, Hand in Hand mit ihm, unter seinem Arm hindurch, in die Ecke fort. Genial! — Mir fuhr's aber durch Mark und Bein. Als wär' eine Hölle von ihr abgefallen und es stünde da ein anderes Weib. Schöner, immer schöner — ihre Augen strahlten, leuchteten — endlich glühten sie. Er lächelte sie an, sie gab's zurück ...

Mir ward schauerlich, unaussprechlich zumut. Gott im Himmel! Verliebt! Sie liebt ihn!

Und ich? Was bin ich?

Auf einmal bebte es durch mich hin. Eifersucht — rasende. Ob ich lieben kann? O du mein Schöpfer, hab' ich einst gerufen, hast du mir das auf immer versagt? Nein, das hat er nicht. Nun liebe ich. Ja, nun kann ich lieben!

Und ihr Herz hat er! — —

Ich muß fort, fort, fort!

\* \* \*

(Drei Tage später.)

Ich hab' diesen Brief nicht abgeschickt. Und auch nicht vernichtet. Warum nicht? Ich weiß es nicht. Gräßliche Unruhe, Verwirrung, Chaos ...

Aber nein, nicht fort! Thekla nicht verlassen! — Die Mutter, sonst so klug, scheint hier nichts zu sehn; nicht, wie ihr Mädel weich und weicher dahinschmilzt in ihrer siebzehnjährigen Unschuld, im ersten Sturm ihrer jungen Sinne; nicht, wie er, der Jäger, sein Opfer lockt, und zielt und — — O Gott, wie sehe ich's mit hundert Augen!

ich, der Wissende, der Kündige, der geschulste Sünder! —  
 O ich sag' dir, Kurt — — Nein, ich schreib' nicht an  
 dich, ich sag' mir selber mit Grauen, mit Marter, mit  
 Entsetzen: zuweilen steht er vor mir da, dieser Mensch,  
 als wäre er mein Gegenbild, mein Ebenbild — von  
 einem guten oder einem bösen Geist vor mich hingestellt,  
 um mir die ganze schreckliche Wahrheit zu zeigen! —  
 Und dieses Kind, diese Thekla, wie sie an seinen Augen  
 hängt. Wie sie auf jedes Wort, jeden Laut seiner Lippen  
 horcht. Ahnungslos, daß kein Herz, daß nur Versüher-  
 künste — — Nein, sie nicht verlassen! Thekla! Ich  
 b e g e h r' dich nicht, — ach, ich hab' kein Recht, zu so  
 einem Engel gehör' ich nicht —, durch dich, an dir b ü ß e n  
 will ich — aber dich nicht verlassen, dich beschützen, retten!

\*       \*       \*

Sie tanzten wieder miteinander gestern abend. Ein Anblick — — wie wenn ein schöner Teufel mit einem holdesten Engel tanzt. Wie wenn er mit der ganzen Höllenbande gewettet hätte: diesen entzückenden Boten Gottes, den werd' ich versühren! — Seine unglaublich geschmeidige Gestalt — als wär' er eigentlich zum Gaukler bestimmt. Er kann alle Künste; auch Medium spielen, sich aus Fesseln lösen, Gedanken erraten. Alles entzückt das Mädel; o, man sieht's, hört's, fühlt's. Es ist wie Bezauberung ...

\*       \*       \*

Nein, mein teurer Kurt, ich will nicht länger schweigen;  
 hier schicke ich dir die bisher zurückgehaltenen Blätter und

schreibe dir die Lösung, den Ausgang dazu! — Schwere Tage, Kurt ... Wilhelm, der Bruder, war abgereist, Freunde tiefer im Gebirg zu besuchen; mich hielt die gute Mutter fest — hat mich herzlich liebgewonnen — wie ich sie — ich soll durchaus ihres Wilhelm Rückkehr erwarten. Thekla hörte das wohl, sagte aber nichts; seit dieser Falkenstein hier ist, bin ich ihr eine Art von Lust, ihr, die ansangs Augen und Lächeln und wohl gar etwas Herz für mich hatte ... Wir machten einen abendlischen Spaziergang am See, Mutter, Tochter, Falkenstein und sein jüngerer „Apostel“ (so wird er in der Villa genannt), Anschwärmer und Vertrauter (ich mag ihn nicht) und ich. Die Damen gingen dann nach Haus; ich, von einer tiefen Schwermut besessen, machte mich durch einen Vorwand los. Tiefe Nacht brach herein, Regenwolken drohten. Ich stand unter einem Baum am Wasser; drei Schritte davon ist eine Aussichtsbank. Die beiden jungen Männer waren weitergegangen, kamen nach einer Weile zurück, an mir vorbei, ohne mich zu sehn; sie setzten sich auf die Bank. Ich hörte, daß sie über Thekla sprachen; aus Falkensteins Mund kamen sonderbare Worte ... Ich horchte. Und wenn mir alle lebenden Menschen gesagt hätten: das ist unedel — oder, wie die ganz feinen sagen: das ist nicht fair — ich hätte entgegnet: ihr versteht nicht, was in mir ist. Ich tue, was ich darf, was ich soll, was ich muß!

„Die fällt sicher bald reif vom Baum,“ sagte Falkenstein.  
„Morgen wird sich's zeigen, mein Junge. Morgen abend —“  
Er sprach nicht weiter. „Was ist morgen abend?“ fragte die kleine, hohe Stimme des Apostels.

„Da werde ich sie zu einer Unterredung im Garten ihrer Villa bestellen. Einladen. Er bitten.“

„Und die andre? Die Gräfin?“ fragte der Apostel.

Falkenstein lachte flüchtig auf. „Ist ja keine Gräfin. So was hab echtes ist sie.“

„Na ja — das wissen Sie besser. Aber wenn auch — erlauben Sie —“

„Was, mein Junge?“

„Diese halbe Gräfin erwartet Sie, in Mondsee; Sie haben es ihr versprochen —“

„Versprochen!“

„Und sie ist wie verrückt vor Liebe.“

Falkenstein lachte wieder, so obenhin. „Das verstehn Sie nicht, Kind. Die will mich haben; das heißt, mich beherrschen will sie, mit mir prunken, mich mit sich herumführen als Zottelbär. Sie pocht auf ihr bischchen Geld. Aber herrschen will ich selbst; und Geld gibt's auch anderswo. Die hier, diese Thella, die ist ‚wie verrückt‘, die liebt. Morgen, denke ich, kommt ihr Tag!“

Mir sauste es in den Ohren. Das Herz stand mir still. Hab' ich mich geregt? Falkenstein, der nach kurzer Stille weitersprach, unterbrach sich mitten im Wort; er flüsterte dem Apostel etwas zu, und sie gingen fort. Von der Nacht, die nun kam, las mich schweigen, Kurt! — Am Morgen ging ich zu Falkenstein. Ich sagte ihm, was ich wußte. „Sie sollen dieses Mädchen nicht verderben! Ich dulde es nicht!“ Ich forderte ihn auf Leben und Tod! Er lächelte mir kalt ins Gesicht. „Sind Sie der Vater, der Bruder, der Bräutigam?“ — Ich versuchte

alles; vergebens. Ich drohte ihm endlich mit einem Schlag ins Gesicht. „Also rausen!“ sagte er im höchsten Ton. „Wie Knechte! Wie Lausbuben!“ — Er wies mir endlich höflich die Tür, er habe dringend zu tun. Ich stand hilflos da. „Sie werden von mir hören!“ Damit ging ich fort.

Wie ein vernichteter Mensch irrte ich umher. Eine Stimme schien mir zu sagen, körperlich, leibhaftig — ich hatte wohl Fieber —: „Das ist die Nemesis! — Das ist deine Buße!“ — Dann stand ich vor der Mutter in ihrem Zimmer; sie war allein. „Gnädige Frau, liebe, gute Freundin — Sie sagen, Sie haben mich lieb. Ich bitte, ich beschwöre Sie, fragen Sie nicht, warum, aber reißen wir ab, Sie, Fräulein Thekla und ich; noch heut!“ — Du siehst, ich war in schwerem Fieber oder sonst verrückt. Sie ruhte natürlich nicht, die Mutter, bis sie mir das Warum aus der Seele herausgezogen hatte; dann stand sie freilich sprachlos vor Entsetzen und Empörung und mütterlichen Angsten da. Mein armer Kopf ward heller. „Ich hab' einen Gedanken!“ rief ich endlich. „Sie sagen Ihrer Tochter, Wilhelm hat geschrieben: Sie sollen mit ihr zum Hallstätter See kommen — etwa nach Gosau-mühl — dort mit ihm zusammentreffen; wichtige Nachricht, wichtige, dringende Besprechung. Nach einer Andeutung in dem kurzen Brief handle es sich um die Tochter der befreundeten Familie, um Wilhelm, Liebe und Zukunft. Dann ist Thekla sofort bereit!“

Die arme, tiefer schütterte Mutter sagte ja. Sie dachte wie ich: der Tochter noch kein Wort von dem Teufelsplan; nur erst aus seiner Nähe mit ihr — und ohne daß er er-

fährt, wohin! — So ward's denn gemacht. Thella erblaßte wohl, als sie vom Abreisen hörte, ihr armes Herz war hier wie gefangen; aber des geliebten Bruders Glück! — Die Kofferchen waren schnell gepackt; wir fuhren nach Gosaumühl am Nachmittag, wir ließen keine Adresse zurück.

Im Gasthof zu Gosaumühl, der an dem großartigen Hallstätter See hart am Ufer liegt, fanden wir nun freilich keinen Wilhelm vor, und auch keine Nachricht. „Er wird morgen kommen!“ tröstete die Mutter. Wir gingen beizeiten zu Bett. Der nächste Tag — laß mich's kürzer machen — der nächste Tag war ein Regentag. Nichts von Bruder Wilhelm! Thella wurde ungeduldig, aufgereggt, verstört. Ich, der ich so an ihr hing, litt alles mit; meine Gefühle zerrissen mich ... Am Abend, als sie wie ein eingesperrter Vogel durchs Zimmer irrte, ward mir so unsinnig zumut, daß ich sie zuletzt fragte, um etwas zu tun: „Möchten Sie nicht tanzen?“ Sie sah mich verloren an: „Für wen?“ — Es war mir wie ein Stich ins Herz. „Sie sind komisch,“ sprach sie dann weiter, aber doch mit ihrer freundlichen Stimme: „hier fehlt gar nichts als das Kostüm, der Flügel und der Spieler!“ — Ich zerknirschte mich; lachte mich aus, brachte sie zum Lachen. „Sie haben ja Ihren Taschensaft!“ sagte die Mutter. „Lesen Sie uns vor!“ — Das Mädchen sagte nicht ja noch nein. Früher hatte sie mich gern gehört, wie ich dir wohl schrieb. Ich setzte mich und las; fing mit Mephistos Erscheinen an, sprang bald, da Thella wie abwesend war, zum Gretchen hinüber. Ihr Anteil erwachte; sie rückte näher, sie hörte zu.

Auch am nächsten Tag noch kein Wilhelm; und auch

Keine Nachricht! Thekla sah uns an: was ist? Neuer, schwerer Regen. Am Nachmittag griff ich wieder zum Faust, versuchte es mit Gretchen weiter. Es fesselte und ergriff sie wieder; ihre Augen glühten, brannten. Auf einmal ertappte sie einen Blick zwischen der Mutter und mir, in dem wohl ein zufriedenes Einverständnis lag; ein Argwohn war ihr schon am Morgen erwacht, die Mutter hatte ihn ihr noch ausgeredet. „Was habt ihr miteinander?“ sagte sie und starre uns an. „Freut ihr euch, daß der Faust mich einlullt? — Ihr habt mich hergelockt. Es gibt keinen Wilhelm! Wilhelm weiß von nichts! Warum habt ihr mich hierher gelockt?“

Sie gab keine Ruhe. Die Mutter erlahmte, sie winkte mir; ich ging hinaus, in mein Zimmer nebenan. Nun erfuhr die Tochter, was ich an jenem Abend erhorcht hatte.

Wie lange es dann währte, das weiß ich nicht; es klopfte bei mir, Thekla trat ein, die Tür offen lassend. Sie war totenbläß; auf ihrem edlen Gesicht stand noch eine fürchterliche Verwüstung; sie hatte aber wohl schon lange gegen diese Vernichtung gekämpft. Mit einem Ausdruck, den ich nie vergessen werde, sagte sie zu mir: „Was gibt Ihnen das Recht, sich in mein Leben einzudrängen?“

Ich mochte, ich konnte nicht reden; aus ihren Augen sprach eine Feindschaft, die mich übermannte. Ich schwieg, tiefsten Gram im Herzen.

„Ich hasse Sie,“ sagte sie nach einer Weile. — „Was Sie meiner Mutter erzählt haben, das glaub' ich nicht.“

Ach, alles an ihr sagte, daß sie's glaubte.

Sie fuhr dann auch siebzehnjährig unlogisch fort:

„Warum fiel Ihnen ein, zu glauben, daß ich fliehen müßte? Könnte ich mir nicht selber helfen?“

Ich schwieg. In mir war der Tod.

„Bin ich denn ein Kind, das man retten muß?“

Ich sagte nichts.

„Und warum mußten denn Sie mich retten? Warum haben Sie sich diese Einmischung erlaubt?“

Mein ununterbrochenes Schweigen verwirrte sie; das erschien nun auf ihrem Gesicht. Sie sah wohl den Schmerz, den Gram in meinen Augen. Sie blickte mich eine Weile tief an; dann ging sie ohne Worte hinaus. — —

Kurt, ich kann heut nicht mehr. Morgen, morgen weiter!

\*       \*       \*

Am andern Morgen blieb Thella im Bett. Vor Tisch trieb es sie doch heraus; ich kam aus meinem Zimmer hinunter, da stand sie in dem kleinen Gärtchen zwischen Haus und See, starre in das flache, helle Uferwasser hinein; die kummerlosen Fische spielten. Es war eben ein Brief von Wilhelm gekommen als Antwort auf einen Notruf von mir, ich hielt ihn geöffnet in der Hand. Sie zum erstenmal wieder anredend, deutete ich auf eine Stelle auf der zweiten Seite: „Darum, Fräulein Thella, habe ich mir diese Einmischung erlaubt!“ Auf der zweiten Seite stand: „Dieser Herr von Falkenstein, von dem du so — Erbauliches schreibst, ist mit der sogenannten Gräfin abgereist; oder sie mit ihm? Der ältere Bruder meines Freundes hier hat sie selber zusammen abreisen sehn. In Gottes Namen! Glückliche

Reise!" — Thekla las das; sie erzitterte, sie zuckte. Sie hatte schon zu Hause vor Tagen von dieser Gräfin gehört. „Erlauben Sie mir noch ein Wort," sagte ich darauf. „Weil Sie verschwunden waren — ~~spurlos~~ — dafür hatten wir gesorgt — ist er mit der Gräfin fort. Sie wartete schon auf ihn.“

Thekla sprach kein Wort; sie atmete nur laut und schwer. Sie wankte dann ins Haus zurück.

Diesen ganzen Tag hat sie niemand mehr gesehn, auch die Mutter nicht.

Morgen kommt der Sohn hierher, von der Mutter telegraphisch gerufen, und übermorgen reise ich ab.

\* \* \*

### S a l z b u r g, noch September.

Lieber Freund! Zu meinem vorgestrigen Brief muß ich noch hinzufügen — ehe ich nach München und so fort einsam weitersahre —: In der Nacht nach der niederschmetternden Kunde hat die Mutter das Mädel leise, aber jammervoll weinen hören. Am folgenden Tag war die Arme sehr bleich und meist starr und stumm, aber auf; den Bruder, der am Nachmittag kam, begrüßte sie mit, dann wandelte sie einsam auf einem höheren Weg; man ließ sie gewähren. Sie ging früh zu Bett. Heute morgen, als ich von den andern Abschied nahm, erschien auch sie; trat auf mich zu, als die andern hinausgingen, um mich bis zur Übersahrt zum jenseitigen Seeufer zu begleiten, und sagte in rührend tiefem Ernst: „Verzeihen Sie mir. Ich hab' Sie neulich in meiner wahnsinnigen Aufregung furchtbar schwer beleidigt. Ich hab' Ihnen unrecht ge-

tan. Sie haben — — Sie haben wie ein Freund an mir gehandelt. — Ich danke Ihnen."

"Sie machen mich glücklich." Weiter brachte ich nichts heraus.

"Ich achte Sie," stieß sie mit einem plötzlichen Erröten hervor. — "Ich hasse mich. — Ich war — verrückt." — Sie streckte mir die Hand hin, mit nassen Augen. „Wenn ich Sie noch was bitten darf —"

"Alles, Fräulein Thekla!"

"Bleiben Sie mein Freund!"

"Immer!" sagte ich.

Das waren unsere letzten Worte. — Also „Freunde“. Das bleibt mir doch. Und mir sagen können: ich hab' ihr beigestanden, ja ich glaube, ich habe sie gerettet.

So hinaus in die Welt! Weiter sühnen, mich weiter läutern! — Landwirtschaftsstudent. Greifswald oder Rostock. Ohne Wilhelm, der nach München geht; einsam. Mir alles recht!

Dein Max.

\*       \*       \*

### Elf Monate später.

Eine Reihe von Briefen aus der Zwischenzeit ist hier weggelassen, weil sie für die Schicksale, die dem Leser berichtet werden, von keiner Bedeutung sind.

\*       \*       \*

August 1909.

Geliebter Freund! Lange nicht geschrieben. Aber ich sagte dir's ja in meinem letzten Brief: was ist von mir

zu melden? Daz ich lerne, lerne. Das weißt du. Da-  
von laß mich still sein.

Ich habe doch noch eine Zukunft; daran halt' ich fest!  
Verzagen, verzweifeln — Unsinn. So tief sink' ich nicht!

Willst du Ruhe und Frieden, Mensch? Begreife doch,  
wo du bist. Eine Welt, in der Stürme und Orkane brausen,  
Blitze zerschmettern und Donner krachen, Lawinen her-  
unterstürzen, Felsen niederbrechen, Erde und Meer er-  
beben, Vulkane speien und Lavaströme den heißen Tod  
übers Land tragen, die ist nicht für den Frieden gemacht.

Du sollst kämpfen, leiden! den Frieden, der dich end-  
lich selig oder ruhig macht, du dir selbst ersteiten!

Ich hatte auf meiner neuen Universität doch wieder  
gute und liebe Freunde gefunden; und den alten, denen  
vom vorigen Jahr, blieb ich durch Briefwechsel so nahe,  
wie man es auf dem Postweg kann. Jetzt — wo bin ich  
jetzt als halbausstudierter Landwirtschaftler, in den Ferien,  
im August? — Errätst du es nicht? Sieh die Ansichts-  
karte! Schon einmal geschickt: der Salon in Tante Olgas  
Haus! Bevölkere ihn dir, mein Alter. Im zweiten  
Fenster rechts, am Nähstisch, die ehrwürdige — nein, die  
immer junge, Leben und Wohligkeit ausstrahlende, nur  
manchmal von Kopfweh heimgesuchte Tante Olga selbst.  
In dem andern Fenster zeichnet oder aquarellierte Frau  
Alma (sie hat noch kein Kind; ihr eilt's auch nicht). Ihr  
Gatte Sigmund (der sich jetzt Ferien gemacht hat, er  
braucht sie auch) geht mit Hofer auf und ab. Am  
Klavier sitzt und spielt —

Za, wer denn?

Fräulein Thekla! — —

Ich wollte dich eigentlich s o p p e n, mein Herz; dir von uns allen erzählen und von Thekla auch, als gehöre sie selbstverständlich dazu, als wäre da nichts zu wundern und zu sagen; bis du endlich angereist kämst und mich niederschlägst und aus der Haut führst: „In dreitausend Teufels Namen, wie kommt Thekla in Frau Olgas Haus?“ — Ich hab' aber zu viel Mitleid mit dir. Also Fräulein Thekla Burger war im Winter, dann im Frühling mit der Mutter lange in Berlin: letzte Ölung, Bildung, Kultur. Dort lernten sie Frau Olga und Weinolds kennen (die durch meine Briefe von ihnen wußten) und befreundeten sich, wie es sich gehörte. Schluß: Einladung hierher. Als erste Schwalbe ist die Tochter hier. Später kommt die Mutter ...

Ja, mein guter Kurt, die Welt hat wieder einmal ein anderes Gesicht! — Zuerst, welch ein Schreck, als mit dem jungen Paar, den Weinolds, zu meiner vollkommenen Überraschung (das liebt diese Tante Olga) das blonde Mädel vom Wagen stieg. Dann — dann kam die Freude ... Und jetzt? — Ach, ich weiß es nicht. Ich leide. Vielleicht leid' ich gerne. Ich frage mich nicht und leb' so hin ... Wunderbar gereift ist sie in dem einen Jahr! Als sollte sie recht ein Beispiel sein, wozu wir in die Schule der Leiden gehen, wozu wir irren, kämpfen und auch einmal 'ne Weile verzweifeln. Heute fiel mir ein, als ich die große, schlanke Gestalt so sinnend, aber auch so elastisch und so fest unter den hohen Gartenbäumen dahinwandeln sah: vielleicht gibt es höhere Wesen, die all unsere Kämpfe und Schicksale und Überwindungen einfach Turnen nennen; man stärkt so sein Rückgrat,

sammelt Dauerkräfte, stählt und härtet den ganzen Kerl. Wenn man dabei leidet, das nennen sie Turnweh — und nehmen es nicht so schwer! — Zu mir ist sie freundlich, etwas scheu, etwas still. Wir sind „Freunde“ — du weißt ja. In besseres Deutsch übersetzt: ich lebe zwischen Himmel und Hölle. Ich, der Flatterer, ich bin ein erschreckend treuer Mensch geworden: ich hab' dieses achtzehnjährige Mädel noch immer zu lieb. Und sie — — denkt sie noch an den andern, und wie? — Nein, das war eine Krankheit, und sie ist sie los; daran zweifle ich nicht. In ihrer kindlich und stolz aufrichtigen Weise hat sie neulich zu Frau Olga gesagt, die ihr schon wie eine zweite Mutter ist — — Ich muß vorausschicken: die andern hatten von einem verliebten und verführten jungen Mädchen gesprochen und Thekla es in einer Laube gehört. „Tante Olga,“ hat sie dann gesagt, als sie mit ihr allein war, „ich kann nie mehr kritteln oder schmähen über solche Mädchen. Ich weiß, wie das zugeht: das ist Zauberei. Nachher begreift man es nicht mehr; als wär's nie gewesen. Tante Olga, ich war auch einmalrettungslos verliebt.“

„Nein, nichtrettungslos,“ hat sie dann noch hinzugesetzt. „Mich hat man gerettet!“

Ja, ja, sie ist mir im stillen dankbar; ich spüre es manchmal an einem Blick oder einem halben Wort. Und — — sie ist gar so lieb. Du Unglüdlicher, was nützt dir das? Es drückt nur immer wieder auf die Wunde — die dabei nicht zum Heilen kommt. Alle Tage denke ich einmal: Wär' ich nur fort! Ich will fort!

Es ist komisch, Kurt, wie viele überflüssige, unaus-

führbare Gedanken diese Art von Menschen denkt, die auf der linken Brust das Brandmal „Verliebt“ trägt.

Die können noch lange im Stall stehen, die Pferde, die mich zur Bahn fahren sollen!

\* \* \*

September 1909.

Hier wird viel gezeichnet; auf lächerliche Art; ich glaube, Frau Alma hat es aufgebracht. Alle sitzen um den großen runden Tisch, jeder zeichnet den andern. Wirkliches Talent hat nur Alma; wir andern sind die Dilettanten, wie sie in den Büchern stehen. Thekla zeichnet alle Männer wie ihren Bruder (nur setzt sie noch die Bärte hinzu; er hat nur ein Fläumchen) und alle Frauen wie sich. Sonst sitzt sie gern am Flügel; hübscher, weicher Anschlag; und singt dann und wann mit einer rührend jungen, herzigen Stimme.

Gemeinsame Wanderungen in die großen, tiefen Wälder, und besonders ans Meer; wo Frau Alma damals revolverte.

Mir wird oft plötzlich unsagbar erbärmlich zumut . . .

Vorgestern abend, nachdem wir zusammen — auch der alte Hofer mit — allerlei Volks- und Studentenlieder gesungen hatten, ging ich im Salon auf und ab; Thekla trat langsam zu mir. Sie guckte mich eine Weile zögernd an; endlich sagte sie mit eigentümlich verschleierter Stimme: „Warum sind Sie eigentlich — — darf ich fragen?“

„Bitte,“ sagte ich.

„Warum sind Sie oft so — ernst, wenn wir heiter sind?“

Das Zimmer war leer. Theklas Gesicht war so un-  
ausprechlich schlicht rührend. Das Herz trat mir plötzlich  
auf die Zunge. „Ich büße,“ sagte ich.

Wie veränderte sich ihr Gesicht! Tief staunend, ganz  
verwirrt starrte sie mich an. Sie wollte dann offenbar  
weiter fragen, ihre merkwürdig gewölbten Lippen be-  
wegten sich; sie blieb aber still, fand wohl nicht den Mut.  
Doktor Sigmund trat wieder ein; Thekla ging hinaus.

(Fortsetzung später.)

Gestern — — zwei Photographien von mir, vor-  
gestern angekommen, lagen auf Tante Olgas Nähtisch;  
die eine war für diese bestimmt, die andere sollte Thekla  
ihrer Mutter schicken. Ich, ganz allein, gehe zufällig daran  
vorbei, da finde ich um den einen Kopf mit Bleistift einen  
Dornenkranz gezeichnet; nicht besonders geschickt, doch  
sofort erkennbar. Was soll das bedeuten? — Das Mädel,  
die Thekla, tritt ein; läuft und springt hinzu, sieht mir  
aber an, ich hab's schon gesehn. Wird entzückend ver-  
legen rot. „Ihr Werk?“ frage ich, mit wohl etwas  
wirrem Lächeln.

Sie sagte nichts, sie nickte nur.

„Warum, wenn ich fragen darf?“

„Ach, ein Unsinne,“ stieß sie heraus. „Ich werd's  
wieder wegwischen.“ Und da meine Augen weiter  
fragten, sagte sie mit ihrer goldenen Aufrichtigkeit: „Ich  
wollte mir vorstellen, wie dieser, dieser Kopf als  
Bücherkopf aussieht; denn das sollen die Dornen  
um die Stirn bedeuten.“

„Wieso dieser, dieser Kopf?“ fragte ich. Sie hatte bei

den drei Worten eine ihrer ausdrucksvollen Bewegungen gemacht, die Arme nach beiden Seiten rundend; etwa wie es die Tänzer und Tänzerinnen machen, wenn sie pantomimisch die Schönhheit bezeichnen.

„Ich kann Sie mir so schwer als Büßer denken,“ antwortete sie und wurde wieder rot. Dann hoben sich die grauen Augen zu mir, mit einem schmerzvoll ergrifenden Blick: „Übrigens, ich, ich selber bin ja eigentlich eine Büßerin. Wegen damals — ich war schlecht.“

„O Himmel, nein!“ rief ich aus, völlig überrascht, daß sie das berührte. „Unerfahren waren Sie, unschuldig —“

„Nein, nein, ich war schlecht. Reden Sie mir das nicht weg. Was hab' ich damals alles gedacht und gewollt! — Ich verachte mich noch. O, ich will's auch büßen. Nur — wie macht man das? Ich versteh's nicht recht!“

Ihr reizend hilfloser Ausdruck: „Wie büßt man denn? Wie büßen Sie?“

Ihre Augen schauten so — es kam mir plötzlich, ich hatte so lange, lange stumm dahingelebt — „Nun, zum Beispiel,“ sagte ich, „man ist einem Mädchen gut, findet es lieb und liebenswert — und sieht wehrlos zu, wie sie einen andern liebgewinnt — der ihrer unwürdig ist. Das ist abbüßen, nicht?“

Sie war zusammengezuckt. Sie sah vor sich nieder, dann an mir vorbei. Nach einer tiefen Stille sagte sie leise: „Sie haben ihr ja geholfen — bis sie wieder frei war. Das ist doch glücklich sein, nicht?“

„O ja. — Oder ein anderes Beispiel: Denken Sie, man fordert ein Mädchen, das man — zu lieb hat —“  
Es durchzuckte sie wieder.

„Es war einmal,“ setzte ich rasch hinzu. „In der Not, um etwas zu tun, um das Mädchen von einer großen Aufregung abzulenken, fordert man sie auf, ihre entzückende Kunst zu zeigen: möchten Sie nicht tanzen? Sie gibt zur Antwort: „Für wen?“

Thekla's Augen wurden plötzlich feucht. — „Hab' ich das gesagt?“

„Ja. In Gosaumühl.“

Tante Olga erschien in der Tür zum Speisezimmer. Thekla griff geschwind nach der Photographic mit dem Dornenkranz; sie flüsterte: „ich reib' es weg!“ und zur andern Tür hinaus.

Erst am Abend, bei Tisch, sahen wir uns wieder. Nach dem Essen verschwand das Mädchen; wir saßen dann im Salon; wer kommt? Thekla, in ihrem weißen griechischen Gewand als Tänzerin mit den Atlasschuhen. Sie hatte in Berlin im Frühling ein paarmal vor den neuen Freunden und der Mutter getanzt zu Frau Almas Spiel. Man hatte sie hier bisher vergebens gebeten, sie hatte immer stumm mit dem Kopf verneint. Jetzt erschien sie so; allgemeines Freudentratschen. Thekla wies mit der Hand auf mich: „Ich tu's für den. Ich bin's ihm noch schuldig!“ Dann bat sie Alma durch einen Blick; die setzte sich an den Flügel und begann etwas von Beethoven zu spielen. Ich saß wie im Traum. Thekla streifte ihre Schuhe ab; sie stand wie eine junge Seherin da; ich mußte an die Delphica des Michelangelo

denken. Dann schwebte sie in getanzten Phantasien dahin. Seelenvoller, schöner, rührender als je.

Ich war furchtbar ergriffen, Kurt. Ich habe weinen müssen; wenn auch ohne Laut.

Als es aus war, trat ich auf sie zu und küßte ihr die Hand.

„Hat es Sie gefreut?“ sagte sie so lieb und gut.

„O!“ brachte ich nur heraus.

Hernach — wie war es? Wie kam's? Hier ist mir eine Zeitlang alles verwirrt. Sie war noch im Tanzkleid. Wir standen, ich weiß nicht wo. Sie und ich allein. Auf einmal fragte sie wie mit einem raschen Entschluß, mit bang fragendem Blick: „Warum büßen Sie?“

Da war mir doch, als sprängten vor diesem redlichen Gesicht, vor diesen delphischen Augen all meine inneren Türen auf, und ich sagte: „Warum ich büße? Weil ich jahrelang ähnlich gelebt hatte wie der Mann, vor dem ich — Sie gerettet habe.“

O mein Gott! Fürchterliche, entsetzliche Wirkung! Da stand sie wie der Tod. Kein Wort. Starre, ersterbende Augen. Zuletzt ein Kopfschütteln, ein schrecklich banges, das sagen sollte: nein, nein! Und mein stummes Nicken: Doch!

Sie schwankte hinaus.

Dies alles schreibe ich dir in schlafloser Nacht. — Hab' ich nun tüchtig gebüßt, Kurt? An einem Abend gewonnen und verloren!



September 1909.

Mein geliebter Kurt. Ich schreibe dir heute in großer Bewegung, in einer heimliche feierlichen Stimmung . . .

Nach der schlummerlosen Nacht, in der ich dir schrieb, gestern ein trostloser Tag. Ich ging morgens fort, allein, ließ einen Zettel für die Hausfrau zurück: abends komm' ich wieder! — Ans Meer. Bin umhergeirrt wie ein böser Geist, oder wie eines Verstorbenen Schatten. Weil ich aber doch noch lebte, packte mich das Unwürdigste, das es gibt, ein seelenloser Hunger, und in einem Dorfwirtshaus hab' ich wie ein zweibeiniger Wolf gesessen und gegessen. Mir war's aber wie das Henkersmahl. Was wird nun aus mir? Tausend Pläne: wohin, wohin, wenn noch nicht aus der Welt?

Ach, und wie zog mich's dann am Abend zu dem grauen, gastlichen, gottgesegneten Haus der guten Mutter Olga zurück.

Ich stand vor der Tür, es dunkelte, oder war's schon finster? Die Fenster waren aber noch nicht mit Läden verschlossen; ich sah in den Salon hinein, da saßen sie beisammen — ohne Thekla. Der Abend war so mild; wäre sie im Garten? Mir war auf einmal, als müßt' ich, müßt' ich sie noch sprechen; als hätte ich ihr gestern nicht alles gesagt, und als hätte sie mir nichts gesagt. War denn über ihre Lippen ein Wort, nur ein Hauch gekommen? Es kann noch nicht aus sein! Es kann nicht zu Ende sein! sprach jemand in mir fort und fort. Wie kam ich dann in den Garten? Nun — wie man so kommt. Der Mensch in seiner ahnenden Art weiß wohl seinen Weg. In einer Laube hörte ich es weinen. Da stand

ich dann. „Fräulein Thekla!“ hörte ich mich sagen,  
„warum weinen Sie?“

„Ist das nicht zum Weinen?“ antwortete ihre süße,  
wehe Stimme. „Wenn Sie mir sagen: ich hab' ähnlich  
gelebt wie der?“

„Ich wollte, ich müßte mich Ihnen ganz so zeigen  
wie ich bin. Diese grausamste Buße war ich mir noch  
schuldig.“

„O hätten Sie's nicht gesagt!“ weinte es aus der  
Laube heraus. „Hätten Sie gelogen — nein; aber ge-  
schwiegen — oder was.“ Sie sprang auf, nun sah ich  
sie. „Nein, es ist nicht wahr! So nicht! So wie dieser  
andere — nein, nein, nein!“

„Tut es Ihnen so weh?“

Sie gab keine Antwort — glaube ich; oder sagte sie  
noch etwas? — Ich such's vergebens im Kopf. Ach,  
man möchte sich jedes Wort, jede Regung, jedes Zeichen  
wieder zurückrufen können, alles noch einmal durchleben  
können. Aber wenn man ein vom Schicksal betäubter  
Mensch, halb von Sinnen war!

„Seit anderthalb Jahren büße ich's ab!“ Das hab'  
ich ihr dann noch gesagt. Und da ihre Tränen nicht  
aufhörten — wie ein kleiner Bub, der ein anderes Kind  
herzbrechend weinen hört, endlich selber losbricht, Seel-  
chen von Seelchen angestellt, so brach ich großer, bäriger  
Mensch in krampfiges, unaufhaltsames Schluchzen aus.  
Und da ist's gekommen. Das Unbegreifliche, Kurt. Sie  
ist aus der Laube herabgestürzt, mir mit beiden Armen  
um den Hals gefallen: „Still! Ich kann's nicht hören! —  
O wie haben Sie gebüßt. Wie haben Sie's abgebüßt!“

— Ich noch nicht, ich noch nicht! Wollen Sie mich's  
lehren?"

Und hat an mir gehangen und gezittert, daß mich's  
schüttelte. Und mir so süße Worte gesagt — —

Hier sitze ich nun und schreibe und höre sie wieder,  
und mir gehen die Augen über, kann es noch nicht fassen.

Wie ist ihr diese Liebe gekommen? Zu mir? Zu  
dem Büßer?

Ja, weiß sie es denn? Vielleicht gibt es höhere  
Geister, die vergleichen wissen.

\* \* \*

Später. Abends.

Ich kann, ich mag nicht mehr schreiben. So einer  
wie du weiß ja nun auch alles. Bin zum Schweigen  
glücklich! —

Sie wird meine Frau. Sie will mit mir noch ein  
Semester auf die Universität gehen; das ist mir genug,  
ich hab' viel gelernt. Dann noch einen Frühling und  
Sommer in der Hochschule; sie lacht und schwört und  
sagt ernst wie die Delphica: „ich mach' alles mit!“ Dann  
will sie meine Gutsfrau werden; Hofer hilft uns  
kaufen, hier irgendwo nah an der See. Ihre Mutter  
kommt; ihr telegraphischer Segen ist schon seit zwei  
Stunden hier.

O, wie ist dieses Mädchen übermütig. „Mein ge-  
läuterter Adonis“ hat sie mich heut abend getauft. Sie  
liebt mich nur wegen meiner Schönheit, sagt sie.

Komm und schau sie dir an! Und mich!

Meineidig



Die Nacht war etwas kühl, doch eine windlose Sommernacht; im Kamin des großen Speisesaals brannte aber ein frisch genährtes, mächtiges Feuer, denn der Hausherr fröstelte leicht. Ein längeres Dahintränkeln hatte ihn erschöpft und verweichlicht; er war auch heute noch nicht gesund, es schien vielmehr, als gehe es so allmählich dem Ende zu. Die ehrenwürdige Erscheinung saß in einem weichen Armstuhl am Kopfende der Tafel, ein schwarzes Käppchen auf dem starkgelichteten, fast weißen Haar, die grauen Augen tief eingesunken, die Hände halb in den langen Ärmeln des seidenen Hausrocks versteckt; auf den Knien lag eine Decke, die abgemagerten Glieder zu wärmen. Indessen Lorenz (läßt mich hier nur Vornamen nennen) hatte für seine Gäste denselben herzlichen, strahlenden Blick und das warme Lächeln, das ihn den Menschen so angenehm machte; ja dem Doktor Hermann kam das Gefühl, er habe den teuren Freund vielleicht noch nie so festlich liebenswürdig gesehn. Es war ihm ein erschütternder Anblick, dieser blonde, dreundsiebzigjährige „Todeskandidat“ an dem reichgeschmückten, von Weinflaschen besetzten Tisch, von den vielen elektrischen Lichtern des Kronleuchters umschimmert, in dem tiefen, hochgetäfelten Saal dieses alten Patrizierhauses, das Lorenz vor ein paar Jahr-

zehnten erworben hatte. Es gibt nicht vieles, das mehr ergreift als ein edles, umsilbertes, vom langen Leben durchfurchtes Gesicht, das von geselliger Menschenliebe leuchtet und dem vielleicht schon der unsichtbare böse Gast die Hand auf die Schulter legt.

„Sollten wir nicht unser altes Gaudemus singen?“ rief Lorenz mit seiner noch unbestaubten Stimme über den Tisch. Die kleine Gesellschaft — lauter Freunde des Gastgebers, Männer in guten Stellungen und höheren Jahren — hatte abgetafelt, man saß beim Wein, man rauchte. „Die Herren sehen mich so verwundert an,“ sprach Lorenz weiter. „In unsren Jahren singt man ja leider selten mehr. Ich persönlich war auch nie ein feuriger oder berühmter Sänger, das sagt mir wohl niemand nach. Aber als ich eben dachte: ich freue mich — ich freue mich, daß ich so liebe Gäste endlich wieder einmal um mich habe — da fiel mir das Wort ‚Gaudemus‘ ein. Meine werten Freunde, ich danke euch von Herzen, daß ihr alle gekommen seid. Es macht mir ein so großes Vergnügen, euch dem sogenannten Freund Hein zum Trost, der schon vor der Tür stand, zur Genesungsfeier — — oder doch jedenfalls noch einmal hier verhampelt zu sehn. Ich leere mein Glas darauf. Unsre alte Freundschaft!“

Er trank seinen Gästen zu und aus. Sie tranken alle mit. „Was sprichst du da aber von ‚noch einmal‘, nahm Hermann, der jüngste und geliebteste unter diesen Freunden, das Wort. „Das ist eine Höflichkeit gegen Freund Hein, die ich ganz unwürdig finde. Wir wollen hier noch oft so sitzen und so gut essen und trinken!“

„Auch so gut essen?“ fragte der Landgerichtspräsident und schmunzelte mit den ebenso feinschmeckenden wie geistreichen Lippen. „Wer weiß, ob es unserm edlen Wirt wieder so gelingt! — Ich fand die Zusammensetzung dieses Abendessens einfach genial, beinahe klassisch. Schlicht wie alles Große; aber aus den drei Reichen, von denen wir leben, die Auswahl. Zuerst Forelle: das Edelste im Wasser. Dann Rebhuhn: das Feinste in der Luft. Zuletzt Spritzkrapfen: das Beste, was aus der Erde kommt.“

Lorenz lächelte so heiter, daß sein bleiches Gesicht sich verjüngte: „Das ist ein Erfolg! Ein so gewaltiger Kenner so zufriedengestellt! — Dann brauchen wir gar nicht mehr ‚Gaudeamus‘ zu singen. Ich saß einmal auf der schönen Innertasse der ‚Post‘ in Rauenstein, da bewirteten mich ein paar Freunde so. Das ging mir zu Herzen. Und als ich jetzt vor der Frage stand: wie bewirt’ ich diese lieben Leute und den großen Kenner, da dachte ich an die Innertasse!“

„Ist vortrefflich geglückt!“ erwiderte der Gerichtspräsident.

„Ich schließe mich an,“ sagte der Musikdirektor und Komponist, der äußerlich noch jugendlichste unter diesen Männern. „Ich hab’ es nicht so tief durchschaut oder durchempfunden wie Sie, aber auf meine Weise —! — Übrigens, während wir so tafelten, überfiel mich ein förmliches Mitleid mit dem großen Herrn, der jetzt — wir sprachen gerade von ihm — der so tief gestürzt ist, der diesen greulichen Meineidsprozeß durchzufechten hat. Dem schmeckt’s heute nicht so gut, dachte

ich. Wir hier, wir sehen alle so genießend, so zufrieden aus!"

Hermann lächelte. „Das taten wir wohl. Mit Recht. Aber dieser große Herr hat gewiß einen guten Koch.“

Es spielte damals ein berühmter Prozeß: ein vornehmer Zeuge in einem andern Prozeß hatte sich durch geschickte Fragen eines Rechtsanwalts zu Aussagen unter seinem Eide hinreissen lassen, die bald darauf in sehr bedenklicher und aufregender Weise angefochten wurden. So stand er nun unter der Anklage des Meineids vor Gericht, und es drohte ihm ein vernichtender Urteilsspruch.

„Na ja,“ rief der Musikdirektor, „einen guten Koch wird der Mann wohl haben. Aber was kann ihm denn wohl heute abend schmecken? Da würden ihm unsere himmlisch zarten Forellen bitter und die idealen Spritzkräpften Essig! — Und was hat denn der unglückliche Mensch eigentlich getan? Er hat über längst verjährte Sachen, die vielleicht strafbar, aber doch nicht entehrend waren, in einer Art von Notwehr verneinend geantwortet; hätte er das nicht getan, so wäre die ganze Welt über ihn hergesunken, die bekanntlich furchtbar moralisch ist. Wer weiß denn noch von diesen ‚ollen Kamellen‘, hat er wohl gedacht. Wen gehn sie wohl auch was an? Und er hat geleugnet.“

„Er hat unter seinem Eid geleugnet, lieber Freund,“ entgegnete der Präsident.

„Nu ja! Als Zeuge! Wo einem jedes Wort, das man spricht, auch wenn es gar nicht zu den schwelbenden

Prozeßsache gehört, als feierlicher Schwur angerechnet wird!"

„Sie werden wieder m u s i k a l i s c h, lieber Freund," versehnte der Präsident mit einem juristischen Lächeln. „Wer als Zeuge vereidigt ist, der war ja dabei, der w e i ß das ja. Der darf nie vergessen, daß er unter seinem Eid spricht."

„Unter seinem Eid! — Wenn ihn ein so geriebener, abgefeimter Rechtsanwalt an die Wand drückt. Be r=we i g e r t er dann eine Aussage, so sagt die ganze Welt: er hat's zugestanden! Um das abzuwehren —"

„Um das abzuwehren, darf er doch nicht sagen: Es ist nie geschehen! Ich hab's nie getan!"

„In der Not, lieber Herr Präsident —"

„Aber Herr Musikdirektor! Die Heiligkeit des Eides!"

Der Musikdirektor fing an, sich zu ereifern; sein grauer Kopf erhitzte sich leicht. „Die Heiligkeit des Eides!" rief er. „Verzeihen Sie, alles hat seine Grenzen — jedes Wort, jede Sache — auch die ‚Heiligkeit‘. Es gibt tausend, es gibt Millionen Fälle, wo es eine Gemeinheit, eine Sünde ist, unter seinem Eid etwas zu sagen, das nicht wahr ist. Es gibt aber auch hundert Fälle — oder ein Dutzend — wo es wichtiger ist, — entschuldigen Sie, Herr Präsident — die Heiligkeit des Eides nicht so schwer zu nehmen, um etwas anderes zu retten, das a u ch heilig ist. Ich kann mir solche Fälle denken —"

„Das können Sie?"

„Ja! Ich habe zum Beispiel meinen Vater oder meinen Sohn vor einem entsetzlichen Unglück zu retten. Ich habe die Ehre einer Frau zu retten. Ich habe —"

„Entschuldigen Sie Ihrerseits!“ rief der Präsident. „Sie haben vor allem Ihre eigene Ehre zu retten. Die hängt an Ihrem Ehrenwort, an Ihrem Eid, wie der Kronleuchter da an der Decke hängt. Wenn die niederbricht, dann liegt der Kronleuchter in Scherben da. Das ist nun so und das muß so sein; wo bleibt denn sonst die Sittlichkeit?“

Doktor Hermann ergriff das Wort, nach einem Blick auf das edle bleiche Gesicht des Hausherrn: „Meine Freunde, ich glaube, wir kommen zu weit vom ‚Gaudemus‘ weg. Unser lieber Wirt kann vielleicht noch eine ganze Menge Fidelität vertragen, aber keine — wie soll ich sagen — keine Reichstagsitzung.“

Lorenz schüttelte seine rechte Hand in der Lust, seine grauen Augen blickten: „Nichts da! Auf den Wirt gibt's hier keine Rücksicht. Meine werten Gäste sollen reden, was ihnen die liebe Seele eingibt. Der Musikdirektor kriegt eben einen roten Kopf; da muß also was heraus. Also der hat das Wort!“

„Danke dir schön, mein Alter.“ Der Musikdirektor nickte dem Hausherrn zu. „Ich möchte nur noch dem verehrten Präsidenten ein paar Worte sagen! — ‚Sittlichkeit‘ — ich habe nichts gegen die Sittlichkeit; eine schöne Sache. Aber neben der allgemeinen Sittlichkeit, ohne die wir ja wieder Bestien oder Affen würden, gibt's doch auch — wie soll ich sagen — eine persönliche Sittlichkeit, eine, die ich für mich habe — ohne die ich auch nicht leben kann. Die steht nicht im Bürgerlichen Gesetzbuch, natürlich; die kann sogar dem Bürgerlichen Gesetzbuch auch einmal wider-

s p r e c h e n — weil nicht alle Ausnahmen unter e i n e n bürgerlichen H ut zu bringen sind. Wenn ich eine innere Pflicht verspüre, die vielleicht vom Gesetz nicht anerkannt wird, aber mir eine tiefe, heilige Überzeugung ist —“

„Musik! Musik!“ warf der Landgerichtspräsident dazwischen. „Musik und keine Moral! Wenn es keine Heiligkeit des Eides mehr gibt, dann ist alles aus. Dann können Sie mit Ihren inneren Pflichten nur gleich zu den Schimpansen in die Bäume klettern. Wer vor dem Richter und dem Mitmenschen falsche Eide schwört, der gehört ins Buchthaus!“

„Ohne Ausnahme?“

„Ja. Wo fangen die an? Und wo hören die auf?“

„Da bitt' ich denn doch noch einmal ums Wort!“ rief der Komponist. „Ich möchte nämlich noch weiter gehen —“

„Ah! Noch weiter?“

„Tawohl!“

Die Gesellschaft lachte. „Das sieht Ihnen gleich!“ rief einer über den Tisch hinüber.

„Er geht a l l e m a l weiter!“ rief ein anderer.

Der Musikdirektor lachte selber einen Augenblick. „Diesmal gehe ich e r s c h r e c k e n d viel weiter; der Präsident wird denken: sieben Jahre Buchthaus! Ich gehe so weit, zu behaupten: nicht bloß irgendeine tiefe Überzeugung, nein, auch die N o t kann unter Umständen so heilig sein, daß sie über den Gerichtseid hinüberspringt! — Ich stehe als Zeuge vor Gericht, man hat mich berufen. Jeder dieser Rechtsanwälte, von denen wohl wenige heilig sind, jeder hat das Recht, „zur Er-

gründung der Wahrheit' indiscrete Fragen an die Zeugen zu stellen; warum das Gericht oder das Gesetz das zuläßt, verstehe ich als Laie und Musikante nicht. Ich habe etwa irgendeinen dunklen Punkt in meinem früheren Leben, der sich in den schwebenden Prozeß hineinziehen läßt; — das heißt, wenn ich ich sage, so spreche ich nicht von mir — ich hab' eine lächerlich schuldlose Vergangenheit — sondern von irgendwem. Der Verteidiger des Beklagten, der mich als Zeugen unschädlich machen will, hat von diesem dunklen Punkt vielleicht einmal läuten hören. Oder ihm schwant überhaupt so was. Also frisch drauf los und mir so eine niederträchtig fein präparierte Frage auf die Brust gesetzt! Was soll ich da machen? Ich bin —"

„Sie können die Aussage verweigern," unterbrach ihn der Präsident.

„Lieber Freund, das weiß ich. Aber, wie ich vorhin schon sagte: wenn ich sie verweigere, so denken alle Gescheiten und erst recht alle Dummchen: Aha! Er hat was zu verschweigen! Er wagt sich nicht mit der Sprache heraus! Und alle die Menschen, an deren Urteil mir liegt — und denen meine Ehre am Herzen liegt — nehmen Sie an, ich alter Junggeselle hätte Weib und Kinder — wie steh' ich denn vor denen da? Wie steh' ich vor diesen Freunden da, die hier um den Tisch sitzen? Und endlich vor der ganzen Welt? — Der dunkle Punkt, der war einmal. Er ist längst nicht mehr, ich hab' mich aus ihm hinausgelebt. Aber wenn ich sage: ja, es war! dann liegt nun ein ewiger Makel auf mir. Warum? Weil ich als Zeuge aufgerufen wurde in einem

fremden Prozeß, der mit mir nichts zu tun hat. Da soll ich am Pranger stehn? Oder mich ans Kreuz schlagen lassen? Herr, das tu' ich nicht. So weit geht das Herrenrecht meiner Mitmenschen nicht. Ich sage getrost: das ist nie gewesen!"

"Unter Ihrem Eid!"

"Ja, ich kann nicht anders. Ich hab' das Recht. Der dunkle Punkt, der ist abgebüßt, also aus der Welt!"

"Wodurch abgebüßt, wenn ich fragen darf?"

"Durch mein ganzes späteres Leben; — nehmen wir einmal an; wir sprechen ja nicht von mir."

"Nein, von irgendwem. Und wenn nun der Jemand wer sich täuscht?" Der Landgerichtspräsident, der gewöhnlich wohltemperiert und menschenfreundlich dreinschaute, bekam sein großes, beinahe feierliches Gesicht. "Der Mensch glaubt so gern: ich hab's nicht wieder getan, also hab' ich's abgebüßt. Aber die Weltordnung, oder wie Sie's nennen wollen, sieht's vielleicht anders an. Der Fall, den Sie eben aufgestellt haben, ist wohl so ein Fall — sagen Sie meinetwegen: ein tragisch er Fall — wo in Gestalt eines unerfreulichen Rechtsanwalts das Schicksal oder die Nemesis oder die Gerechtigkeit vor den Jemand hintritt und ihm sagt: jetzt kommt's über dich!"

Der Musikdirektor war eine Weile still. Die tiefe Stimme des Präzidenten, der große Ton war ihm gleichsam in sein musikalisches Gemüt gegangen. Dann flog aber doch ein kritisches Lächeln über sein Gesicht. "Erlauben Sie nur noch eine Frage, lieber Freund. Was

Sie da eben so — wirksam und eindringlich sagten, war das nur eine Kanzelpredigt oder wirkliche Wirklichkeit?"

„Wie meinen Sie das?"

„Na, so mancher Herr Pfarrer predigt ja doch erhabene Lehren, die er selbst nicht befolgen kann, dazu reicht es nicht. Wenn Sie in diesem ‚tragischen Fall‘ vor Gericht ständen, würden Sie sich da einfach der ‚Nemesis‘ zum Opfer bringen oder nicht?"

Der Präsident sann einige Augenblicke, er wollte nicht voreilig sprechen. Dann antwortete er in demselben tiefen Ernst wie vorhin: „Ich glaube, so sehr wohl die erbärmliche Kreatur in mir widerbellen würde, ich unterwürfe mich und — wie nannten Sie es vorhin? — und nähme mein Kreuz auf mich."

„Alle Achtung!" murmelte der Musikdirektor. „Sie haben mehr Rechtsgefühl als ich." — Er schaute die Tafel entlang. „Da wär' es doch interessant, zu wissen, wie die andern denken."

Jetzt nahmen auch die andern nach und nach das Wort. Es ward eine „Reichstagsitzung“, wie Doktor Hermann gescherzt hatte; Zustimmungen, Widersprüche, Bedenken, Kompromisse. Zuweilen ein lebhaftes Durcheinander mit Zurufen und Gegenrufen, dann hörten wieder alle einem aufmerksam zu.

Endlich sagte Hermann: „Die Gäste haben sämtlich ihren Senf gegeben, nur der Wirt noch nicht. Der hat prachtvoll geschwiegen. Hast du bei dir gedacht, Lorenz: ich ginge eigentlich lieber zu Bett?"

Lorenz schüttelte den Kopf. „Ganz und gar nicht.

Mir fielen die Worte der Stauffacherin, der Gertrud, im „Tell“ ein; so sagt sie ja wohl:

„Außerkend hört' ich da manch kluges Wort,  
Was der Verständ'ge denkt, der Gute wünscht.“

Ich dachte nur auch: wie schwer ist es, oder wie unmöglich ist es, irgendeinen Satz aufzustellen oder eine Sitzung, zu der sich jeder bekennen kann. Also müssen doch wohl wir Menschen so verschieden sein — so verschiedene Köpfe haben — daß auch der geschmeidigste Hut nicht für alle paßt!“

„Das ist sicher wahr!“ sagte der Musikdirektor heiter, nun wieder ohne den „roten Kopf“.

Hermann lächelte: „Und da wir jetzt diesen Satz gefunden haben, dem niemand widerspricht, so wäre wohl das beste, wir heben die Sitzung auf und schicken unsren edlen Wirt dahin, wohin er gehört, ins Bett.“

Der Präsident nickte, sie erhoben sich. „Nein, nein!“ bat Lorenz und blieb noch sitzen. „Wenn denn nun leider die Zeit gekommen ist, wo ich meinem Geheimen Medizinalrat wieder gehorchen muß —“ er sah nach der Uhr: „ich stehe nahe vorm Wortbruch — dann lasst uns wenigstens ganz harmonisch schließen. Das kann nur die Muzik! Teurer Musikdirektor, wenn du uns zum Abschied noch etwas Schönes, Weihevolleres spielen möst. Ich höre dich ebenso gern wie die weltberühmten Virtuosen; du hast so ein einfach inniges Verhältnis zum Klavier. Ich hätte beinahe gesagt, ein menschliches Verhältnis. Zwischen dir und dem Flügel ist die reine Freundschaft.“

„Ja, ja," sagte der Musikdirektor lächelnd, „deine — nimm's nicht übel — deine entzückend laienhafte Vorliebe für mein ‚Saitenspiel‘!“ Er war aufgestanden. „Ich tue aber, was du willst. Hast du einen besonderen Wunsch?“

„Den hätt' ich wohl," antwortete Lorenz mit einem etwas wunderlich aufleuchtenden Gesicht. „Die Trauermusik nach Siegfrieds Tod, in der ‚Götterdämmerung‘. Wenn du uns die spielen wolltest.“

Die Freunde sahen ihn alle etwas betroffen und befangen an. „Warum gerade daß?“ fragte der Musikdirektor nach einer kleinen Stille.

„Zum Abschied?“ sagte der Präsident. „Ich hatte gedacht, etwas Heiteres.“

„Etwas, das an ‚Gaudemus‘ erinnert,“ setzte Hermann hinzu.

„Nein, bitte, lasst mir meinen Wunsch. Etwas riesig Schönes; wobei man ein Ende größer wird. Dann gehn wir in einer hohen Stimmung auseinander und sagen uns schön Gute Nacht! — Jeder hört zu, wo er will; ich bleib' hier sitzen und hör' es durch die offene Tür; das lieb' ich so. Lieber Meister, ist's recht?“

Dem Musikdirektor hob sich die Brust; er sah in den verklärten Zügen des geliebten Lorenz einen nicht in Worte zu fassenden Ausdruck, der ihm den Atem versetzte. Auch ihm fiel ein Dichterwort ein, das ihn in einer Aufführung des „Faust, zweiter Teil“ absonderlich erschüttert hatte: „Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — Tod.“ Er wandte sich ab und sagte nur im Gehn: „Ob's recht ist? Natürlich. Ich sagte ja schon:

ich tu', was du willst. Also Wagners Hauptstück als Schluß!"

Er ging in den Salon, wo der Flügel stand. Einige folgten ihm, andere blieben im Speisesaal. Hermann setzte sich näher an den Kamin, es trieb ihn, Lorenz aus einiger Entfernung unauffällig vor Augen zu haben. War er ihm schon lange ein erschütternder Anblick gewesen, so griff es ihm nun noch stärker ans Herz, als das Klavierspiel begann und die furchtbar tragisch dunklen Klänge durch die geöffnete Doppeltür feierlich herein drangen. Lorenz' Augen wuchsen. Um seine abgemagerten Lippen begann etwas zu spielen, das wie Vächeln aussah; es ergriff aber mehr, als Weinen ergreift. Sein Kopf legte sich auf die Seite, wie um noch tiefer und tiefer zu hören; der Blick schrägte zum Boden hin. Zuweilen nickte Lorenz wie in höchster Zustimmung oder innigstem Verstehen. Zarte Rosen, wie hingehaucht, erschienen auf seinen bleichen Wangen. Zuletzt begann aber doch ein Zucken dieser Rosen; eine schwer zu ertragende Wehmut erfüllte nach und nach das ganze horchende Gesicht. Durch Hermanns Kopf und Brust ging das schmerzhafte Gefühl: seine eigene Trauermusik hat er hören wollen — und er hat sie gehört!

Es war aus, der Musikdirektor kam zurück. Ein paar Tränen standen in Lorenz' Augen; er wandte sich aber ab und wischte sie wie durch eine zufällige Bewegung mit dem seidenen Armel weg. Dann ging er auf den „Meister“ zu und drückte ihm die Hand. „So schön hast du mir noch nie gespielt. Lieber Mensch, ich dank' dir. — Ja, das war der rechte Schluß! Nun lass' ich euch

auch gehen, der Vernunft gehorchein; und sag' euch noch einmal meinen innigen Dank, euch allen. Die Freundschaft soll leben! Kurzes Gute Nacht!"

Er gab jedem die Hand; sie nahmen geschwinden Abschied, wie er es wünschte, und gingen nacheinander zur Tür. Der letzte war Hermann; als Lorenz dessen Hand ergriffen hatte, hielt er sie fest. „Bleib noch hier!" sagte er leise, mit den Augen bittend. „Hab' dir was zu sagen!"

Hermann blieb stehn. Die Tür fiel zu, die beiden waren allein.

„Was willst du mir noch sagen?" fragte Hermann, als er die Schritte des letzten nicht mehr hörte. „Mein teurer Lorenz, du solltest schlafen gehn. Du sagtest ja selbst: dein Geheimer Medizinalrat —!"

Lorenz antwortete nicht. Er ging zur Wand und schaltete die Nernstlampen aus, die zwischen den andern Glühbirnen des Kronleuchters geschimmert hatten; der große Saal ward dämmriger. Dann kam er zurück und drückte Hermann auf seinen Kaminessel nieder. „So, nun ist es nicht mehr so festlich hell. Ich setz' mich zu dir, in den Lehnstuhl da. Wie schön noch das Kaminfeuer brennt; — als ob man es inwendig in den alten Knochen spürte. Ich hab' dir eine Geschichte zu erzählen, Hermann. Dir. Keinem andern. Weil du nun doch der beste bist."

„Lorenz —!"

Über Hermann kam auf einmal ein Schmerz, für den er keine Erklärung hatte; es lag wohl in allem zugleich. Ihm selber rannen ein paar Tränen aus den Augen.

„Ich erzähle dir die Geschichte heut, weil ihr vorhin das große Gespräch über die Heiligkeit des Eides hattet; und — weil ich sie dir wohl bald nicht mehr erzählen kann. Ach, mein Lieber, Guter, bemüh dich nicht, mir zu widersprechen. Wenn ich auch nur Verwaltungsmensch bin wie du und nicht Mediziner — mit den Jahren lernt man ja doch seinen Körper kennen. Meiner — will nicht mehr! Ich hab' zu viel Zeichen. Und meinen Medizinalrat, auf den du dich vorhin berufen wolltest, den hab' ich gestern auß Gewissen befragt. „Ihr Organismus läßt nach,” hat er dann gestanden. „Ihr Herz ist nicht stark. Es ist entschieden schwächer geworden. Auf Komplikationen läßt es sich wohl nicht mehr ein!“ Und so weiter und so weiter. Er und ich sind offenbar einig. Und wenn man Komplikationen nicht mehr brauchen kann, dann stellen sie sich bekanntlich ein. Ich spüre schon so was; seit heute morgen. Kurz, ich muß mich eilen, wenn ich dir noch beichten will.“

Hermann suchte seinen Kummer hinwegzulächeln: „Was hättest du wohl zu beichten?“

„Wirfst es hören, Alter. Mein Leben ist sonst wohl ziemlich einfach verlaufen; oder wie sagte unser Musikdirektor? „Lächerlich schuldlos.“ Aber eine Sache — Nur die beiden Menschen, die mit dabei waren, haben sie gewußt. Jetzt weiß sie niemand als ich. Es muß aber doch wunderbar tief im Menschen liegen: ich, der ich Schweigen kann wie irgendeiner, ich fühle jetzt förmlich — einen Zwang, will ich nicht sagen — aber eine Sehnsucht, diese Geschichte noch jemand anzutrauen, ehe ich ein stiller Mann werde. Was machst

du für ein Gesicht! — Mein alter Hermann! — So kann nur ein w i r k l i c h e r F r e u n d aussehen. Ich könnte sie auch nur dir erzählen. Bei dir liegt sie ebenso gut wie in meinem Grab. Und ich habe vorhin bei der Debatte gehört, du denkst ähnlich wie ich. G a n z so nicht! So zwischen dem Präsidenten und mir, etwas näher zu mir. Wenn du aber erst die Geschichte kennst — — Was hast du?"

Hermann hatte sich eine Hand auf die Brust gelegt; darüber wunderte Lorenz sich, so hatte er ihn noch nie gesehn. „Was ich habe?" antwortete Hermann; ihm blieb wieder der Atem aus. „Mann, was denkst du denn? Du sagst mir: ich fühle, daß ich sterben muß. Du sagst mir: der Arzt gibt mich auf. Und dann sagst du mir: ich hab' dir etwas zu beichten . . . Also einen sogenannten ‚dunklen Punkt'. Und da soll mir das Herz nicht stillstehen! Da soll sich nicht die Welt vor mir drehn!"

Lorenz stand auf, stellte ein niedriges Tischchen vor Hermann hin, ehe der sich rühren konnte, und eine angeschenkte Flasche Wein und ein Glas darauf. „Das ist Markobrunner. Trink eins, stärke dich! — Es tut mir ja wohl, Alter, daß du so bist. Wir müssen aber auch nicht verzessen, was wir hier gehört haben: die H e l d e n m u s i k. Ich hab' sie noch in Mark und Bein. Was ist Tod? Was ist Schuld? — Ich glaub' aber auch nicht an meine Schuld. Trink aus und hör zu!"

\* \* \*

Hermann hatte getrunken, Lorenz saß wieder im Lehnsstuhl am Kamin; er sah in das schöne, rote Feuer

und begann: „Du weißt, Alter, wie ich gelebt habe, ehe ich hierher versetzt wurde und dich kennen lernte; — das ist lange her. Als wir uns hier fanden, war ich ungefähr derselbe Mensch, der ich heute bin; vor dem war ich anders; in wie vielem anders, kannst du gar nicht wissen. Ich glaube, es lag an meinem Vater, von dem hatte ich geistig zu viel geerbt. Er war ein gescheiter, tüchtiger, was man sagt: ein aufrechter Mann; aber er neigte zur Pedanterie und hatte wenig Humor. Ich war wie er schon in jungen Jahren viel zu regelrecht, sachlich, gewissenhaft und ernst geworden; kurz, die Jugend fehlte. Ich erfreute mich der sogenannten allgemeinen Achtung, und für gewöhnlich genügte mir das; nur zuweilen rührte sich ein Mißgefühl, offenbar eine Sehnsucht nach etwas, das ich nicht hatte — oder das in mir schließt; wie so manche unmusikalische Menschen sich nach Musikhinn sehnen. Es lebte da ein unglücklicher Mensch, der sich an mich anschloß; er war eigentlich ein schöner und vornehm liebenswürdiger Mensch gewesen, der das Herz eines ganz ungewöhnlichen Mädchens gewonnen und sie heimgeführt hatte; dann hatte ihn aber ein Unfall, ein furchterlicher Schreck in eine schwere Krankheit geworfen, aus der er geistig invalid herauskam. Eine sonderbare Zerrüttung mit ewigem Wechsel: heute ganz normal oder auch gesteigert intelligent und lebendig, morgen wie ein schwerster Neurastheniker, unsinnig, haltlos, willenlos. Er hatte auf seine akademische Laufbahn verzichten müssen, lebte mit der Frau zurückgezogen draußen vor der Stadt — — Du kennst sie nicht? Du warst nie dort?“

„Nur vorbeigefahren,“ erwiderte Hermann.

„Hinter einem Vorort steht gleich ein Wäldchen; hinter dem war ein einsames, einzelnes Haus, das hatte er gekauft. Gott weiß, wie es kam, daß er mich ganz geschwind in sein Herz schloß. Meine Weltanschauung, meine noch sehr einseitige Welt- und Menschenkenntnis, alles imponierte ihm. Er zog mich denn auch in sein Haus. Und da war denn nun diese junge Frau ... Ich will nur gleich sagen, daß mir nie ein andres weibliches Wesen so einen tiefen Eindruck gemacht hat; es hat auch keine so umbildend auf mich eingewirkt. Sie war klein und zart, aber was für seelische und geistige Kräfte steckten in der Frau! Sie war nicht eigentlich schön, aber mehr als schön; ihr feines Gesicht war so ausdrucksvoLL, und es war ein so reiches Gemüt dahinter — und ein höchst elastischer Lebenssinn. Du kannst dir denken, welche furchtbare Aufgabe es war, mit dem Mann zu leben; sie hat auch gelitten wie wenige. Es war aber eine zauberhafte Stärke in der kleinen, holden Gestalt! Berta ... Berta hieß sie. Wie war mir gewissenhaftem, regelfestem Menschen zumut, als ich bald entdeckte: ich bin ja in diese Frau eines andern durch und durch verliebt! Hätte sie mich ebenso liebgewonnen, dann wäre wohl ein ernster Fall daraus geworden. Zerrissene Freundschaft — Scheidung —“

„Also das best e, für dich u n d s i e!“ fiel ihm Hermann ins Wort.

„Mag sein. — Nun ja. — Aber zur Liebe war ich nicht der rechte: ich war ja noch dieser jugendlose Pflicht- und Tugendbold. Sie ärgerte sich oft an mir, sie nahm

mich in ihre kleinen Hände und arbeitete an mir. Das kann Freundschaft werden, aber bei so lebensvollen Naturen wird nicht Liebe daraus! — Ich hatte schwere Zeiten, Hermann. Ich will dich mit meinem Unglück nicht langweilen; — was heißt denn auch „Unglück“? So nach und nach kam ich doch dahinter, daß mir bei allem Elend ein ganz großes Glück beschieden war. Diese Frau bekehrte, belehrte mich, machte einen andern Menschen aus mir. Aus der unklaren Sehnsucht, die in mir geträumt hatte, zog sie mit eben den kleinen Händen — ja, wie soll ich's nennen? — zog sie den schlummernden Jüngling heraus. Wenigstens ein Stück von ihm; das übrige sollte noch ein anderer tun. Aber sie tat viel. Ich hatte keine Liebe gefunden, ich fand eine Freundin. Ja, ich fand die Freundin, von der ich dir zuweilen gesagt hab'; die beste, die ich hatte!"

Hermann nickte vor sich hin. „Ja, ein paarmal sprachst du wohl von ihr. Aber nie so wie heut. Nur so obenhin.“

„Ich mochte nicht. Weil sie — mit all dem andern zusammenhing.“

„Hm! — — „Hatte“ sagtest du. Du hast sie also nicht mehr.“

„Nein. — Lassen wir sie jetzt. Ich komme zu dem andern! — Der unglückliche Mensch, ihr Mann, der so an mir hing, mir konnte er ja ein wirklicher Freund nicht sein, ich litt mehr unter ihm; tat es gern, aus Mitleid. Aber ich erinnere mich, bei diesem aufregenden, in mich einwirkenden Verkehr mit den beiden wuchs noch ein Gefühl in mir: ich hab' eigentlich keinen Freund!

Viele ‚gute Freunde‘, aber keinen wahren! Na, das lag wohl eben auch an mir. Eines Abends, spät, geh‘ ich aus einer Gesellschaft nach Haus. Wie ich schon nah bei meiner Tür bin — es brannte eine Straßenlaterne dort — sah ich jemand auf dem Bürgersteig liegen, wie tot. Ich denke: was ist dem geschehn? Und da ich etwas Blut an seiner Hand sehe: wohl verwundet? denk‘ ich. Kurz, ich helf‘ ihm auf, zieh‘ ihn in die Höhe. Er sieht mich mit verglasten Augen an; der Hut fällt ihm vom Kopf. Ich heb‘ ihn auf; ich frage den Mann, was ihm ist; er antwortet nicht. Aus irgend einem Grund kann er noch nicht sprechen. Er liegt aber an meiner Schulter; wenn ich ihn loslasse, merk‘ ich, fällt er wieder hin! — Ich lasse ihn also nicht los. Ich führ‘ ihn in mein Haus und zu mir hinein. Als ich nun volles Licht gemacht hab‘ und er vor mir auf dem Sofa in der Ecke sitzt, da seh‘ ich: es ist der ‚schöne Wilsried‘, und er ist betrunken! — Der schöne Wilsried, so hieß er in der ganzen Stadt. Ich hatte ihn nur zweimal flüchtig gesehen, aber oft von ihm gehört. Er hatte, was man ein entsetzliches Renommee nennt; ungefähr wie der hübsche — wie hieß er — der merkwürdige, geniale Trunkenbold, der hier vor soundsoviel Jahren zugrunde ging —“

„Walter Pasetti,“ antwortete Hermann.

„Ja, den meine ich. Dieser schöne Wilsried — er war wirklich schön, noch nicht ruiniert; prachtvolles dunkelbraunes Haar, feurig braune Augen, herrliche Gestalt — er war schon junger Arzt gewesen, anderswo, ich weiß nicht wo; hatte zuerst auch Zulauf gehabt —

ein berückend liebenswürdiger Mensch — aber er hatte zu viel Geld und zu viel Alkoholdurst. Er konnte nicht widerstehen oder doch höchstens ein paar Tage, dann trank er sich wieder von Sinn und Verstand. Müchtern war er ein anständiger Mensch, ohne wilde Triebe, im Rausch wurde er zum Sathr, wie man mir erzählt hatte, und verlangte nach jedem Weib. So war's denn bald mit der Praxis vorbei — obgleich er für einen der Begabtesten galt — und er zog hierher, wo er als sich betrinkender, liebelnder, singender, zuweilen unwiderstehlich bestechend unterhaltender junger Rentner lebte."

„Der saß nun in deinem ehrbaren Zimmer!“ Hermann mußte lächeln.

„Ja, da saß er; tief in der Nacht. In mir erwachte noch wieder der ganze geordnete Biedermann; pfui Teufel! dacht' ich. So kann die Krone der Schöpfung sinken! — Was er aber für Augen hat! mußte ich denken als bildsamer Schüler von Frau Bertas Schönheits-sinn. Es waren nämlich unsagbare Augen; bei dem Feuer, das nun allmählich langsam drin auflebte, etwas so Rührendes, gemütlich Zutrauliches, Inniges; — man versucht immer, es in Worte zu bringen, und kann's doch nicht. Und so wunderbar gesformt, so groß lagen sie in dem bildschönen Kopf. Er fing an zu sprechen, mir zu danken; es wurde nicht viel daraus. Ich sagte plötzlich: übernachten Sie hier! Und ich machte ihm auch schon ein Lager zurecht. Denn wo sollt' er in diesem Zustand hin? — Das heißtt, ich konnte ihn wohl nach Hause bringen; aber daran dacht' ich nicht. Es war mir — — die Augen, oder was sonst — ein Ge-

fühl des Erbarmens und der Menschenliebe — so hatte ich das noch nie erlebt!"

„Jetzt versteh' ich schon," sagte Hermann mit seinem feinen, erratenden Blick. „Der Trunkenbold wurde dein Freund. Dein erschchter Freund."

„Du gehst rasch, mein Alter! — Aber diesmal richtig. Ja — es ist zum Lachen — aber schon am nächsten Morgen fing die Freundschaft an! Er hatte auf meinem Diwan ausgeschlafen, er saß mit mir beim Frühstück; und nach Art solcher Leute — ich dachte wenigstens noch: weiter ist es nichts — geriet er aus der ersten rührenden Dankbarkeit in Selbstanklagen, Selbstverachtung, Sehnsucht nach einem besseren Leben. Es war aber so viel Geist in allem, was er sagte — und Unmut — und dann wieder ein nicht zu unterdrückender, verrückt genialer Humor — wie Glut in der Asche. Du bist ja ein ganz besonderer Mensch, mußt' ich immer denken. Mit dir hat der Schöpfer ganz was anderes gewollt als 'nen Trunkenbold! — Er merkte bald, was in mir vorging; der Mensch war nämlich ein Errater und Versteher wie du. Außerdem — wer weiß, wieviel Seelenmagnetismus es gibt ... Auf einmal wurden ihm die Augen naß — aber ganz ohne Pathos. Wenn ich jemand hätte, sagte er, der mir helfen kann. Bis jetzt hab ich keinen. Jemand, der sieht, was in mir ist — so was von einem Heiland, mein' ich — und zu dem mein Herz mich hinzieht — denn ohne das geht es nicht. Herr, wie können Sie einen anschauen. Das hab' ich hier noch nie gesehen. Sie, Sie könnten helfen!"

„Soll ich mir eine Bemerkung erlauben, Lorenz?"

Hermann hatte wieder seinen Blick. „Du schaust ihn mit Frau Berta's Augen an. Ehe sie an dir ‚gearbeitet‘ hatte, konntest du nicht so schauen — und zwischen dir und ihm wurde dann wohl nichts.“

„Du bist ein unheimlicher Mensch. Was soll ich dir denn lange erzählen? Du weißt ja schon alles! — Ja, das hab' ich mir später oft gesagt: ohne Berta wäre ich nicht zu Wilfried gekommen. Und diese beiden — das kann ich wohl ohne große Übertreibung sagen — diese beiden haben mich eigentlich zu dem gemacht, der ich bin! — Ich behielt ihn den ganzen Tag bei mir. Er erzählte mir sein Leben, und ich ihm dann meines. Wir könnten uns, glaub' ich, gut ergänzen, sagte ich ihm endlich; — wir waren nämlich schon beim Humor, der seine stiecke wunderbar an. Ich war bis jetzt viel zu nüchtern, sagte ich, Sie waren offenbar das Gegenteil; wenn jeder dem andern abgibt, kommt jeder in die goldene Mitte! — Na, kurz, wir versuchten das. Wir sahen uns nun jeden Tag; jeden Abend war er bei mir, bei einer oder zwei ehrbaren Flaschen Wein, oder im Wirtshaus mit mir. Und nur noch ein einzigmal trank er einen Tropfen zuviel! Er sah mir nach den Augen, versichere ich dir, wie ein guter Hund; es wurde ihm zur reinen Wonne, aus meinen Augen abzulesen, was er noch tun dürfe oder lassen müsse, und den bösen Kitzel in sich zu unterdrücken, wie man sich das laute Räuspern abgewöhnt. Energie der Liebe!“

„Die beste, die es gibt.“

„Gedenfalls die schönste, Hermann! — — Wir wurden natürlich das Stadtgespräch. In einer Art von Klub,

den wir hatten, brachte es einer auf, und die andern sprachen es nach: Wer hätte das in Lorenz dem Ehrenfesten gesucht! Er hat sich seinen Busenfreund von der Gosse aufgelesen! — Aber meine himmlische Freundin, Frau Berta, die sagte eines Tages zu mir: Ihren merkwürdigen Freund muß ich kennen lernen. Warum bringen Sie ihn mir nicht? — Ich war überrascht, daran hatte ich noch nicht gedacht. Scheuen Sie sich nicht vor ihm, sag' ich, wie die anderen Damen? — Ich bin keine von den anderen Damen, antwortet sie. — Aber Ihr Mann? — Ach, dem ist's recht. Der interessiert sich für solche Fälle; er würde ihn gern bei uns sehn! — Also gut — ich brachte ihn. Ich seh' schon in deinen Augen, Alter, was du denkst. Ja, ja, ja, so kam's! So ist's auch gekommen! Diese Berta, die ihren zerrütteten, oft unleidlichen Mann nicht mehr lieben konnte und doch zum Lieben geschaffen war; und dieser Wilfried, von seinen sinnlichen Verirrungen nun selber abgestoßen, nach edler Weiblichkeit ausgehungert — und da stand er nun gleich vor der edelsten. Denk dir seine Schönheit dazu, die rührende Besangenheit und doch wieder Verklärung, die durch diese „Auferstehung“ aus einem schauderhaften Leben über ihn gekommen war — und seinen aufblühenden Humor, als er bei dieser Frau das schönste Verständnis und die liebenswürdigste Menschlichkeit fand — so siehst du den ganzen Weg!"

„Ich sehe auch den Dritten, meinen armen Lorenz,“ sagte Hermann mitleidig. „Ich trinke auf dein Wohl. Du hast es ja überstanden.“

„Es kostete aber Zeit und Kraft! Talent zur Eifersucht haben wir ja alle. Die ‚grünäugige‘, wie ja wohl der alte Shakespeare sagt; mit den grünen Augen sieht sie alles und ja oft noch mehr. Zu den Dualen des gekränkten Ich, als ich sah, wie sie einander lieb gewan-nen — auch die kluge ‚Welt‘ bemerkte es — kam nun noch die Sorge, die Angst: was wird er ihr antun? Wenn seine Leidenschaft ihm und ihr über den Kopf wächst, seine Vergangenheit sich an ihm rächt? — Ich stellte mich eines Tages vor ihn hin, wir waren in meinem Zimmer allein. Wilfried! sagt' ich ihm. Ich weiß, wie es steht. Ich bin in Todesangst um dich und um sie. Ich hab' dich in ihr Haus gebracht. Sie ist mir mit dir das Liebste auf der Welt; du darfst sie nicht verderben! — Da sah der Mensch mich herrlich an. Ich kann's nie vergessen; so steht er immer wieder vor mir. Ja, was denkst du? sagt' er. Die hat mir ja noch mehr geholfen als du. Die hat alles aus mir herausgebrannt! — Ja, wir lieben uns. Und wir wissen es. Aber sie ist mir heilig, Lorenz. Das hab' ich mir auferlegt als die letzte Buße, und es wird mir nicht so schwer, wie ich gefürchtet hab', weil sie dieser hilfreiche Engel ist: solange sie noch diesem Mann gehört, rühr' ich sie nicht an. Das haben wir uns beide gelobt! Hab' dir's sagen wollen. Sie meinte aber: Nein, noch nicht. Erst wenn wir heller in die Zukunft sehn; wenn ich meinen Mann überredet hab', mich freizugeben. Er liebt mich nicht mehr, er wird es tun!“

Hermann schüttelte den Kopf. „Der hat's nicht getan. Ein so zerrütteter Mensch, wie du ihn schilderst?

Der hat ja nicht von heut auf morgen denselben Willen.  
Heut lächelt er: ja, morgen schreit er: nein!"

„Freilich. So war's denn auch. Sie sagte es ihm in einer guten Stunde, er schien alles einzusehen, er gestand ihr, daß er eigentlich nichts mehr für sie fühle; da sei es ja am besten, in Frieden auseinander zu gehn. Aber ich glaube, schon am nächsten Tag kam ein Brief von ihr. An mich, den ‚Freund‘. Da ich nun schon der Eingeweihte, der Vertraute sei, solle ich alles wissen und womöglich helfen: auf meine Freundschaft für sie beide baue sic wie auf festen Grund. Der Geist ihres Mannes sei wie ein Irrlicht, er taumele hin und her. Gestern: ich habe nichts gegen unsre Scheidung, ich bin zu allem bereit; heute: ich lasse dich nicht fort, nie, nie! — Alle Macht, die sie einst über ihn gehabt, habe sie verloren. Vielleicht könnt' ich helfen! Glauben Sie mir, lieber Freund, schrieb sie, wir verdienen es. Bei allem, was mir heilig ist, unsre Liebe hat uns nur verklärt, gestärkt; sie hat Wilfried zum rührendsten Menschen gemacht, er ist ganz Ergebung und Dankbarkeit, ich bin ihm eine Heilige. Er berührt meine Finger nicht. Er will mich einst, wenn ich — vielleicht durch Ihre Hilfe — frei sein werde, aus Ihren Händen empfangen!"

„Das war Balsam für die Eiserneucht."

Lorenz nickte seinem „Alten“ zu. „Wir steigerten uns ja gegenseitig in die Wolken hinauf; wir lebten schon alle drei im Äther, in der reinen Entzagungsluft! — Na, da kam das Schicksal und warf uns auf die harte Erde zurück. Am nächsten Nachmittag — — ja, es war der nächste. Die Stadt feierte ein großes Jubiläum;

Volksfest im Freien den ganzen Tag, alles war auf den Beinen, draußen auf dem Festplatz. Ich fühlte mich aber nicht wohl, auch nicht in der Stimmung, und saß still zu Hause. Da stürzt Wilfried herein, so erregt wie nie. Bertas Mann sei toll, als habe er den Verstand verloren; wenigstens ein paar Stunden sei er so gewesen. Er habe sich in Gegenwart der Frau den Revolver auf die Brust gesetzt — da sein Haus so ganz einsam lag, hatte er einen immer geladenen Revolver neben seinem Bett — und er habe Berta zugeschrien: wenn du von diesem Wilfried nicht läßt, so erschieß' ich mich! Und so noch allerlei, lauter wilde Worte. Endlich habe ihn Berta beruhigt, ihm die Waffe sanft aus der Hand genommen und im Wohnzimmer auf den Tisch gelegt. Was soll nun geschehn? fragt Wilfried mich. Was soll aus uns werden?

Ich verlor die Ruhe nicht. Solche Wildheiten des unglücklichen, kranken Menschen hatt' ich schon erlebt; sie endeten noch immer gut. Wo ist er jetzt? fragte ich. Wilfried fängt an, halb verlegen zu lächeln: Ja, wo ist er jetzt? Auf dem Volksfest ist er. Nachdem er ausgetobt hatte, ist ihm der Gedanke gekommen: da muß jeder Bürger hin! Und die ganze Hausbesatzung hat er mitgenommen, Weib, Diener, Köchin, alles. „Die ganze Stadt gehört auf das Fest!“ — Na also, sag' ich. Du nimmst den Mann noch zu schwer. Nun setz dich und laß uns wie vernünftige Männer in aller Ruhe beraten! — Und das Ende war, ich sagte ihm: morgen mittag gehe ich —“

„Zu dem kranken Mann,“ sprach Hermann weiter, „und tue da, was ich kann!“

Lorenz, der ins Kaminfeuer gesehen hatte, hob die Augen zu Hermann auf. „Mensch, weißt du denn alles?“

„Na, dies lag doch auf der Hand. Du solltest helfen, hatte die himmlische Frau dir geschrieben. Sie hatte ihre Macht über den Mann verloren, du hattest aber wohl die deine noch. Und du wolltest helfen.“

„Nun ja, das wollt' ich natürlich. Ich wollte dem Unglücklichen in aller Herzlichkeit und mit all meinem bißchen Weltverstand beizubringen suchen: Du bist zu gut und zu edel, um immer eine unglückliche Frau um dich her zu sehn. Sie ist auch edel und gut, es härmst sie schon lange, daß sie dir nicht mehr ist, was sie war; denn du hängst ja nicht mehr an ihr. Sie macht dich nur krank, das ist alles; von ihr getrennt, wirst du ruhiger und gesünder werden. Laß sie vorläufig zu ihrer Mutter gehn; ich verpflichte mich für Wilfried, daß er sie dort nicht besucht. Das Weitere findet sich! — So und noch manches andere wollt' ich zu ihm reden; vielleicht hätte ich etwas erreicht. Aber das Schicksal! Das wandelt seinen eigenen Weg! — Wilfried drückt mir die Hand und geht, in den Abend hinein: es dämmerte schon stark. Wieder von Hoffnung erfüllt — er konnte so herrlich, so inbrünstig hoffen — irrt er durch die menschenleeren Straßen umher, in den Vorort hinaus; das volle Herz zieht ihn weiter — so hat er mir's erzählt — er geht durchs Wäldchen bis zu ihrem Hause. Es ist leer, das weiß er; er will da eine Weile stehn, zu Bertas Fenstern hinaufschauen und ihr in Gedanken sagen: du wirst doch noch mein! — Da sieht er — wie sie ans Fenster tritt. Das laute, lustige Fest hatte sie, die schon

so Traurige, melancholisch gemacht; sie hatte ihrem Mann gesagt: bleibt ihr hier, mein Kopf ist schlecht, ich will lieber nach Haus! — Da steht sie also am Fenster und starrt in den Abend hinein. Sie steht so trostlos und so hoffnungslos da. Es reißt ihn: zwei Minuten hinauf! Ihr sagen, was Lorenz tun will, und dann wieder fort! — Die Haustür läßt sich öffnen, Frau Berta hatte sie aufgeschlossen und nicht wieder zu. Er findet sie im Wohnzimmer, wo sie eben Licht macht. Er erzählt ihr, was wir miteinander abgesprochen haben. Als er dann gehn will — wer tritt in die Tür? Der Mann! Bald nach ihr vom Festplatz fort; hatte ihr Nachhausegehen ihm Gedanken gemacht? Man hat's nicht erfahren. Er sieht die beiden, er denkt offenbar, das ist abgekartet. Wie ein Rasender fährt er auf Wilfried los: was wollen Sie hier? Wilfried sagt etwas, er hört nicht hin; er sieht den Revolver auf dem Tisch liegen, auf den ihn Berta gelegt hatte, er greift danach und zielt auf Wilfried. Berta springt vor Wilfried hin mit ausgebreiteten Armen. Der Unglückliche hat schon abgedrückt; die Kugel streift ihren linken Arm. Sowie er Blut sieht, schreit er auf. Berta! ruft er. Ich bin verrückt! Setzt sich selber den Revolver auf die Brust, trifft ins Herz und bricht zusammen."

\*        \*        \*

„Lieber Lorenz, es strengt dich an,” sagte Hermann nach einer kleinen Stille. Lorenz hatte sich mit dem Taschentuch die Schläfen und die Stirn getrocknet, und sein Atem seufzte leise. „Das war doch zuviel für dich.

Laß uns jetzt auseinandergehn; morgen erzählst du mir den Rest, morgen komm' ich wieder."

„Du kennst mich doch, Alter," entgegnete Lorenz und lächelte ihn an. „Das ist mir doch aus meiner Bieder-mannszeit geblieben: was ich anfange, führ' ich durch! Der geschulte Wille. Ich bin schon wieder beiammen, mach dir keine Sorge! — Aber ich will mich nun für z e r fassen.“ Er lächelte von neuem: „Das will ich für dich tun! — Also, ich dachte eben zu Bett zu gehn — oder las ich noch? — da kommt Wilfried wieder. Ich öffne ihm selber die Tür, auch mein Diener war wie alle Welt auf dem Fest; ich höre, was geschehen ist. Der Mann auf der Stelle tot, liegt mitten im Zimmer da. Wilfried will bleiben, die Frau nicht allein lassen; aber sie, in der liebenden Angst um ihn: du gehst! du gehst! Niemand darf dich sehn! Niemand darf wissen, daß du hier warst; dann fällt der schrecklichste Verdacht auf dich, dann bist du der Mörder! — Sie verbindet sich noch mit seiner Hilfe den Arm, wäscht das Blut hinweg; der Schuß hatte nur ein wenig gefleischt, von der Wunde hat nie ein Mensch außer uns erfahren. Dann jagt sie ihn fort. Er in die nun schon fast dunkle Nacht hinaus; nach kurzem Besinnen zu mir. Du hast recht, sag' ich, und du bleibst bei mir! Du brauchst Ruhe, Fassung. Dazu hast du mich. Wie in unserer ersten Nacht schlafst du auf meinem Diwan. Laß uns hoffen, es endet diesmal ebenso gut!"

„Ich fürchte, n e i n," murmelte Hermann.

„Ganz ohne Furcht war ich auch nicht. Wenn doch noch irgendwie entdeckt wurde, daß Wilfried dort

war, wie sah dann die Verheimlichung aus? — Und doch mußte ich mir sagen und tat es immer wieder: Berta hatte recht. Erfuhr die Welt, daß der „Geliebte“ der Frau dabei war, als den Mann die Kugel traf, wer hätte dann nicht an Mord gedacht? Und wie dann beweisen: es war nicht Mord? — Wir hofften und suchten zu schlafen; und die Nacht verging. Er hatte übrigens schon einige Male bei mir übernachtet; es lag in ihm, es tat ihm gut. Um Mittag kam Frau Berta; was sie berichtete, erleichterte uns. Sie war noch am Abend in die Stadt gelaufen, den Todesfall zu melden; der Mann habe schon am Nachmittag, in einem ersten Anfall von geistiger Unnachtung, sich erschießen wollen; am Abend sei es dann geschehn, ehe sie es hindern konnte. Die Leichenschau bestätigte das: Selbstmord im Wahnsinn. Über uns kam Ruhe! — Das war auch gut, denn mich hatte eben diesen Morgen ein Brief aufgeschreckt aus Buenos Aires. Dort war mein Bruder gestorben, der in Argentinien ein paar große Güter erworben und in Kultur gebracht hatte; ich wurde nun berufen, mit dem nächsten Hamburger Dampfer hinüberzufahren und die ziemlich verwinkelte Erbschaftssache in Ordnung zu bringen. Die Pflicht rief, also hin! Ich beredete mit den Freunden noch: Berta nach der Bestattung zu ihrer Mutter, Wilfried still zu Haus, ohne sie zu sehn; dann reiste ich ab. Das alles ist ja lange her; man reiste damals wirklich von den Menschen weg. Die großen unterseeischen Telegraphenkabel waren erst zum kleineren Teil gelegt, nach Buenos Aires noch nicht. Vom drahtlosen Telegraphieren ahnte

man noch nichts. Ich fand da drüben keine Nachricht von Zuhause, konnte keine finden. Aber in mir telegraphierte es! Ich hatte eine große Sehnsucht, wieder heimzukommen zu den liebsten Menschen. Wie stand's nun mit ihnen? Wie ertrugen sie die notwendige Trennung? Und wie sah ihre Zukunft aus? — Ich war immer ein rascher Arbeiter, das weißt du. Diesmal tat ich mein Äußerstes. Ich fühlte mich wie erlöst, als ich wieder auf dem Dampfer saß! — Als ich dann aber nach Hamburg kam —“

Lorenz verstimmt, seine tiefliegenden Augen warfen einen wunderbar ausdrucksvollen Blick auf Hermann. „Armer Lorenz,“ sagte der nur, er ahnte schon.

„Als ich dann nach Hamburg kam — — Lieber, guter Hermann. Er und sie im Gefängnis! — Zum Staatsanwalt war ein Mann gekommen, einer aus dem Vorort: er sei an dem Abend, dem Volksfestabend, verfrüht heimgegangen, weil er sich im Gedränge beim Fall in einen Graben verwundet hatte; da sei ihm beim Wäldchen der Wilfried begegnet, er habe ihn ganz gewiß erkannt, hab' ihn ja oft zu der Villa hinausgehen sehn. Diesmal sei er aus dem Wäldchen gekommen, von der Villa her; habe sich ein Tuch vor den Mund gehalten und den Hut in die Stirn gedrückt; aber die großen, feurigen Augen! Die hab' er deutlich gesehn! — Der Staatsanwalt nahm die Sache in die Hand. Es ließ sich feststellen — wenn auch nicht unanfechtbar genau — daß die Begegnung nach dem angeblichen Selbstmord stattgefunden hatte. Wilfried ward verhaftet, weil er in der Stadt für den Geliebten der Frau galt; Berta

ward verhaftet, weil sie ausgesagt hatte, sie und ihr Mann seien allein gewesen. Wenn dem nicht so war, wenn Wilfried von ihrer Villa gekommen war, so traf sie der Verdacht der Mitschuld, so waren die zwei ein Mörderpaar! — — Ja, ja, du hast recht, ich mach's nun kurz. Es kam der Verhandlungstag. Wilfried — das meldete eine voreilige Zeitungsnotiz — Wilfried hatte wie Berta geleugnet, daß er dort gewesen; wie konnte er anders? Er mußte fortsehen, was sie begonnen. Er hatte gesagt: der Mensch hat einen andern gejehn, mich nicht. Und auf die Frage: wo warst du denn? hatte er geantwortet: bei meinem Freund, den Abend und die Nacht!"

Hermann nickte. „Die N o t. — Dreiviertel Wahrheit. — Schaurige Verknotung!"

„Die Heiligkeit des Eides! — Ich wurde als Zeuge berufen. Ich wußte, was mir am andern Morgen bevorstand; die Frage: war dein Freund den g a n z e n A b e n d bei dir? — Sagte ich die W a h r h e i t, so lag der Mordverdacht fest auf ihm. So glaubten die Geschworenen, die Richter, die Welt: er ist aus seines Freundes Wohnung fortgegangen, um in die Villa zu gehn; dort hat ihn der Mann bei der Frau betroffen und er den Mann mit dessen Revolver erschossen — oder er ist auch mit dem Mordgedanken hingegangen und hat ihn dort ausgeführt. Darauf ist er, um jeden Verdacht von sich abzulenken, geschwind wieder zu dem Freund geslohn! — Anders hätte kein Mensch gedacht. Und wenn auch Wilfried mit aller Kraft der Verzweiflung abgeleugnet hätte, daß er in der Stunde, wo er n i c h t

bei mir war, in der Villa gewesen sei — wenn man ihn aus Mangel an sicherem Beweis nicht verurteilt hätte — der Glaube an seine Schuld, der blieb doch auf ihm. Er blieb auch auf ihr. Die Frau dieses Mörders konnte sie nicht werden. Ihr und sein Leben, das Leben meiner liebsten Menschen, so rein und gut emporstrebender Menschen war zerstört. Zerstört, nachdem sie ihm das letzte Hindernis aus der Brust genommen, ihn mit ihrer himmlischen Kraft beredet hatte, wieder Arzt zu werden, seine Wissenschaft zu ergänzen, seine Talente vollends auszubilden, sie als Gehilfin anzunehmen; — das hatte Wilfried mir an jenem Nachmittag erzählt. Ich, mit den acht Worten: „er war nicht die ganze Zeit bei mir“, hätte das alles zerstört! — Sagte ich aber als beeideter Zeuge aus: „er war die ganze Zeit bei mir“, so war ich ein meineidiger Mensch!“

Sie sahen einander nur in die Augen, Lorenz und Hermann. Hermann, bis ins Herz erschüttert, sprach kein Wort.

„Das war die schweißte Nacht meines Lebens,“ begann Lorenz wieder und machte die eine Weile geschlossenen Augen wieder auf. „Denke dir das: ein Mensch wie ich — meines Vaters Blut — in Pflichtentreue und Ehrgefühl herangewachsen, auf Wahrheitsliebe gleichsam eingeschworen — ich sollte — — wie hieß das Orakel für den König Krösus — ich sollte ‚ein großes Reich zerstören‘, so oder so. Entweder das Glück der teuersten und unschuldigsten Menschen oder die Ruhe meines Gewissens! — Ich glaube, ich hab' nie so viel geträumt wie in dieser Nacht. Hundertmal in einen blitzartigen

Traum gesunken, hundertmal wieder aufgeschreckt. Es war eigentlich immer der selbe Traum — hast du das auch einmal erlebt? — immer mein Zeugenverhör vor Gericht; aber jedesmal etwas anders — und jedesmal etwas unsinniger. Es war wohl Fieber in mir oder Nervenspuß. Und doch glaub' ich, Hermann: ich wußte schon, als die Nacht begann, es stand fest in mir: morgen werd' ich meineidig! Mitten in der Nacht fuhr ich einmal empor, das weiß ich gewiß, und im Bett aufrecht sitzend hab' ich laut gesprochen: Gott, du höchster Richter, ich kann nicht anders! Muß ich jemand opfern, so will ich es sein! Wer nur Geld und Gut für die Freunde opfert, der tut nicht genug. Ich gebe mich selbst für sie hin! — — Dann stand ich ungeträumt wirklich vor Gericht. Ich sah die beiden auf der Bank, Wilfried und Berta. Das war auch ein Anblick! — In mir wurde es aber still; ganz befreiend still. Und als der Vorsitzende mich befragt hatte, sagte ich so ruhig wie jetzt zu dir — nur nicht so kurz, wie ich dir es sagte —: Ich habe von allem gewußt, was das Verhältnis dieser drei Menschen zueinander betrifft. Als Zeugnis hab' ich hier einen Brief, den mir die Witwe des Verstorbenen zwei Tage vor der schrecklichen Katastrophe schrieb; aus dem Sie zugleich ersehen werden, wie ideal rein die Beziehungen zwischen den beiden Angeklagten gewesen sind. Der Mann aber, der den Angeklagten an jenem Abend in der Nähe der Villa gesehen haben will, der hat sich getäuscht; denn der Angeklagte war vom Nachmittag bis zum Morgen ununterbrochen bei mir!"

Ein Ruck ging durch Hermann, als löste sich etwas in ihm. — „So, nun ist's heraus.“

„Ja, da war's heraus! — Ich legte in dem Augenblick alles in die Wagschale, was ich mir zusammengelebt hatte: meinen geachteten Namen, mein Ansehen unter den Menschen — ‚Lorenz der Ehrenfeste‘ — auch das. Es ging eine große Bewegung, das bemerkte ich wohl, durch den ganzen Saal! — Ich erzählte dann zur Erläuterung, in welcher Unruhe und mit welchen Sorgen Wilfried an dem Nachmittag gekommen sei; wie Stunde auf Stunde in endlosen Gesprächen hingegangen sei, bis endlich festgestanden habe: ich gehe am andern Tag zu dem unglücklichen, in sich zerspaltenen und zerrissenen Mann und rede zu seinem Kopf und zu seinem Herzen. Darauf hätte ich den ganz erschöpften Wilfried in meiner Wohnung gebettet; nicht zum erstenmal. Am Morgen aber sei die Nachricht gekommen: der hat sich erschossen! Nicht so sehr überraschend für mich, denn den Wunsch und Sinn, seinem verpuschten Leben ein Ende zu machen, habe er schon oft gezeigt; — dies war reine Wahrheit. Darauf verlas man Berthas Brief an mich. Der tat nun das letzte. Nur noch Verständnis und Mitgefühl! — Und zum Schluß: der Freispruch!“

„Was soll ich dir nun noch sagen, Hermann?“ fuhr Lorenz nach einem tiefen, wohl andächtig zu nennenden Schweigen fort. „Da du mich kennst, weißt du ohne Worte: ich hab' diesen Freispruch teuer bezahlt. Wie einem wohl zumute ist, dem man einen Arm abgenommen hat — er vergibt es oft, aber auf einmal kommt's ihm wieder: ein Stück von ihm ist nicht mehr da, er ist nicht

mehr ganz — so war mir all die Jahre lang. Und das immer so still, totenstill zu tragen, ganz allein mit sich! Es hat etwas Schauerliches; mehr will ich nicht sagen. Aber — man ist entweder ein Mann oder nicht. Ich hatt' es ja gewußt, der Arm würd' mir fehlen. Hab' ihn mir dennoch selber abgehauen, weil's nicht anders ging. — Ich hab' mich manchesmal gewundert: so was überlebt man? — Bereut hab' ich's nie!"

Hermann stand auf; es schneite ihn, wie es schien, vom Stuhl. „Durftest du auch nicht. — — Ich hätt's auch getan.“

„Hätt'st du's auch getan? — Ich danke dir, daß du mir das sagst. — Hab's von dir gehofft. Von den andern nicht; sie — sie fürchten sich doch so sehr vor dem ‚schwarzen Mann'. Es ist für die besseren Menschen so ein schauriges Wort: meiniedig. — Aber wem von ihnen war's wohl schauriger als mir? Und ich lebe doch. Weiterleben, dacht' ich, und durch jede Handlung meines Lebens beweisen und bewähren, daß man mit so einem Pfeil im Herzen doch wie die Gesunden gedeihen, wirken, schaffen kann bis zum letzten Tag!“

„Das hast du getan, Lorenz.“

„Ich danke dir zum zweitenmal. — Du gibst mir einen guten Segen mit auf die letzte Reise.“

„Und die beiden, denen du so geholfen hast —?“

„Wie es denen geht? — Ach, nun geht's nicht mehr. Sie sind tot. Sie haben aber schön — schön und groß gelebt! Er wurde wieder Arzt, wie er's ihr gelobt hatte; sie gingen dann als Mann und Frau nach Nordamerika, in eine der deutschesten Städte, und er wurde dort

sozusagen ein berühmter Mann. Auch ein guter Redner und ein bester Deutscher. In seine dunkle Vergangenheit fiel er nie zurück. Sie, die holde Frau, blieb ein „Engel“ für ihn. Ich glaube, eine bessere Gefährtin konnt' es gar nicht geben! Sie half ihm in allem, soweit die Frau helfen kann. Ich hab' sie einmal da drüben besucht; einen Monat lang. Geschrieben haben wir uns oft; — von dem „schwarzen Mann“ natürlich nie. Ihre Freundschaft und ihr Glück, das waren die beiden Kopfkissen, auf denen ich jede Nacht meine Ruhe fand.“

„Und — sie leben nicht mehr?“

„Bei einem Unglück auf einem der großen Seen — ein Dampfschiff ging unter — sind sie mit extrunken.“

\* \* \*

Lorenz stand nun doch selber auf, um zu Bett zu gehn; er fühlte, wie tief ihn diese Stunde ergriffen hatte, sein Herz schlug zu stark, er wußte, es werde große Schwäche folgen. Hermann stand vor ihm, sich in die edle Erscheinung noch einmal vertiefend. In dem bleichen Antlitz lag so viel; stille Größe! dachte er. Sie umarmten sich. „Ich hatte dich noch nie so lieb wie heut,“ sagte Hermann leise.

Lorenz drückte ihn an sein pochendes Herz.

Sie trennten sich. — —

Nicht mehr als vierzehn Tage später ward Lorenz begraben. Er hatte die Geschichte zur rechten Zeit dem Rechten erzählt.

# Junggesellen



Erich Haßfurt rollte in einem offenen Einspänner von Genua nach Nervi; sein Koffer stand beim Kutscher, seine Handtasche lag im Wagen, fröhliche Reiselust saß in seiner Brust. Es war einer der schönsten Februar morgen, der heiterste Sonnenschein; die grünen oder braunen Berge zur Linken, das blaue Meer zur Rechten erschienen von Zeit zu Zeit, wenn die Straßen der blühenden Ortschaften sich lichteten, und ihm gefiel wieder alles wie vor fünfzehn Jahren. Damals hatte den Vierundzwanziger ein Erholungsbedürfnis der stark verbrauchten Nerven diesen Weg geführt; jetzt trieb den Neununddreißiger nichts als die alte Liebe zum welschen Land und die Sehnsucht nach etwas Frühling im Winter, da sein Tiroler Bergschloß zu sehr in Schnee eingebettet lag. Es tat ihm wohl, allein zu sein, er sah so viel mehr, alle seine Sinne reisten ungestört. Der wahre Reisende, dachte Erich, ist der Junggesell! Es gibt keine Verabredungen, keine Rücksichten, keine Hindernisse. Plötzlich gefällt es einem, irgendwo zu rasten; Kutscher! ruft man, halten! Oder der Abend ist so schön, man hatte weiterreisen wollen, man entschließt sich anders; keine Sopranstimme, die „aber Erich!“ ruft. Auch ein Ehemann kann einmal allein reisen; freilich. Schön. Aber dann die Briefe nach Hause! Täglich Ansichtskarten!

Und das Schlimmste: wenn die Sehnsucht kommt, wenn man Heimweh kriegt. Nein, es lebe der Junggesell!

Auch Quarto und Quinto waren vorüber, der Wagen fuhr nach Nervi hinein; rechts und links flüchtige Blicke in Villengärten, Palmen über die Mauern ragend, Palmen vom Abhang heruntergrüßend — Palmen überall. Erich staunte: das war ein anderes Nervi, als sei es um einige Grade weiter nach Süden gerückt. Vor fünfzehn Jahren waren die Palmen der Villa Gropallo noch berühmte, vielphotographierte Gewächse, weil sie fast die einzigen Schönheiten ihrer Gattung waren; jetzt, wie viele Prachtgebilde am Weg! Am überraschendsten die Palmenallee, die von der Hauptstraße rechts ab zum Bahnhof führte; für Erich Haßfurt eine Neugeburt, und schon so prächtig emporgediehen. Die Stämme voll schlanker Kraft, die langen Zweige hoch aufragend und schön seitwärts wie Fahnen hängend. Wie steht's denn mit mir? dachte er, fast etwas beengt. Bin ich diese fünfzehn Jahre auch so gut gewachsen? Wer mich damals sah und heut wieder sieht, ob der sich auch so schön wundern wird? oder ob er sich sagen wird: von dem angenehmen jungen Menschen hatt' ich mehr erwartet?

Der Wagen fuhr fast bis ans Ende der Allee, dann rechts in den Garten des „Hotel Pension Viktoria“ hinein; hier hatte Erich damals gewohnt, hier hatte er sich wieder Quartier bestellt. An der Haustür empfing ihn die deutsche Wirtin, die ganz und gar nicht gealterte, mit freundlichem Gruß; sie führte ihn in sein Zimmer hinauf, er überschaute mit demselben frohen Blick wie damals den immergrünen Garten, den Bahndamm, und

sogleich dahinter das weite, im Sonnenlicht glitzernde, duftig blaugefärbte, fern blaßviolette, leichtgekräuselte Meer. Auch hier, wie eine Schildwache vor dem Gasthof, bewegte eine hohe Palme leise ihre schlanken Fäden; kleinere standen mehr dem Ufer zu. Der etwas wilde Garten blühte von allerlei, halb Frühling, halb Sommer. Wo war der Winter geblieben, der Erich auf der Schweizer Fahrt in seiner ungeheuren, augenblendenden Schne- und Eispracht unitürmt, der ihn auch durch die Lombardei noch weiß und frostig begleitet hatte? Hier stand mit Blumeninschrift auf Grün geschrieben: Sei du nur immer jung, die Erde ist es!

Erich genoß sein Glück, auf dem Balkon seines Zimmers; er entschloß sich endlich, auszupacken, junggesellenhaft behagliche Ordnung zu machen; dann rief die Glocke zu Tisch, zur Colazione, und er ging hinunter. In einem großen, ihm neuen Saal waren zwei lange Tafeln, außerdem eine Reihe kleiner Tische gestellt, die sich allmählich mit Gästen füllten, nur wenig blieb unbesetzt. Ihn erwartete sein Stuhl neben einer jungen Dame, die von ihrem Nachbar „Adèle“ und „Adelchen“ angeredet wurde; sie waren offenbar Mann und Frau. Ich bin ein Glückspilz! dachte Erich; so weit er auch im Saal herum schaute, seine Nachbarin war die reizendste. Unter reichem lichtbraunem Haar leuchtete ein heiteres, liebenswürdiges, feinformiges Gesicht, schöne Bogenbrauen, lustig braune Augen, zierliche Nase, mädchenhafter Mund. Sie sah überhaupt wohl mehr einem Mädchen gleich. Auch der Gatte war jung, mit einem der „fidelen“, lebenbejahenden Gesichter, die man gerne

anschaut. Sie sprachen süddeutsch, fränkisch; auch das heimelte Erich an, er war selbst ein Franke. Er stellte sich als solcher vor. Die Dame freute sich mit einem fast kindlichen, allerliebsten Lächeln. „Vom Frankenstamm sind hier nicht viele,” erwiderte sie. „Die Deutschen sind nicht mehr die Mehrzahl wie früher, und meist sehr, sehr norddeutsch!”

Erichs Blick flog durch den Saal; „ich hab's hier einst ganz anders gekannt. Eine lange Tafel, links lauter Deutsche, rechts lauter Norditaliener und ein französisches Paar.“

„O, wo ist Italien hin!” sagte Frau Adele. „So was gibt's in unserm Hotel nicht mehr. Die Tafel, an der wir sitzen, ist deutsch, die andre da ist polnisch und russisch.“

„Die Polen und Russen vertragen sich?“

Frau Adele lächelte: „Zwischen ihnen hat der Oberfellner eine Art von Prellstein oder Sturmfreiheit, oder wie nennt man das, angebracht: ein Quartett von Ungarn, lauter Mannsbilder; können alle gut deutsch. O, hier gibt's auch so'n st noch Völker: Schweden, Finnland, ein bißchen Frankreich . . . Was ist Ihnen, wenn ich fragen darf? Was sehen Sie da so Besonderes, Schreckliches?“

„Ich?“

„Ja; Sie stehen so.“

Erich fasste sich, oder bemühte sich; er war in der Tat betroffen, verwirrt. „Entschuldigen Sie,” sagte er; „die eine Dame da — so was hab' ich noch nicht erlebt. Eine unbegreifliche Ähnlichkeit! daß man schwören möchte!“

„Welche Dame?“ fragte Frau Adelens Gatte.

„An unsrer Tafel da oben, auf der andern Seite.  
Sie sind schon länger hier, nicht wahr —“

Der Gatte nickte.

„Kennen Sie die Dame vielleicht? Die blonde —“

„Die kleine?“

„Nein, die große. Mit dem merkwürdigen, ungewöhnlichen Kopf —“

„Ah, das ist Jeanne! Fräulein Brinkmann!“ sagte die junge Frau lebhaft, wenn auch leise.

Erich fuhr in die Höhe, völlig selbstvergessen; einige Augenblicke blieb er so stehn. „Wirklich! Wahrhaftig! Sie selbst! Die Jeanne!“ murmelte er, während er sich langsam wieder setzte. „Wie wäre auch solche Ähnlichkeit möglich . . . Sie selbst!“

Frau Adèle lächelte in ihrer kindlich zutraulichen Weise: „Verzeihen Sie — das kommt ja vor. Die Erde ist ja nicht so furchtbar groß —“

„Dass man sich nicht wiedersehen sollte. Freilich. Ich dachte mir Fräulein Jeanne nur ganz anderswo! Und dann — seit zwölf Jahren nicht gesehn — aber gerade in dieser Nacht, in Genua, so wunderbar lebendig von ihr geträumt. Lange, verrückte, aber doch wie leibhaftig erlebte Geschichten . . . Gnädige Frau, Sie kennen sie?“

„Fräulein Brinkmann? Die kennt hier ja jeder. Sie ist ja die Lebhafteste im ganzen Haus! Mit den einen spricht sie deutsch, mit den andern französisch, beides gleich perfekt. Sie singt, unsere Herren begleiten sie. Und ihr Witz, ihre Lustigkeit. Die ist urbeliebt!“

„Urbeliebt;“ Erich lächelte über das Wort. War sie auch früher urbeliebt? Eigentlich wohl nicht. Sie war munter, gesellig, aber sie konnte auch stachlig sein; sie war ungleich, unberechenbar, plötzlich in sich gelehrt, dann wieder explodierte sie. Hatte sich das nun alles in ihr ausgeglichen? — Er betrachtete sie fast fort und fort. Sie sprach über den Tisch hinüber, nach rechts und nach links, das Gesicht voll Leben; man hörte zuweilen ihre Wirkungen, lautes, helles Lachen. Ihn bemerkte sie nicht, ihre dunklen Augen flogen zu rasch. Wie unnatürlich war es ihm, sie nicht zu begrüßen; aber während der Mahlzeit hinübergehn? — Studier sie indessen! dachte er. Sie war sich wohl sehr ähnlich geblieben, aber doch verändert; in die unregelmäßigen, anziehenden Formen des Gesichts war mehr Geist und auch mehr Harmonie gekommen. Er konnte sich gleichwohl immer noch denken, daß sie einen Mann, den sie gern hatte, übermütig und grausam behandeln könnte, wie es ihm geschehn war; aber es schien nun doch mehr Güte um den charaktervoll schönen Mund zu wohnen . . .

Endlich hatten sie abgetafelt, Fräulein Jeanne war aufgestanden und ging mit ihren raschen Schritten dem Ausgang zu. Erich kam ihr entgegen; höchst überrascht blieb sie stehen. „Aber nein, aber nein!“ rief sie aus. „Wie kommst du hierher?“

„Ah, Sie kennen sich so gut?“ sagte Frau Adèle, die stehengeblieben war, um dieses Wiedersehen zu erleben.

„Erich Hassfurt und ich? Wir haben uns ja als Kinder geprügelt; das heißt, ich ihn; er war zu groß

und zu ritterlich. Er war sechs Jahr' älter; na, das ist er wohl auch heute noch. Erich!" Sie hielt seine Hand, lächelte ihm in die großen, grauen Augen hinein. „Dass man sich endlich einmal wieder sieht, das ist doch ein guter Spaß! Freut mich fürchtbar, Erich! — Dein Bart, der so niedlich war, ist ein Mann geworden. An den Schläfen die Krähenfüßchen — denk dir, die kommen bei mir nun auch! Nein, nein, nicht den Kopf schütteln, das Auge des Hasses sieht sie schon. Ich hasse diese Lesezeichen, die das Alter einlegt. Liebes Herz, ich bin dreißig Jahre, eine alte Jungfer. Sprechen wir lieber von Klein Roland oder vom fidelen Säugling. Gehn wir in die Plauderhalle!"

Sie zogen mit dem jungen Paar — Max und Adele Arnstadt hießen sie — in den länglichen, geselligen Raum, der über der Vorhalle des Eingangs lag und sich jetzt mit weitgeöffneten Fenstern im Nachmittagslicht sonnte. Das Meer blaute herein; im Garten, auf einem freien Platz zwischen Gebüschen und jüngeren Palmen, begannen sich schon wieder die langen Liegestühle zu füllen, von denen wohl ein Dutzend herumstand. Herren und Damen streckten sich aus, hüllten sich in Decken, nahmen Zeitungen, Bücher oder schlossen die Augen zum Nachmittagschlafchen. „Ah, die neue Zeit!" sagte Erich. „Das war hier vor fünfzehn Jahren noch nicht."

Jeannie schwenkte den Arm: „Ja, hurra, die neue Zeit! Jetzt wird all das dumme Zeug, die kranken Kehlköpfe und Bronchien und Nerven, mit Luft und Sonne kuriert! Ich hab' auch so was; das heißt, meine linke Schulter war gelenkrheumatisch geworden. Und

da meine Tante nicht wollte, daß das wiederkäme, und da ich kein Geld hatte — du weißt wohl, wir sind abgebrannt — und da sie sehr viele hat, so hat sie mich zur gründlichen Abhärtung hergeschickt. Schau, da rechts liegt eine hübsche junge Russin, eine Malersfrau, die ist mit siebzig Pfund am Leibe hergekommen — oder geht das nicht?"

Erich lächelte: „Ist wohl gar zu wenig.“

„Na, dann sagen wir hundert; mir ist alles recht. Die hat's hier mit Liegen und Milch und Eiern nun so weit gebracht, daß sie um zwölf Kilo zugenommen hat; ihr Herr Gemahl und ihre Eltern haben ihr geschrieben: Du kannst Dir nun wünschen, was Du willst! — Was wird sie sich wohl wünschen? Für ihre neuen zwölf Kilo einen niedlichen kleinen Nebenmann?“

„Pfui,“ sagte Frau Adele, „was für ein Gedanke!“

„Ich sag' nur so, aus Unsinn. Weil ich mich über den Erich freu'. Sie hat an ihrem Maler genug; und mir wäre schon ein Mann zu viel; ich kann keinen brauchen! — Da steht einer, den ich beinah einmal geheiratet hätte; nein, wahrhaftig, kein Spaß. Dieser Goldmensch, dieser Erich Hassfurt! Wir waren — Ah, der schöne Emil kommt. Und mein amerikanischer Russe. Erich, die beiden mußt du kennen lernen . . .“ Im Flug stellte sie die Herren einander vor; dann fuhr sie ohne weiteres fort: „Das war nämlich vor zwölf Jahren in Köln, da kriegten wir beide das Lieben; bis dahin hatten wir die sogenannte Jugendfreundschaft gehabt. Ich weiß nicht, wie uns das geschah, daß uns Amor am Thor nahm —“

„Au, au!“ rief der amerikanische Russe, ein stattlicher Mann mit einem gescheiten und auffallend guten Gesicht.

„Der kann nämlich keine Kalauer vertragen,“ sprach Jeanne ruhig weiter; „darum hat man ihn hierher geschickt. Wir zwei waren aber ein entzückendes Liebespaar: er ein unausstehlicher Verbesserer, ich unerträglich unverbesserlich! Gelt, Erich, du hast tapfer an mir herumgedoktert? daß ich junge Gans zuletzt eine Wit kriegte, so groß wie das Mittelländische Meer? — Er wollte zum Beispiel, ich sollte mich nicht mehr Jeanne nennen; sei kein deutscher Name. Süßer Erich, sagte ich, meine Eltern haben mich so getauft! Süße Johanna, sagte er, du bist aber einundzwanzig Jahre alt geworden, hast nun eignen Willen! Gut, sagte ich, dann sagt mein eigensinniger Wille: da meine Mutter eine Französin ist, will ich auch stets etwas französisch bleiben; nach dem Vater Brinkmann, nach der Mutter Jeanne! Da sagte er: ich verachte dich —“

Erich unterbrach sie lächelnd: „Das hab' ich wohl nie gesagt.“

„Dann hast du's gedacht. — Nein, dazu warst du viel zu gut! — Aber so führten wir die lieblichsten, traulichsten Gespräche. Bis ich endlich zu dem Schluß kam: ich hab' mich ganz gern so, wie ich bin, und er will mich umknieten; und bis er sich sagte: da kämpf' ich gegen den Magnetberg! — Gelt, Erich, wir haben uns langsam, aber sicher wieder auseinandergeliebt? — Da war er noch Offizier, er mochte aber schon nicht mehr; und mein Vater war noch ein Großkaufmann, es ging aber abwärts. Und ich phantasierte schon, wenn

wir ganz verarmen sollten, dann wollte ich uns durch meiner Hände Arbeit ernähren, nämlich durch Schriftsteller, Bücherschreiben. Die Hände hatte ich ja auch, es fehlte nur der Kopf. Aber weil mir manchmal was einfiel, ein Geschichtchen, ein Märchen — und weil dieser mein Verbesserer mir dabei so rührend zur Seite ging; eigentlich ist er nämlich ein Engel — so dachte ich: folge deinem Stern und der Ebner-Eschenbach!"

„Du hastest auch Talent," sagte Erich herzlich. „Aber das liebe Mädel war faul.“

„Ach ja," rief Jeanne, „er wollte mich auch fleißiger machen.“ Sie lachte: „Ich hatt' es schwer! — — Du, und es waren doch eigentlich gute, schöne Zeiten. Das ist so herrlich am Leben: man vergibt so viel. Das, worüber man geweint und sich geboxt und gewütet hat, das vergeht so himmlisch; das Andre schiebt sich so allmählich zusammen und wird 'ne hübsche, interessante Geschichte — eine Geschichte aus alten Zeiten — oder vom Mond. Wie gemütlich das ist: da steht er — warum setzen wir uns übrigens nicht? — und es ist das reine Vergnügen, ihn anzusehn. Die Liebesepisode, das ist wie ein Blatt mit Versen in 'nem alten Stammbuch, und die schöne Jugendfreundschaft, die bleibt. Oder bleibt die nicht? Denkt Erich Haßfurt anders darüber?"

„Johanna Brinkmann, so fragt man nicht. Wenn ich dir's auch schon lange nicht mehr schriftlich gegeben habe, daß unsre Freundschaft lebenslang ist —“

„Nein, im Briefschreiben sind wir beide schwach —“

„So ist mir's doch so undenkbar, daß ich dir nicht mehr

gut sein sollte, wie —“ Erich suchte einen Vergleich — „wie daß ich meine innersten Überzeugungen noch verändern sollte. Zum Beispiel mein Junggesellentum, das so fest auf seinen Beinen steht, wie die Palme da.“

„Du auch? Bravo!“ rief Jeanne. „Wieder eine schöne Ähnlichkeit. Ich stelle mich als fertige und glückliche Junggesellin vor; — alte Jungfer, so sagen wir nicht, das ist ein dummes, häßliches Wort. Junggesellin, das klingt gut! Ich fühle mich noch jung und gesell' mich gern; aber nicht weiter als so: die fünf Finger. Jeden Morgen, wenn ich aufwache, freu' ich mich: die Jeanne Brinkmann ist frei! Ein freier Mensch — das ist doch das Schönste!“

Das Gesicht des Russen, des Doktors Samarow, das seine inneren Bewegungen oft und lebhaft zeigte, legte sich in Falten. „Sie sagen das, Fräulein Jeanne. Sie sind aber doch noch sehr jung —“

„Dreiunddreißig Jahre!“

„Il ne faut jurer de rien!“

„Ich schwöre nichts, Doktor; aber das in mir hat's geschworen. Nun sollen Sie aber sehn, was für eine gute Freundin so eine beruhigte und zufriedene und glückliche Junggesellin sein kann; nicht bloß für den alten Freund und Duzbruder da, auch für so neue Freunde wie Sie.“ Jeanne nahm dem Doktor sein zierliches Spazierstäckchen weg, mit dem er eben spielte, stand auf und hielt es wie ein Zepter in der Hand. „Sie sehen wohl, daß ich jetzt die Statue der Freundschaft, die Amicitia bin.“

„Ja, das sehe ich.“

„Amor, das große Kind, schießt seine dummen Pfeile ab. Die edle Amicitia —“ sie hob das Stöckchen — „die schwenkt den Freund-Schaft!“

„Au!“ rief Samarow wieder. Dann setzte er aber doch beglückt hinzu: „Darauf trinken wir heute abend eine Flasche Seft!“

\* \* \*

Ein paar Tage waren dahingegangen; Erich hatte sie zum Teil allein, zumeist mit der Jungfreundin und den neuen Bekannten verbracht. Spaziergänge zu Sant' Ilario hinauf und auf der wunderbaren Promenade am Klippenstrand; langes Liegen und Sitzen auf den „Walfischen“, wie er die Felsenplatten und Klippenrücken nannte, die ins Meer hinausragen und die er schon vor fünfzehn Jahren geliebt hatte. Jeanne und das junge Paar gehörten nicht zu denen, die auf den Liegestühlen Genesung suchten; auch die zarte Frau Adele, die ihre Bronchien stärken sollte, zog das freiere und schöneren Leben am Strand vor. „Man muß mehr und mehr zum Seehund werden!“ war Jeannes Nerwi-Wahlspruch, und Adele schloß sich ihr darin, wie in vielem, an. So kletterte denn die kleine Gesellschaft — etwa noch Doktor Samarow mit — in den warmen Stunden hinunter, um sich an irgendeinem Felsrand, von der fast eingeschlossenen „Brandung“ leise umspült und umspielt, wieträumerisch träge Robben zu sonnen. Sie lasen wohl auch oder plauderten. Am Abend aber, nach dem Hauptmahl, begann die eigentlich gesellige Zeit; Singen, Klavierspiel, auch Kartenspiele, und vor allem

Schwaßen, der „Ursport der Menschen“, wie Jeanne es nannte.

Nach dem dritten dieser Abende, in seinem Zimmer allein, konnte Erich keine Ruhe finden; er scheute sich vor dem schlaflosen Bett, er ging hin und her, leise, um keinen Nachbar zu stören; endlich trat er, den Mantel über die Schultern geworfen, wieder auf seinen Balkon hinaus. Die Nacht war kühl, aber windstill, mild. Um den hohen, fast gefüllten Mond dämmerschimmierte ein riesiger Ring; er erregte sonderbare Gefühle in Erich, der ihn lange anschaute, er machte melancholisch, tief-sinnig. Fast ebenso wirkten ein paar Dampfer, die in mäßiger Ferne vorübersuhren, der eine nach Genua, der andre nach Westen hin; die langen Schiffskörper, hell erleuchtet, langsam, aber raschlos vorübergleitend, zogen ihn gleichsam ihres Weges mit. Auch Bahnzüge rollten noch durch die Nacht, von Spezia oder von Genua her, rauschten auf dem Fahrdom vorbei, hielten auf dem nahen Bahnhof, pfiffen, atmeten laut, bis sie weiterfuhren. Erich horchte, sann; wär's nicht besser, weiterzureisen? fuhr ihm durch den heißen Kopf. So, wie ich's hier wollte, hab' ich's nicht gefunden! Ein paar Wochen schönen Friedens, dacht' ich, viel mit mir allein, vielleicht zuweilen zu viel; aber dafür „die Freiheit, die ich meine“. Nun tauchen hier auf einmal die alten Gespenster auf — und der Frieden ist hin. Jeanne. Diese Jeanne! Ein wunderliches — meinetwegen auch wunderbares Geschöpf; voll Leben, voll Herz, voll Natur, voll Wahrheit — — Zu viel Wahrheit. Wie warf sie gleich in der ersten Viertel-

stunde diesen fremden Menschen unsre Liebesgeschichte hin! Wie eine „Geschichte vom Mond“, sagte sie. Sie schleuderte sie wie einen bunten Ball in die Luft. Gewesen! — Nun ja, die Geschichte ist nicht mehr. Kann nie wiederkommen. Ich sage „Freiheit, Freiheit“ wie sie! Aber das so vor die Leute werfen — ich hätt's nicht gekonnt. Bin ich darum schwächer als sie? Ist sie die stärkere Natur, die mit dem Junggesellentum, der Freiheit vom andern Geschlecht, gründlicher Ernst macht, als ich? Die sich wirklich zur vollen inneren Harmonie hingefunden, hinaufgeschwungen hat? — Manchmal scheint es so. Dann müßt' ich mir sagen: wie schön, wie gut. Wie können nun unsre freien Seelen sich zur besten, edelsten Freundschaft zusammenfinden, die zwischen Weib und Mann auf dieser unvollkommenen Erde irgend möglich ist! — Dann sieht's aber auf einmal anders aus. Stokettieren? So will ich's nicht nennen; aber nicht ohne die Männer leben können oder wollen. Sie muß gefallen, gefallen! Und sie muß sie reizen! Dieser sogenannte schöne Emil — Gott weiß, warum sie ihn so nennt. Wie der sie anschaut, wenn er sie am Klavier begleitet und sie diese schmachtenden Lieder singt! Der russische Arzt aus Amerika, der Samarow; — ein famoser Kerl eigentlich, der mir gut gefällt; aber er hängt offenbar an ihr, und sie spielt mit ihm. Und der Dritte, dieser italienische Komponist, der plötzlich bei uns aufgetaucht ist, aus der Nachbarvilla abends herüberkommt; am Strand, bei der Nachmittagsmusik, hat er sie gefunden — oder sie ihn. Auch der zieht den Triumphwagen mit. Jeanne! Jeanne Brink-

mann! Ist das deine erhabene Freiheit von unserm Geschlecht? Ist das die ideale Junggesellin, für die so alte Liebesgeschichten nur noch Geschichten vom Monde sind?

Es widerte ihn an, sonderbar gereizt wie er war, sich durch diese Widersprüche hindurchzudenken. Und es mißfiel ihm ebenso sehr, daß sie ihn nicht losließen, ihn verstimmtten, ihm die Ruhe raubten. Endlich rettete er sich vor diesem Mond, dessen Riesenhof ihn schwermüdig machte, ins Zimmer zurück, schloß die Fensterläden, um ihn auszusperren, und fand, bis hundert und wieder bis hundert zählend, zuletzt doch im Bett den ersehnten Schlaf.

Als er am nächsten Abend, nach einem bis Camogli hin verwanderten einsamen Tag, wieder in der „Plauderhalle“ erschien, erwartete ihn eine sonderbare Überraschung: Jeanne war diesmal unter die Russen geraten, die gewöhnlich, und so auch heut im letzten Winkel der Halle ihr Wesen trieben, und der Doktor Samarow, der neben seiner medizinischen Wissenschaft auch noch moderne, halbmystische Überzeugungen hatte, gab eben eine kleine Vorstellung seiner angeblichen Fähigung, den Willen eines andern Menschen zu erfühlen; ein Seitenstück zum Gedankenlesen. Zu Erichs Mißbehagen hatte er Jeanne mit seiner slavisch-herzlichen Art überredet, sein Objekt zu sein; sie waren bereits „handgemein“, wie Jeanne darüber scherzte, seine Hand lag auf ihrer Stirn, den Arm dieser seiner Hand mußte sie umfassen und festhalten bis zum Äußersten. Der Doktor erregte sich mehr und mehr, es war wunderlich anzusehn; sein

Gesicht ward röter und röter, als übersfülle es sich mit Blut, er drückte seine Hand immer fester gegen ihre Stirn, zog sie, drängte sie durch dieses leidenschaftliche Pressen, und indem sie ihre Aufgabe, den Arm nicht loszulassen, erfüllte, nahm es sich endlich fast wie ein Ringen aus. Er erreichte offenbar sein Vorhaben nicht, so wild er sich anstrengte: „Sie müssen fest wollen!“ rief er sie an, „immer, immer wollen!“ „Ich tu's ja!“ rief sie zurück; „ich tu's!“ Seine Brauen arbeiteten wie Fühlfäden, sein gutes Gesicht verzerrte sich. Endlich mußte er doch verzichten, es war ihm nicht gelungen; nachdem sie sich unsinnig getummelt hatten, gab er sie frei. „Heute will es nicht!“

„Warum haben Sie sich denn so fürchterlich dabei aufgeregt?“ fragte die junge, hübsche Russin, die um zwölf Kilo zugenommen hatte, doch immer noch schlank war. „Warum kämpften Sie so auf Leben und Tod?“

„Ja, das frag' ich auch,“ sagte Jeanne. „Sie haben mich ja halbtot gemacht.“

„Sie waren aber eine Heldin,“ entgegnete der Doktor, sich dankbar verneigend. „Warum ich mich so aufregte? Ohne das kann ich nicht Willen lesen, nur in der Exaltation gelingt's. Mit Fräulein Jeanne, hoffte ich, sollt' es mir gelingen. Es hat nicht gewollt!“

Jeanne kam zu dem Tisch, an dem ihre deutschen Freunde, Erich und Arnstadt saßen, und der schöne Emil erschien. „Das hat Mark gekostet,“ sagte sie heiter, aber Hand und Stirn reibend. „Was es heutzutage alles gibt!“

„Hoffentlich gibt es keinen neuen Gelenk rheumatis-

mus in der Schulter," warf Erich hin, den das Ganze verdrossen hatte, er wußte nicht, warum. „Der Willenleser hat dir die Schulter ja fast ausgerenkt.“

„So schlimm war's doch nicht. Übrigens, wie komisch war's! Ich hatte den besten Willen, meinen Willen von ihm lesen zu lassen, und der Doktor hatte den besten Willen, meinen Willen zu lesen. Und doch wurd' es nichts!“

„Das ging wohl mit ganz natürlichen Dingen zu,“ murmelte Erich.

Frau Adele sah ihn mit ihren schönen, lustigen Augen an. „Sie glauben nicht daran? — Ich auch nicht. — Übrigens, was ich Sie täglich fragen wollte: warum sind Sie eigentlich hier?“

„Weil ich hier nichts zu suchen habe,“ antwortete Erich lächelnd. „Ich bin ganz gesund. Es ist auch nur eine Haltestelle: es geht bald weiter, nach Spezia, Piña, Florenz.“

Jeanne machte eine Bewegung, als durchzuckte sie etwas. „Ah! Du willst schon weiter?“ Ihr elsenbeinernes Gesicht ward blasser, wie es schien. Er bemerkte es.

„Noch nicht,“ entgegnete er. „Ich lebe so drauf los. Je nachdem!“

„Je nachdem wir dir hier gefallen?“

Er lachte, etwas mühsam. „Ich bitte, keine Gewissensfragen. Ich könnte umgekehrt sagen: je nachdem ich mich hier überflüssig fühle. Ich sag' aber lieber gar nichts und warte!“

„Ja, tun Sie das,“ nahm Adele das Wort; sie hatte einen raschen, klugen, forschenden Blick auf die beiden

Jugendsfreunde geworfen. „Hier ist's doch jedenfalls jetzt schöner als in Ihrem Raubschloß! Jeanne hat uns erzählt, daß Sie in Tirol so eine alte Ritterburg gekauft und mit lauter schönen Sachen ausgeschmückt und in eine Art von Feenschloß verwandelt haben.“

„Ach, du lieber Gott!“ rief Erich. „Alle Feen fehlen. Es sind nur allerlei gute, alte Möbel da, aus hundert Winkeln und Ecken zusammengekauft. Das ist meine Leidenschaft. Ein Sammler — da ich sonst nichts bin. Besondere Begeisterung für Majolikas aus den besten Zeiten, für altgriechische Vasen, für schöngezähnzte Truhen, Kästen und so weiter. Ein Hamster!“

Jeanne schüttelte den Kopf: „Laßt euch doch von dem nichts vorreden; er macht sich schlecht. Er ist ja ein Gelehrter, ein Kenner über all' die Sachen; schreibt darüber in die Kunstblätter, schreibt Hefte, schreibt Bücher —“

Erich lächelte. „Was weißt du davon? Hast du sie gelesen?“

„Natürlich! Von Erich Haßfurt leß ich alles; die wohlhabende Tante, die schenkt mir's. Meinst du, weil du mir nichts davon schickst, so weiß ich auch nichts? Frag mich, was du willst!“

„Aber Jeanne! Johanna!“ — Vor Überraschung war er aufgestanden. Er sah sie etwas entgeistert an; Frau Adele konnte sich nicht enthalten, zu lächeln. „Du meine Leserin?“

„Wenn ich doch deine älteste Freundin bin. Vielleicht hab' ich mich auch heimlich selbst verbessert, ohne

deine Hilfe; hab' den Ernst des Lebens und den Wert des Fleīzes begriffen. Vielleicht bin ich auch nur eitel darauf, daß einer meiner früheren — sagen wir: Verehrer — so geschätzte und geachtete Sachen schreibt. Wer weiß, was alles im Menschen ist? — Vielleicht gehören deine Schriften zu dem, was mein Papagei mir ist: eine kleine Häuslichkeit, eine Gesellschaft."

„Du hast einen Papagei?"

„Ja freilich. Den ich allerlei lehre. Den ich liebe."

„Die Junggesellin ist fertig!"

„Freilich ist sie fertig. Hast du noch gezweifelt? — Mir fehlt nur noch der große, treue Hund mit den schönen Augen, den ich mir von der wohlhabenden Tante zum Geburtstag wünsche; der mich auf meinen einsamen Wanderungen begleiten und beschützen soll. Dann kann ich sagen: Männerleute, lebt wohl!"

Erich schwieg. Er bewegte die Lippen nur. — „Was machst du für ein mißbilligendes Gesicht?" fragte Jeanne nach einer Weile.

„Mißbilligend? O nein. — Dazu hab' ich doch nicht das Recht." — Er erzwang ein Lächeln: „Bei deinem Wort ‚Wanderungen‘ fiel mir nur wieder so recht ins Ohr, daß du noch immer — verzeih!"

„Was soll ich verzeihen?"

„Däß du noch immer dieses — schnarrende R hast, das ich dir in jenen unausstehlichen Verbessererzeiten abzuschmeicheln suchte."

„Abzuschmeicheln“ nennt er das. — Ja, das war auch einer deiner großen Veredelungsversuche! Ich sagte aber in meiner unverfrorenen Fixigkeit: Das R

hab' ich von meiner Mutter geerbt, und ich will's behalten! — Also du fängst wieder an, mein Alter, mich umzuarbeiten?"

„Um Gottes willen!" rief Erich aus, die Augen gen Himmel gerichtet. „Das ist abgeschworen! — Ich hörte es nur eben so besonders kräftig, dieses Mutter-R —"

„Ja, ein Muttermal. Muttermale werden nicht weggebrannt!" — Jeanes große, schwarzbraune Augen blitzten; sie flogen in dem kleinen Kreis herum, ein aufsteigender Gedanke, rasch wie alles in ihr, erschien in dem lebhaften, ausplaudernden Gesicht. „Übrigens, was ich gestern schon vorschlagen wollte — da hatten wir das Kartenmogeln gespielt, das eigentlich recht was Dummes ist. In Köln machten wir einmal etwas Schöneres, Witziges, das hab' ich seitdem nie mehr erlebt. Jeder erzählt eine Geschichte; er kann sie sich ausdenken, er kann auch eine alte nehmen; er muß sie aber so wenden, daß sie auf einen aus der Gesellschaft gemünzt ist. Da kommt man in ein Wetteifern, daß es eine Lust ist, und eh' man sich's versieht, wird ein geistreicher Abend draus!"

„Das müßten Sie uns erst vormachen," sagte der schöne Emil in seinem ungarischen Deutsch. „Ich verstehe noch nicht recht."

„Ja," rief Arnstadt, „da müssen Sie den Anfang machen! Ein Beispiel geben!"

„Ist auch meine Meinung," setzte Erich hinzu.

„Ist auch deine Meinung?" — Jeanne warf den Kopf zurück, mit einem ganz eigenen Schelmenblick auf ihn: „gut, dann sang' ich an! — Mir war neulich eine

Kleine Geschichte eingesunken, es fehlte aber noch der Schluß; jetzt hab' ich den Schluß! Die Geschichte hat auch einen Namen, sie heißt „Das Geheimnis“; ein ganz hübscher Titel, was? Es war nämlich einmal ein Sonderling; vielleicht lebt er noch. Der war natürlich ein Junggesell; und als solcher hatte er natürlich über das weibliche Geschlecht auch seine eignen Gedanken. Eines Tages hört er — erzählt ihm ein sehr guter Freund — von einem außerordentlichen weiblichen Wesen, schreckbar schön, äußerst liebenswürdig, reizende Talente. Die mußt du kennen lernen! sagt der gute Freund. Der Sonderling schüttelt seinen klugen, westerfahrenen Kopf: Das wär' dumm. Jetzt hab' ich durch dich ein Bild von ihr, das mir sehr gefällt, das mich angenehm beschäftigt, mir schöne Emotionen gibt. Lerne ich sie kennen, so geht die Poesie verloren, die Poesie des Unbekannten, des Geheimnisses!"

„Der Herr scheint meschugge zu sein,“ sagte Erich.  
„Bitte, noch nicht aburteilen; vielleicht behält er recht! — Der Zufall, der ja oft geistreich ist, macht es so, daß er die Dame hört, ohne sie zu sehen; eine schöne Stimme. Herrlich! sagt er hernach zu dem Freund; wundervoll, berückend! — Aber Mensch, sie nun erst sehn: da verlierst du Sinn und Verstand! — Der Junggesell schüttelt den Kopf: Behüte, behüte. Jetzt ist sie noch in einen magischen Schleier gehüllt; laß mir den, mein Lieber. Sie lebt ja durch das Ohr in mir, schön sinnlich geistig; so ist's mir genug! — Hilft nichts: der Zufall treibt seine Possen weiter. Eines Tages sieht er sie: — baff! Das heißtt, nur die Gestralt,

das Gesicht sieht er nicht; aber eine Gestalt wie ein Duett von Venus und Juno. Er ist außer sich! — Laß mich so, mein Alster, sagt er zu dem Freund: jetzt ist es die höchste Poesie des Geheimnisses!"

"Ich halte den Herrn für einen Sonderling," sagte der schöne Emil mit tiefem, gut gespieltem Ernst.

"Bis jetzt sieht's so aus," fuhr Jeanne fort. „Dem Freund läßt es aber keine Ruhe, er veranstaltet mit arger List, daß der Sonderling auch das Gesicht der schönen Frau sehen muß; ein Gesicht aus Rosen, Schnee, Gold, Beilchen und Kirschen. Jetzt ringt er die Hände: So, nun nicht weiter! Weiter treibt die Natur ihre Wunder nicht. Ich hab' wohl die Stimme dieses Engels gehört, ich hab' ihn noch nicht sprechen hören. Davor schüg' mich, Alster! — Der Alte lächelt und schützt ihn nicht. Die Wunderschöne und der Junggesell stehn sich am nächsten Tag gegenüber. Sie spricht. Sie spricht. Er hört sie sprechen —"

Jeanne sprach nicht weiter. Mit einem spitzbübisich unheimlichen, schwermütigen Blick schaute sie umher.

"Na, was ist? Was war denn?" fragte Frau Aldele.

"Sie sprach mit dem schnarrenden R!"

"O Gott!"

Alle lachten.

Auch Erich lachte. Er fühlte aber doch einen Stich in der Brust, wußte nicht, warum.

Jeanne schloß: „Na, da stand er. Da war's aus mit der Poesie, da hatt' er die Enttäuschung. Hab' ich nun recht, oder nicht?" sagte er zu dem alten Freund, mit einem tödlich vernichtenden Blick, und reiste nach Australien ab."

Sie sah auf ihre Uhr: „So, nun gehn aber die Gescheiten zu Bett. Die zarte Frau Adele vor allen; Jeanne Brinkmann aber auch, wegen ihrer Schulter. Meine Herrschaften, gute Nacht!“

Nach ein paar raschen Schritten war sie schon verschwunden.

\* \* \*

Erich saß auf einem der „Walfische“ im Meer, drei, vier Tage später, Leopardi lesend; in seinen ewig wechselnden, sich verdüsternden Stimmungen hatte er sich in die weltverneinenden Gesänge dieses Dichters vertieft. So wollte er sich zugleich im Italienischen üben; er schweifte nur gar zu leicht von dem Büchlein ab, seine Gedanken oder die Naturbilder zerstreuten ihn. Eine weich duftig nebelnde Umschleierung lag heute rings um ihn her, in der die Trennung von Meer und Himmel oft vollkommen verging. Die Sonne schimmerte golden hindurch, es war ein Zauber; es verlockte zum Träumen. Dann tauchte auf einmal in dem besonnten Schleier ein riesenhafter Dampfer auf, an seinen zusammen gedrängten vier Schloten zu erkennen: einer der großen Hamburger Dampfer, der von Genua nach Neapel fuhr. Ein mächtig rauchendes, edles Ungeheuer.... Dem in sich versinkenden Erich ward weich zumut. Sei gerecht gegen sie! ging ihm durch die Brust. Was hat dir diese Jeanne getan, daß du sie so bekrüppeln mußtest? Gefalljucht.... Das ist es nicht. Daß sie allen gefällt, was kann sie dafür? Daß sie mit allen freundlich und heiter und lebendig ist, mit Männern und Frauen, was ist das

anders als das natürliche, unschuldige Ausströmen ihrer Begabungen, oder ihres Freundschaftssinns? Sie hat Phantasie, Erfindung, Erzählertalent. Soll sie die nicht haben? Auch wie sie mich neulich abends hänselte durch den Schluß ihrer Sonderlingsgeschichte, mit dem schnarrenden R — eine ihrer lustigen N e c k e r e i e n. Wille der Natur. Es ist ihr gegeben. Nun, so soll sie necken! — Ach, das ist ja alles Kaviar für mich. Mir gefällt sie ja so ganz und gar. Denn wie hinter diesem sonnig goldigen Schleier das Meer und der Himmel liegen, so unter all dem Phantasierien und Wizeln ihre Seelengüte, ihr Helfersinn; es ist ja keiner besser als sie. Eine reine, stolze, feusche Seele — das ist sie. Und wenn sie nicht eine so zufriedene Junggesellin wäre, was wär' sie für eine Ehefrau!

Er zuckte die Achseln. Nun ja! Jeder ist, was er ist. — Ich ja auch. Zwei so allmählich fertiggewordene Junggesellen. Nur keine dumme Eifersucht! Nur gerecht! Dann hab' ich nichts als Freude an ihr. Und das wünscht sie; das fühl' ich ja. Als sie gestern abend, von dem Italiener begleitet, die traurigen deutschen Volkslieder so rührend sang, und die schönen dunklen Augen mich so rührend anblickten — — einmal dachte ich eitler Mensch: sie zeigt dir ihr Herz! 's ist die alte Liebe! — Ach, das war es nicht. Sie liebt weder die andern noch dich. Aber sie sehnt sich, dich in schönem Frieden zu sehn und in der großen Freundschaft, die ihr Ideal ist. — Ja, ja, Jeanne! Liebe, gute Jeanne! — Ich bleib' noch ein paar Wochen hier, und dein Ideal wird erreicht!

Er hörte Schritte hinter sich, auf dem glatten, trockenen

Fels. Ich will doch wieder lesen! dachte er und blickte in den Leopardi hinein: Il primo amore. Er verdeutschte sich's, die ersten Verse: Mir kommt der Tag wieder in den Sinn, da ich den Kampf der Liebe zum erstenmal verspürte und sagte: Weh mir, wenn das Liebe ist, wie quält sie!

„So verlesen?“ hörte er neben sich sprechen, eine altbekannte Stimme. „Man stört dich wohl sehr?“

„Jeanne!“ sagte er verwundert. Sie stand jetzt vor ihm; sie allein. Es war das erstmal, daß sie ohne Arnsbachs auf die Klippen kam.

„Nein, nein, bleib sitzen,“ sagte sie, da er aufstehen wollte; „ich seh' mich zu dir. Das heißtt, wenn du lesen willst, geh' ich wieder weiter —“

Erich zog sie zart zu sich nieder: „Das ist meine Antwort. Welche Ehre und welche Freude, dich allein zu sehn!“

„Das konnte der Herr schon früher haben, wenn der Herr gewollt hätte. Du wanderst ja aber halbe und ganze Tage an der Riviera herum, immer pikolo; oder einsam, wenn dir das poetischer klingt.“

„Ich will wieder schlafen lernen; darum wandr' ich so viel.“

„Hast den Schlaf verloren? Wo denn?“

„Im Hotel Victoria.“

„Bei uns?“

Sie war einige Augenblicke still. Er schaute vor sich nieder; sie sah ihn an. „Tust mir leid, du Armer. — Eine Besserung. — Warum gehst du aber immer allein, du? Langweilen wir dich? Magst du uns nicht mehr?“

„Ach, gute Jeanne, red nicht so. — Ich hab' mir eben, im Gegenteil —“

Vorgenommen, noch ein paar Wochen zu bleiben, wollte er weitersprechen. Er hielt es aber noch zurück; er freute sich lieber an ihrem großen, guten, geistbelebten, für ihn auch schönen Gesicht.

Jeanne lächelte: „Im Gegenteil — na, das genügt mir! — Da lasst uns lieber von was Gescheiterem reden; — eigentlich ist es aber auch was Dummes; wenigstens wahrscheinlich für dich. Da hat sich nämlich — — Ich wollt' dich nämlich was fragen, Erich. Als den alten Freund.“

„Bitte! Der alte Freund sitzt hier.“

„Ja — und sieht so vertrauerweckend aus; sonst hielt' ich ja den Mund. Es hat sich nämlich ergeben, daß — — Ach, es ist so dummi!“

„Dann lasst es,“ entgegnete Erich harmlos heiter.

„Nein, ich muß es sagen. Dieser Russe aus New York, der Doktor Samarow — da er bald abreisen will, hat er eine Frage an mich gestellt. Nurz, die große Frage. Ob ich ihn heiraten will.“

Erich fuhr zusammen. Es war schlimmer: wie wenn ihn ein Blitz getroffen hätte, fuhr etwas durch ihn hindurch. Auf einmal fiel etwas von ihm weg, das ihm wie das da draußen umschleiert, umnebelt hatte; dafür saß ihm ein Schmerz auf der Brust. Er umschürzte ihn. Er nahm ihm fast das Augenlicht. Der Junggesellenwahn war weg...

Was will der? durchsäuste ihn. Mich soll sie heiraten! — Ach, ich!

„Was hast du?“ fragte sie nach einer beklemmenden Stille. „Du gibst keine Antwort.“

„Richtig. Das ist komisch. — Das heißt — liebe Jeanne — du hast noch gar keine Frage an mich gestellt.“

„Richtig. Das ist noch komischer! — Es lag ja aber wohl schon drin. — Ich wollte dich also fragen, Erich: ob ich's annehmen soll.“

„Seine Werbung?“

„Ja.“

Er lächelte. „Liebe Jeanne, erlaube — da ist die natürliche Gegenfrage: liebst du ihn?“

„Freilich, darauf kommt's ja an. Lieben — Lieben — ich weiß nicht. Das kann ich wohl nicht mehr so recht. Ich hab' gedacht, als alte Jungfer zu sterben. Er ist aber ein so interessanter und so seelenguter Mann, dieser Doktor; und dabei hat er mich närrisch lieb. Sag mir deine Meinung, Erich. Was hältst du von ihm?“

„Ein so interessanter Mann:“ es gab ihm einen neuen Schlag auf die Brust. Was hältst du von mir? lag ihm auf der Zunge. Ich, ich hab' dich lieb! — Es lag da aber steinhart still. Was bin ich ihr? dachte er und rührte sich nicht, verschloß sein Gesicht. Sie hat nicht ihn über mich befragt, sondern mich über ihn!

„Diesmal könnt' st du wohl Antwort geben,“ murmelte sie endlich.

„O ja,“ sagte er jetzt, „das will ich tun. Meine Antwort ist — verzeih, liebe Jeanne —: auf solche Fragen antwortet man nicht. Da hat sich jeder selbst zu beraten. Nimm ihn oder nicht; was weiß ich davon? Und wenn du selber nicht weißt, was du willst, dann

laß diesen Russen doch deinen Willen lesen; er sagt ja, er kann's!"

Jeanne stand noch eine Weile still, betrachtete Erich mit den dunklen Augen; sie erwiderte nichts. Dann wandte sie sich ab und ging über die lange Felszunge zum Meer; es war eine schräge Platte, sie mußte fest auftreten, um nicht nach rechts hin abzugleiten; einmal taumelte oder schwankte sie. Am Wasser stand sie still, in den Sonnennebelduft schauend, wie es schien. Langsam, mit sicherem Schritt, mit einem Ausdruck in den bleichen Zügen, wie man ihn wohl nach einer abschließenden inneren Entscheidung hat, kam sie dann zurück. „Ich dank' dir, Erich," sagte sie. „Er braucht meinen Willen nicht zu lesen, ich weiß schon. Nein, ich nehm' ihn nicht. Ich wollte wissen — ob du mir zuredest. Nun bleibe ich Junggesell!"

„Nun bleibst du —“

„Ja. Mit Hund und Papagei!"

Erichs Augen vergruben, verbissen sich in das sonderbare, ruhig stillstehende Lächeln, das auf ihrem Gesicht erschien. O dieses unergründliche Gesicht! zuckte durch sein Hirn. O daß man nie einen Menschen durchschaut! Was denkt sie nun? — Was will sie? — Daß man doch eines Menschen Willen wirklich lesen könnte!

Er versuchte ebenso ruhig zu lächeln wie sie. „Also mit diesem Problem bist du fertig, Jeanne. Dazu brauchst du mich nicht mehr."

„Nein, ich danke dir. Ich geh' immer rasch, du weißt ja. Bin durch!"

„Dann kann ich also ruhig abreisen; das hatte ich

nämlich schon im Sinn. Wollt's dir heute sagen. Nach Spezia, Pijsa, Florenz!"

„Hm! — Na ja. Du sprachst schon davon.“ Ihre Hand wies auf das umschleierte Meer hinaus: „Von diesem Wasseridyll hast du wohl genug.“

„Ja. Zu ewig schön. Zu still. Ich — ich brauch' offenbar was anderes. Sturm! Ich möcht' einmal Sturm! Brandung, die über diese Felsen wegbraust; himmelhohe Brandung!“

„Brandung,“ wiederholte sie vor sich hin; es ging etwas Nachdenkliches über ihr Gesicht. Sie schloß das mit einer wohl unbewußten Handbewegung ab. „Also — wann geht's fort?“

„Morgen. Mit dem zweiten Zug.“

„Wann geht der?“

„Um acht Uhr achtzehn. Halb zwölf ungefähr bin ich dann in Spezia; da bleib' ich einstweilen. Meinen Koffer lass' ich mir nachschicken, nach Florenz.“

„Ja freilich. — Acht Uhr achtzehn. Wenn der Zug sich nicht verspätet; das wäre wohl der erste, der sich das erlaubt, seit ich hier in Nervi bin.“

„Ja, das Land der Verispätungen!“

„Ich bring' dich jedenfalls zur Bahn. Wenn dir's recht ist, heißtt das.“

„Jeanne, das wolltest du?“

„Wie komisch du fragst. Deine alte Freundin! Ich bring' ein reines Taschentuch mit, daß ich beim Abfahren wedeln kann. Alle Freunde haben für solche Fälle reine Taschentücher!“



Jeanne hielt Wort, wie immer; als Erich am andern Morgen von Wirt und Wirtin Abschied genommen hatte und aus der Vorhalle trat, stand sie vor dem Haus, ein Sträufchen von gelben Narzissen in der Hand. „Mit einem großen Strauß, den man vor dem Aussteigen aus dem Fenster wirft, wollt' ich dich nicht behelligen, Erich; das ist keine Freundschaft. Aber diese paar Blumen, frisch vom Faß, steck' ich dir ins Knopfloch; da dürfen sie dich wohl ein paar Stunden anduften und an Jeanne Brinkmann erinnern, die du als junger Bursch einmal die „langstielige Narzisse“ nanntest. Ich hab' mir zwar seitdem als Schriftstellerin den kurzen Stil angewöhnt —“

Sie schaute nach dem Gasthof zurück: „Gut, daß Doktor Samarow nicht hinter uns stand; der hätte wieder Au geschrien!“ — Sie schmückte Erichs Knopfloch, lächelte zu seinem Dank; dann schritten sie aus, und in weniger als zwei Minuten waren sie am Bahnhof. Der Portier des Hotels Victoria folgte mit Erichs Mantel und Handtasche; Erich kaufte die Fahrkarte; sie traten auf den Bahnsteig hinaus. „So,“ sagte Jeanne, „nun fehlt nur noch der Zug; auf den können wir uns verlassen, der wird sich verspätet! — Uns kann nichts geschehn, wir gehn hier unterdessen auf und ab, in der Morgensonne. Oder willst du mit ihr allein sein, soll ich dich verlassen?“

„Was du immer redest,“ antwortete er, sich zu ihrer heiteren Tonart stimmend, so gut er konnte. „Es ist ja rührend, wie lieb du bist!“ Die Brust ward ihm eng, sie so morgenfrisch und so hold zu sehn; ihre Stimme zu

hören, so ganz heitere Güte; eine Schwester stimme — darin lag sein Schicksal. Ich will mich nicht lumpen lassen, dachte er, sich zusammennehmend; stark und fest sein wie sie — oder doch so scheinen! — Sie schlenderten auf dem Bahnsteig, dem fast noch menschenleeren, langsam hin und her; „hast du schon von Vincentis gehört?“ fragte sie. „Die heirateten damals, du weißt wohl noch, als wir uns ineinander verplempert hatten. Die Hochzeit war völlig vierspännig, großartig —“

Erich nickte. „Ein schönes Paar. Und sie waren beide rasend verliebt!“

„Die sind nun geschieden. Er hatte sich allmählich nach Osten gedreht, zu der Hübschen, Koketten, wie hieß sie doch? Und sie nach Westen, zu dem großen Mann, der immer Minister werden sollte. Ja, wenn in die Menschen der Ehrgeiz kommt. Na, sie erreicht wohl ihr Ziel und wird Exzellenz!“

Es fröstelte Erich. „Ein jämmerliches Ende!“

„Ja, und wie vielen geht es so. Seit Neujahr hab' ich nun wieder von vier solchen Entgleisungen in unsrer Bekanntschaft gehört; Skandal oder Scheidung, oder gründlicher Überdruß. Dann fang' ich an und strapazier' meine Finger mit der Aufzählung von glücklichen Chen, die ich weiß, es tut aber den Fingern nicht weh. Die meisten haben offenbar nicht den rechten Rutscher, fahren rechts oder links am Glück vorbei!“

„Nun ja.“ Erich nickte wieder. „Eigentlich ist's ja logisch, mein' ich. Zwei Menschenwege treffen sympathisch zusammen: Verliebung, Verlobung, Hochzeit. Waren die beiden Menschenwege parallele Linien,

gut; dann bleiben sie beisammen. Waren sie nicht parallel — aus verschiedenen Elementen gemischt — dann gehn sie allmählich schräg auseinander, das ist unausbleiblich."

„Hm!“ machte Jeanne; sie stimmte zu. „Die Mathematik der Liebe. — Darum sag' ich ja: nicht heiraten ist gut! — Und das sagst du offenbar auch.“

„Natürlich. Darum Junggesell!“

„Und Freundschaft. Die hält's aus. Darum sag' ich: über die geht nichts. Wir, wir bleiben Freunde!“

Sie hielt ihm ihre Hand hin, mit einem festen, herzlichen Blick. Der Blick tat ihm weh, fast unleidlich weh. Er hielt aber stand. „Freunde!“ erwiderte er, nahm die Hand und drückte sie.

„Was kommt dort?“ sagte er dann und horchte. „Ist das schon der Zug?“

Jeanne schaute in der Richtung nach Genua: „Wahrhaftig! Da kommt er! Das ist ein Schwindler: er kommt nur um zehn Minuten zu spät. Du, da fällt mir ein —!“ Sie zog aus ihrer Tasche einen dicken Brief hervor; „das ist aber kein Brief, es ist — — so, nun lachst du mich aus. Es ist eine Dichtung, ein Märchen, von meiner Hand; neulich plötzlich mir eingefallen, gestern abend spät vollendet. Ich möchte, daß du's lesetest; und dann wiederschicktest; schreiben sollst du mir nichts. Es ist dir wahrscheinlich etwas lachhaft, das Märchendichten der Frauenzimmer; aber — ich tu's auch nicht wieder. Einmal ist keimmal!“

Sie drückte es ihm in die Hand.

Der Zug fuhr herein; er hielt einige Minuten, ließ

aus- und einsteigen; Erich, das Märchen in der Brusttasche, stieg in seinen Wagen. Jeanne sprach zu seinem offenen Fenster hinauf: „Also wieder in zwölf Jahren frohes Wiedersehen!“

„Vielleicht schon früher,“ lächelte er hinunter; das Herz stand ihm still.

„Mir auch recht! In zwölf Wochen — zwölf Tagen. Oder wenn dieses Taschentuch wieder gewaschen ist!“ Sie zog es hervor, das noch ungebrauchte, und wedelte damit. Auf ihrem heiteren, elsenbeinernen Gesicht leuchtete die Sonne.

Der Zug fuhr ab, an der Riviera hin.

\*       \*       \*

Es war Nachmittag; Erich stand allein auf der Plattform an der Kirchenruine von San Pietro, die auf der äußersten Felsenzunge von Portovenere liegt. Vor Mittag in Spezia angekommen, in einem der Hotels, die auf den Golf schauen, abgestiegen, hatte er sich um eins auf dem Dampfer eingeschifft, der nach dem Hafstädtchen Portovenere (im Altertum „Venus-hafen“) fuhr. Wie lange hatte er sich vorgesreut auf diesen festlichen Tag; denn soweit er auch Italien kannte, es war ihm wenig's so zu Herzen gegangen wie dieses wunderbare Gebilde aus Natur und Menschenwerk, Dauer und Zerstörung, Erhabenheit und Lieblichkeit. Er sah alles wieder, wenigstens die Augen sahen es: die wahrhaft griechisch schönen, herrlich gesärbten Felsen und Berge am Meer entlang, aus der Flut hoch aufsteigend; die Marmorinsel Palmaria auf der andern Seite; rück-

wärts die verfallene, überragende Burg und die fernen, edlen Gebirge hinter dem Golf von Spezia. Dazu das laut aufrauschende Meer... Hier hatte er schon zweimal gestanden, das erstemal allein, dann mit gleichgesinnten, begeisterten Freunden; beidemal berauscht. Was war er heute? Nichts; nicht bejammen und nicht allein. Ein Gespenst schwebte in seinem Rücken, vor ihm, überall. Das Gespenst seiner alten, wieder neuen, wieder nicht leben könnennden Liebe; zur Ruine verdammt, wie die Burg da oben, wie das Kirchlein hier, wie der zerbröckelnde Fels. Von der „Freundschaft“ zur Bahn begleitet: fahr ab! Reise glücklich! allein! Stirb als Junggesell!

Er legte die Hände auf die Brust, fühlte da rechts in der Tasche den Brief, Jeanes gestern nacht beendetes Märchen. Noch ungellesen; auf der Fahrt von Nervi nach Spezia, im dumpfen Gefühl seines Glends, hatte es ihn angewidert: was sollte ihm ein Märchen, das eine beruhigte Junggesellin schrieb? — Ihn widerte aber auch diese Einsamkeit, die unfühlende, leere, öde, mit diesem Gespenst in der toten Brust. Soll ich's endlich lesen? dachte er und griff schon in die Tasche. Es ist doch etwas von ihr; ich bin so lange nicht allein...

Er öffnete den Umschlag und zog die losen Blätter heraus. Auf beiden Seiten waren sie von Jeanes großer, kühner Schrift beschrieben; es gab ihm einen Schmerz, sie zu sehn. Sie bannte aber doch seinen Blick. Er las die Überschrift, „Märchen“ stand da nur; dann las er, Portovenere und die Welt bald vergessend, weiter:

„Auf einer steilen Anhöhe an einem See stand eine

alte, wohlgebaute Eiche; ihre Krone gab den schönsten Schatten, und ihre Eicheln waren bei den Wildschweinen der ganzen Gegend beliebt. In ihrem mächtigen, unten schon hohlen Stamm wohnte ihr Holzweibchen, das auch Waldfräulein genannt wurde; diesen zweiten Namen zog die etwas auf sich haltende Eichendame vor. Sie war angenehm anzusehn, trug ein Kleid aus Eichenblättern, im Sommer grün, im Winter braun, und an schönen Tagen einen Eichenkranz mit Eicheln drin. Den blauen See liebte sie, er erschien ihr wie die notwendige und schöne Ergänzung zu der festen Erde. Sie saß gern auf dem steilen Ufer, mit den Füßen baumelnd, und schaute auf das gewöhnlich unbewegte Wasser hinunter, in dem sie ihr Bild sah; denn das muß jetzt gleich gesagt werden, daß sie ein bißchen eitel war und sich in diesem feuchten Spiegel gerne sehen möchte.

Eines Abends saß sie auch so da, träumte und schaute; der See war kirchenstill. Sie wunderte sich aber, daß ihr Abbild da unten anders war als sonst; kam das von der Abendbeleuchtung oder wovon? Als sie aus dem Träumen ganz erwachte, bemerkte sie sogar, daß das Abbild keinen Eichenkranz, sondern große, runde Blätter mit weißen und gelben Blumen auf dem Kopfe hatte. Was kann das sein? dachte sie; denn in ihren hellen Stunden war sie Denkerin. Die oder das da unten kam näher; auf einmal teilte es die Oberfläche, und ein sehr erfreulicher Jüngling kam heraus, bartlos, mit zart grünlichem Haar und dem weiß und gelb geblümten Seerosenblätterkranz. Er war in Schilf und Wasserschierling mit Geschmac gekleidet. Er lächelte sie ehr-

erbietig an, stieg ans Land, da, wo es weniger steil war, und trat vor sie hin.

„Wie kommst du hierher?“ fragte das Waldfräulein sehr erstaunt. „Du bist ein Nix, wie ich sehe. In diesem See gibt's ja keine; ich hab' hier noch nie einen gesehn.“

„Da wirst du recht haben,“ antwortete er. „Der See ist aber unterirdisch mit dem nahen Meer verbunden; das hab' ich entdeckt, bin hereingeschwommen. Ich bereu' es nicht, da ich das Vergnügen habe, ein so liebreizendes Eichenfräulein zu sehn. Anderswo sah ich deren auch; die waren aber — ehrwürdig, um nicht alt zu sagen. Du bist noch jung, wie mir scheint?“

Sie nickte freundlich: „Ich glaube, ich bin noch keine fünfhundert Jahre alt! Du hast wohl nur Bewohnerinnen von Stieleichen gesehn; die werden ja wie ihre Eichen bis zu tausend Jahren und darüber alt. Ich gehöre zu einer Traubeneiche, die bringen es wohl nicht oft über sechs-, sieben-, achthundert Jahre. Ich finde uns aber ebenso schön!“

„Das will ich meinen,“ erwiderte der Nix, der sie immer wohlgemüter betrachtete. „Ich hab' auch griechische Dryaden gesehn, so lieb war nicht eine. Schönes Traubeneichenkind, wie wäre es?“

„Was?“

„Du bist hier recht einsam, wie ich sehe; und ich bin's auch. Eins und eins zusammen ist zwei; verstehst du, wie ich's meine? Wenn wir uns in Liebe zusammentreten? Ich fühle schon, daß ich nicht ohne dich leben kann!“

„O,“ sagte sie, „daß fühlst du schon?“ Sie lächelte

ihn aus. Sie fing an, etwas Ähnliches zu fühlen, wollte es aber nicht zeigen.

„Ja," antwortete er; „und zwar so sehr, daß —“

Er trat auf sie zu und wollte sie in die Arme nehmen. Sie aber, jungfräulich stolz, hob den rechten Arm, so daß er ihm eine Ohrfeige androhte; „bitte, in deinen See zurück! sonst gibt's ein Unglück! — So geschwind lieben wir hier auf dem Festland nicht!“

Der Nix zog sich seinen Kranz über die Stirn, dann über die Augen, vor Zorn; er schwieg und sprang von der Anhöhe in den See hinunter; weg war er, wie geträumt. Noch denselben Abend aber wunderte sich das Waldfräulein, was der sonst so stille See für ein Wesen trieb: er begann Wellen über Wellen zu machen, sie gegen das steile Ufer zu werfen, hoch und höher hinauf zu spritzen, dagegen zu schlagen, daß es donnerte. Heiliger Eichenwald! dachte sie, das ist der Nix! Der kann Brandung machen! — Der See stieg und stieg; die Brandung schlug oben über den Uferrand, klatschte mit ihren Spritzern gegen die Eiche, in deren Höhlung das Waldfräulein sich geflüchtet hatte, und strömte schon in die Höhlung hinein. „Das ist ungezogen!“ rief die Jungfrau in ihrer Angst. „Ich krieg' nasse Füße! — Bitte, mehr Respekt!“

„Vor einem Holzweibchen Respekt?“ hörte sie jetzt in dem Schaum und Gesicht seine Stimme sagen. „Hattest du vor der Liebe eines Nix Respekt?“

„Du bist kein Nix, du bist ein Nixmuz!“ rief sie; denn in der Verzweiflung machte sie Witze. Ihr gefiel's aber im stillen, daß er einen so herrlichen Liebeszorn

auf sie hatte. Plötzlich fühlte sie sich umschlungen; er stand neben ihr im hohlen Baum, nahm und küßte sie. „Du bist mein!“ sagte er; „und ich bin dein, wenn du willst. Ich kann meine Brandung bis in die Krone, in den Wipfel schleudern; ich kann sie mit einem Wink ersticken; — so! Ich will deine nassen Füße warm und trocken küssen. Du sollst dich wundern, wie ich lieben kann. Kannst du mich nicht lieben?“

Doch; sie konnte es. Die Kraft und die Pracht dieser Liebesbrandung hatte sie besiegt. Sie gab ihm seine Küsse zurück. „Du bist meine Ergänzung!“ sagte sie. Alles eins und eins war ein Paar geworden.

So hätte es nun ein schönes und dauerndes Verhältnis werden können; es zeigte sich aber leider bald, daß sie einige Eigenschaften hatten, die sich nicht vertrugen. Sie war von ihrem Wert überzeugt — ich habe doch viel Unmutendes! dachte sie — und er verbesserte gern, aber lieber andere als sich. Es begann damit, daß ihm der hohle Baum, in dem er ihr nun Gesellschaft leistete, nicht gefiel; „nach dem äußeren Umfang deiner Eiche,“ sagte er, „hatte ich mir den Raum doch größer gedacht. Zu eng! Viel zu eng!“

„O!“ entgegnete sie etwas verlegt; „wenn du wüßtest, was unsere Dichter sagen: Raum ist in der kleinsten Hütte —“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel er ihr ins Wort. „Ich kenne sowohl die Land- als die Wasserdichter. Aber auch als Hütte genügt dieser Hohlräum nicht! — Waldmädchen, sei lieb. Du hast früher oben in der Krone gewohnt, eh' dein Eichbaum hohl wurde; du darfst auch gewiß

eine Weile ausziehn und dem Liebsten folgen. Dieser ganze See ist mein! Zieh mit mir hinunter! Wir tauschen unsre Kränze, in dem meinen bist du dann wasserfest. So ein Holzweibchen —“

„Waldfräulein, wenn ich bitten darf.“

„So ein Waldfräulein wird sich wundern, wie angenehm weiträumig, fühl und still es da unten ist. Komm, komm, sei lieb!“

Sie war lieb und tauschte den Kranz; er nahm sie auf den Arm und sprang mit ihr in den See.

Nun hätte es immer noch ein schönes und dauerndes Verhältnis werden können; aber wenn jemand das Verbessernde hat, so zieht sich der notwendige Dritte, der Friede, nach seiner scheuen Art bald zurück. „Warum atmest du so oft?“ sagte der Pix schon am zweiten Tag; „das ist uns Wasserwesen so wunderlich. Einmal in der Minute, das ist ganz genug!“ Am dritten Tag schüttelte er seinen Wasserkopf: „Bitte, meine Holde, gewöhne doch dein Herz, nicht so laut zu Klopfen. Wenn ich dich recht schön fest umarme, fühl' ich immer, wie es schlägt. Bemerkt du denn an mir dergleichen? Meine Herzbewegung ist wie ein Hauch; wie es sich gehört!“ Eines Morgens, als sie aufwachte und ihm Guten Morgen sagte, nahm er sie bei der Hand: „Darf ich mir noch eine Ausstellung erlauben? Du schlafst immer mit geschlossenen Augen, du Süße; warum tuft du das? Wir Feuchtilebigen behalten die Augen auch beim Schlafen offen; was ja doch das Natürliche ist. Sireb' uns darin nach, sei lieb!“

Sie versuchte auch darin lieb zu sein, obgleich mit

Widerstreben. Warum sollen wir nicht verschieden sein? dachte sie. Warum soll ich so sein wie er? — Endlich, da sie einsah: es gelingt mir nicht, und da er immer neue Verbesserungen vorbrachte, — du bist ja ein Ekel! dachte sie. Hol' der Kuckuck den ganzen Krempel, wenn ich mich umkrepeln soll (auch der Zorn gab ihr Wiße), wenn ich, ein rechtsschaffenes Waldfräulein, ein Meerweibchen werden soll! Und eines Tages, als er wieder an ihr genörgelelt hatte, trat sie vor ihn hin und sagte: „Darf ich mir auch eine Bemerkung erlauben? Jetzt hab' ich genug! Ich ziehe meine Verschiedenheit vor, ich ziehe die feste Erde vor, ich ziehe die Einsamkeit in meiner hohlen Traubeneiche vor. Such du dir ein Meerweibchen, es ist nix mit uns!“

Und so war's zu Ende. Sie kehrte auf die Erde zurück, wo sie sich wieder einen Eichenkranz flocht, und er kehrte durch den unterirdischen Wasserlauf in das Meer zurück, wo er ein anderes, weniger verbesserungsbedürftiges Glück zu finden hoffte.

Die Geschichte erzählt aber, daß er das nicht fand; und daß er nach vielen Jahren — es sollen ein paar Dutzend gewesen sein — wieder in dem See und an dem steilen Ufer erschien. Seine alte Liebste wohnte, noch einsam, in ihrem Baum; sie war etwas älter geworden, es war ihr aber nicht anzusehn. Sie saß wieder auf der Anhöhe über dem Wasser, mit den Füßen baumelnd. Sie war eben sentimental gestimmt, von feuchten Erinnerungen durchflutet, und berauschte ihr armes Herz an den Versen Goethes:

Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist  
 So wohlig auf dem Grund,  
 Du stiegest herunter, wie du bist,  
 Und würdest erst gesund!

Der Kix tauchte aus dem See empor und sah zu ihr hinauf. Sie erschrak. Sie hörte auf, mit den Füßen zu baumeln, und sah zu ihm hinunter. „Guten Abend, liebes Waldfräulein,” sagte er. „Ich habe Sehnsucht nach dir; daher bin ich hier. O könnten wir doch wieder zusammenkommen! Ich würde dich nicht wieder mit Bessermachen quälen. Ich habe Vorsätze — o wenn du die sehen könntest. Du bist einsam, ich auch. Wollen wir nicht wieder ein Paar aus uns machen?”

„Nein!” sagte sie. — „Hab' ich nicht so gut Sehnsucht wie du? dachte sie. Aber ist auch dein Herz noch so jung wie damals? Bist du auch der Rechte für mich? Ich weiß nicht, ob ich andere Augen habe, aber du kommst mir so kalt und so fischig vor. Wollen sehn, ob du noch so wunderwoll Brandung machen kannst wie damals; dann bist du der Rechte, dann erhör' ich dich.

„Nein!” wiederholte sie recht trozig und hart, um ihn wild zu machen. „Nein!”

Der Kix zog sich wieder den Kranz über die Stirn; er wollte ihn sich auch über die Augen ziehn, aber das gelang ihm nicht. Er fing an, mit den Händen, den Füßen, dem Gesicht ins Wasser zu schlagen, um wieder Brandung zu machen wie damals und sich sein Glück zu erstürmen. „Ho! Hallo!” rief er. „Noch heut bist du mein!” rief er, wie an jenem Abend. Damals hatte sie sein Rufen nicht gehört, die Brandung hatte es über-

tönt. Heut schallte es laut zur Eiche hinauf: „Ho! Hallo!“ denn die Brandung kam nicht. Kleine Wellen kamen. Sie versuchten das steile Ufer anzuspringen, sie fielen kraftlos zurück. Es war nicht mehr der alte Nix. Er hatte seine Jugendstärke oder sein junges Herz im Meer verloren.

Ach! seufzte das Waldfräulein still in sich. Hab' ich's nicht gedacht? Du bist kalt und fischig. Was willst du dann hier? Dann können wir nicht zusammenkommen. Leb' wohl!

Sie ging in ihren hohlen Baum.

Der Nix sah ihr nach; ich hab's verspielt! fühlte er. So ein bißchen Wünschen und Wollen, damit macht man's nicht. Man muß branden können!

Er sank in sein Element zurück. Man hat ihn nie mehr gesehn.“

Das Waldfräulein sitzt noch oft auf dem steilen Ufer. Sie begeht nichts mehr, sie sagt sich keine Goetheschken Verse mehr. Sie will einsam sterben. Aber die hohle Eiche hält sich so gut, es dauert wohl noch ein Jahrhundert oder daherum.“

\* \* \*

Schon in der Nacht hatte der Sturm begonnen, den sich Erich zwei Tage vorher, auf dem „Walfisch“, umsonst gewünscht hatte; er blies nun vom Morgen bis zum Abend, aus Südost und dann aus Südwest. Es war der erste und einzige Sturm in diesem milden Vorfrühling, den Nervi erlebte; ganz Nervi erschien denn auch nach und nach auf dem Uferweg, um die Wogen und die Brandung zu sehn, die im Lauf des Tages

immer höher schäumte und zu gewaltiger Herrlichkeit wuchs. Sie erschien fast wie ein lebendiges Wesen, das mit angeborener Lust oder Wut gegen den natürlichen Feind, den Uferfels, kämpfte; das jede neue Welle wie eine seiner tausend Fäuste gegen die Klippen warf, rüttelnd, zerrend, donnernd, bis sie, im ohnmächtigen Vernichtungsgrimm zu Schaum geworden, wieder rückwärts sank. Die Wellen stiegen mächtiger und mächtiger an, schleuderten ihren Gischt, ihre Milch bis zum Uferweg und über ihn hin; gegen Abend gelang es ihnen, jeden zu durchnässen, der den Vorwitz hatte, sich auf der sonst so friedlich sicherem Promenade zu ergehn. Auch Arnstadts und Jeanne hatten diesen Vorwitz; Max Arnstadt zog immer wieder hinaus, kam immer angespritzt zurück, hielt es immer nicht lange aus, daß Meer nicht zu jehn. „Jetzt, jetzt wird's erst schön!“ sagte er zu den Damen, als die schwärzeste Nacht hereingebrochen war und er nach dem Branzo zum fünften oder sechsten Mal vom Uferweg nach Hause kam. „Wenn jetzt so ein Wellenberg aus dem Dunkel heranwächst, das ist geisterhaft. Wie der Kerl sich zum Ansprung rüstet, wie er dann mit Gebrüll in die Höhe fährt, eine zischende und fauchende weiße Masse wird —“

„Und an dem Zuschauer heruntertriest,“ warf Jeanne dazwischen.

„Das muß man sehen; das gehört zur Bildung! Fräulein Jeanne! Adele!“

Die Damen schüttelten den Kopf; sie hätten nun genug. Arnstadt zog den Mantel aus; zog ihn plötzlich wieder an und ließ hinunter, der Brandung zu.

Jeanne streichelte die junge Frau, die diesen Abend ein schweres Herz und auch einen Grossl hatte; in Jeanne war wie gewöhnlich der Helfersinn erwacht, und es tat ihr wohl, darüber den Kummer der eignen Seele zu vergessen. „Ehesachen sind Ehesachen,” sing sie mit ihrer gemütlichsten Stimme an; „da redet nur ein Esel hinein, wenn er nicht gefragt wird. Sie haben mich aber gefragt, mein Herz. Und dann bin ich elf Jahre älter als Sie. Darum öffne ich meinen weisen Mund! — Ihr guter Mann ist gesünder als Sie; dafür kann er nicht. Sie sind hier noch nicht ganz genesen; dafür kann er auch nicht. Er muß aber nach Haus, als Geschäftsmann; er will Sie mitnehmen und zur Nachtkur in Gardone absezzen; hat er darin recht oder nicht?”

Adele wurden die Augen feucht: „Er hat darin recht, aber —“

„Aber Sie sehnen sich nach Ihrem Kind —“

„Ich sterb' danach!“

„Sie sind jetzt meschugge; das gibt sich. Ja, mein Herz, Sie sind meschugge: denn Sie schmollen und grosseln mit Ihrem Mann, weil er das süße Kind jetzt wiedersehen und haben wird und Sie noch nicht. Das nennt ihr Mutterliebe; ich nenn's Ehebruch. Ja, man bricht die Ehe, wenn man mit dem Gatten hadert, weil er sein eigenes Kind auch mal küssen darf!“

Adele lächelte; sie fing an zu lachen. Das wollte Jeanne; sie kannte die „kleine Frau“ schon auswendig: die kurierte man immer am besten mit Humor.

„Das ist heut der Sturm,” fuhr sie fort, „der macht Sie so brandig. Ich will nur noch sagen: wenn mich

was drückt, so stell' ich mir immer so goldig wie möglich den Zustand vor, wenn es nicht mehr drückt. Denken Sie, Adele, wie himmlisch es sein wird, wenn Sie alle beide das Kind wiederhaben, wenn Sie das Schönste haben, was es auf dieser alten Erde gibt: die Dreieinigkeit von Vater, Mutter und Kind!"

Adele horchte hoch auf. Allmählich zog eine große Heiterkeit über ihr ganzes Schelmengesicht. „Was ist das?" sagte sie. „Das eben in ‚Dreieinigkeit‘, das war ja ein schönes Erich Haßfurtsches R?"

Jeanne ward rot; sie lächelte geschwind. „Wirklich? Ist mir so was Schönes entwischt? Das hab' ich gar nicht bemerkt."

„Das haben Sie geübt, Jeanne! Das haben Sie geübt!"

„Na ja. Aus Unsinn. Manchmal abends im Bett. Gestern nachmittag."

„Nachdem er am Morgen abgereist war. Der Jugendfreund. Er wird wiederkommen! Und dann empfangen Sie ihn mit vier wunderschönen R's: Liebe r teu r e r Er ich!"

Der tapferen Jeanne war auf einmal das Weinen nahe. „Meine gute Adele," erwiderte sie, sich wie eine Heldin fassend, „Sie ahnen gar nicht, auf was für einem Holzweg Sie sind!"

Max Arnstadt kam wieder: „Hören Sie, wie die Brandung donnert?" sagte er schon in der Tür. „Wenn Adele nicht will, Jeanne, Sie müssen mit. Nehmen Sie den Mantel, ziehn Sie sich die Kapuze über den Kopf; so was gespenstisch Großartiges sehen Sie nicht wieder!"

Jeanne tat, was er wollte; es trieb sie von dieser Neckerin fort. Arnstadt sah sich plötzlich von seiner Frau umfangen; „du, Jeanne hat recht,” sagte sie mit lachenden Augen: „ich war stark meschugge. Du fährst mir in einem Segen nach Haus!” Sie küßte ihn. „So, nun hilf ihr bei der Kapuze, mein Schatz; und lasst dir draußen von ihr sagen: Die Brandung donne mir!”

„Was hat Adele eben gemeint?” fragte Arnstadt, als er mit Jeanne hinunterging.

„Ach, sie ulkte nur. Versuchen wir, ob wir den nächtlichen Unfug bändigen können!”

Durch die schwarzgraue Finsternis des Gartens und den Durchgang unter dem Bahndamm kamen sie zum Uferweg, den das wild auffschäumende Nachtgespenst umtobte. Von Zeit zu Zeit klatschte eine besonders hoch gesprungene Welle auf ihn nieder; um nicht durchnässt zu werden, eilten sie nach links auf die felsige Erhöhung, auf der das winzige Kaffeehaus Miramare stand, das die Fremden nachmittags und abends viel umschwärmt. Jetzt war niemand dort als der Wirt, der um seinen kleinen Besitz wie ein Schatten irrte und in seinem klängvollsten Italienisch jammerte, nun werde ihm alles zugrunde gehn; denn die Wogenmauern wuchsen noch, die Brandung spritzte bis zu seinem Häuschen hinauf; in der tieferen Nacht, lagte er, werde sie's zerschlagen.

Arnstadt, der mittlerweile der Jeanne für ihren Beistand bei Adele gedankt hatte, bot all sein bisschen Welsh auf, den Jammermann zu trösten: ichimmer werd' es nun nicht mehr, der Wind lasse nach, auch die Wellen würden dann allmählich Vernunft annehmen. Jeanne

betrachtete das ungeheuerlich große, düstere Bild der empörten Nacht; es tat ihr gut, es stimmte zu dem, was in der Nacht ihrer Seele vorging, was sie vor den Menschen wegzuscherzen suchte. Hier konnte sie so sein, wie sie war, die Elemente verlangten nicht, daß sie sich verstellte. Sie sprühten sie nur an, das erfrischte ihr Gesicht; sie donnerten so laut, Jeanne konnte den Namen „Erich“ in die feucht-dunkle Luft hinausseufzen; niemand, der es hörte.

Wie erschrock sie aber, als plötzlich außer dem Wirt und Arnstadt noch ein dritter Schatten neben ihr stand und sein Gesicht ihr so nahe kam, daß sie es erkannte. Was sie eben gesauszt hatte, fuhr nun wie ein Schrei aus ihr: „Erich!“ rief sie aus.

„Herr Haßfurt!“ rief Arnstadt. „Wo kommen denn Sie auf einmal her? Sie sind ja in Spezia!“

Erich, in seinen Mantel gewickelt und dessen Kapuze über dem Kopf, wie Jeanne, lächelte die beiden an: „Der Sturm hat mich hergezogen; ich sag' Ihnen, wie ein Magnet! Als daß Wetter in Spezia wild wurde, sagte ich mir: Holla! Das wird bei Nervi eine Brandung an den Klippen geben, wie ich sie mir immer vergebens bestellt habe; da muß ich hin, die muß ich sehn! Und so fuhr ich heute abend her. Guten Abend, Jeanne! Ein verfrühtes Wiedersehn!“

Er gab ihr die Hand; sie nahm sie; sie nickte. Ihre Lippen bewegten sich; eben wurde aber das Getöse so überlaut, daß nichts anderes zu hören war. Hatte sie gesprochen? Hatte sie geschwiegen?

Der Wirt jammerte weiter; er suchte ein Stück Segel-

tuch, das der Wind losgerissen hatte, wieder festzubinden; Arnstadt trat hinzu, ihm zu helfen. Erich, dicht neben Jeanne, fast an ihrem Ohr, flüsterte geschwind: „Hör zu! Nicht der Sturm, dein Märchen hat mich hergetrieben, liebste, teuerste, einzige Jeanne!“ Sein Arm deutete auf das Meer hinaus: „Weißt du, was das ist? Das ist meine Brandung! Die hab' ich aus Portovenere mitgebracht, nachdem ich dein Märchen gelesen hatte!“

„Ich versteh' dich nicht,“ antwortete sie. „Deine Worte wohl; aber nicht den Sinn. Was — was willst du noch?“

Erich sah, daß der Wirt in seiner Sorge auch hinter das Kaffeehaus ging, Arnstadt ihm nach; er fasste einen raschen Mut. „Das will ich,“ sagte er und zog sie an seine Brust. Er drückte seine Lippen auf ihre Wangen, ihren Mund. „Jeanne!“ hauchte er im Kuß. „Geliebte Jeanne!“

„Bist du toll?“ stieß sie hervor und machte sich los. Arnstadt kam zurück, der Wirt verschwand. „Nein, es ist zu gewaltig!“ rief er. „Adele muß noch einmal her, ich lass' ihr keine Ruhe! Ich hole sie!“

Er lief auf dem Uferweg dem Bahndurchgang zu. Eine allergrößte Brandungswelle hatte sich über die Kaffeehausplatte hinweggeschoben und prasselte auf Jeanne und Erich nieder. „Oho!“ rief Jeanne in all ihrer Erregung aus und schüttelte sich. Das Wasser rann über ihr Gesicht. Erich trieste wie sie. Er hielt aber die Augen fest, entzückt auf dies Bild geheftet: Jeanne wie ein Madonnenantlitz, von der Kapuze um-

rahmt, von den Tropfen wie von langen Tränen überflossen.

„Bist du toll?“ wiederholte sie, als sie wieder sprechen konnte. „Mich so frech zu küssen — du greulicher Kerl!“

Erich traute seinen Ohren nicht; dieses „frech“, dieses „greulich“ — die schönsten rollenden R! — „Jeanne!“ rief er vor Glück. Er sprach ihr die Worte nach; er legte wieder den Arm um sie. „Du hast heimlich, im stillen mein R — — du wirst meine Frau!“

„Ach, du Junggesell —“

„Nein, nein, nein; dein R ix n u ß. Der nicht ohne dich leben kann! Dessen Herz noch jung ist —“

„Mich so frech zu küssen!“ sagte sie noch einmal und machte sich wieder los.

„Ich dachte, wie der Rix —“

„Ja, der konnte b r a n d e n.“

„O Jeanne!“ Er legte die Hand auf seine Brust. „Wenn du wüßtest, wie es h i e r —!“

Eine neue Sturzwelle klatschte auf ihn nieder und zerbrach ihm die Rede.

„Warum bist du denn —“ Auch über Jeanne fuhr das Schaumwasser hin; sie schüttelte es weg. „Warum bist du denn vorgestern, als ich von dem Russen sprach, nicht losgebrandet: i ch, i ch will dich haben? Warum hast du dich so kalt, so fischig herausgeredet: ,auf solche Frage antwortet man nicht!‘? Da gab ich dich auf und —“

„Jeanne!“ fiel er ihr ins Wort. „Ich verzogte an dir: was bin ich ihr? — Aber als ich das Märchen gelesen hatte — sie kann doch noch lieben! schrie’s in mir. „Hab’

ich nicht so gut Sehnsucht wie du?" — Und nun bin ich hier und — — Jeanne! Jeanne!"

Er umschlang sie wieder und küßte sie.

Sie wehrte sich diesmal nicht. Sie ließ es lächelnd wie ein Wunder über sich ergehn. „Nein, daß ich dich mir erschrieben hab'!" sagte sie dann wie im Traum.

„Wieder dieses R. Du bist mein! Ich trag' dich auf mein Bergschloß hinauf, meine Hausfrau, mein Glück!"

„Ach, du brauchst wohl noch ein altes Möbel," erwiderte sie.

„Wieder Kalauern? O du! — Dafür gibt es nun Strafen; so!" Er küßte sie auf den Mund.

„Ach," sagte sie, und ihre Augen feuchteten sich, „mir ist ja doch, als hätt' ich es nicht überleben können. Ich hab' mich aber wie ein Löwe gewehrt. — Mein Erich! Wenn ich jetzt noch Wiße mache, ist es nur vor Glück!"

Sie umschlang ihn selber, fest, als könnt' er ihr sonst noch wie ein Traum entwinden; sie erstickte ihn fast mit einem nicht endenwollenden Kuß. Ein neuer Spritzer regnete ihnen auf die Köpfe nieder; die Brandung donnerte ihren Segen dazu.

„Was hab' ich gesagt?" rief Adele, die eben mit Max Arnstadt beim Kaffeehaus erschien. „Er ist wieder gekommen, und sie haben sich!"

„Als Verlobte empfehlten sich —!" rief Arnstadt.

Erich drückte die Geliebte stumm gegen seine Brust. „Ja," sagte Jeanne, „ich hab' gedacht, Erich währt am längsten!"

---

# Zwischen den Ufern



# I

„Du solltest jetzt aufhören, du übermüdest dich!“ sagte Marianne und legte dem „Onkel Bormund“ mit ihrer zarten Herzhaftigkeit die Hand auf den rechten Arm.

„Wie sollte ich mich denn übermüden?“ erwiderte Prätorius. „Das ist ja doch mein tägliches Brot!“ — Er fühlte wohl, daß das lange und scharfe Schauen durch das Mikroskop ihm Augen und Kopf heute angriff; ihn sollte aber doch nichts daran erinnern, daß er neulich seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert hatte und kein „Jüngling“ mehr war. Er lächelte Marianne von der Seite an: „Vielleicht ist der K a m e r a d schon müde?“

„Ich?“ Sie schüttelte eifrig den Kopf. „Ich nie!“

„Na, na, na. Hast vorhin zweimalträumerisch aus dem Fenster gesehn.“

„Ich stand doch immer hier bei dir! Mir fiel nur in die Augen, wie groß heute der Nederar ist. Die Bäume stehn im Wasser.“

Prätorius warf einen halben Blick in die Neckarlandschaft, auf die sein höher gelegenes Haus hinuntersah; „der ewige Regen“, murmelte er, fast verächtlich gleichgültig. „Über so ein Zeißsches Mikroskop mit dem Abbeschen Beleuchtungsapparat geht doch nichts! Was hat

uns das heut wieder alles gezeigt. Ich hör' dich noch, wie ich dir vorgestern so auf meiner Hand das Stück Humus zeigte und du das braunschwarze Zeug mit deinen klugen Mädelaugen angucktest und sagtest: „Was kann denn da nun viel drin stecken! Das ist doch wohl tote Erde und weiter nichts!“ Na, und heut —“

Mariannes himmelblaue Augen leuchteten und lachten ihn an. „Das sagte ich ja nur,“ fiel sie ihm mit spitzbübischer Anmut in die Rede, „um dich ein bißchen anzuuliken. Es macht dir so viel Spaß, wenn mich dann dein geliebtes Mikroskop widerlegt!“

„Donnerwetter,“ murmelte der Professor und starre ihr in das junge Gesicht. „Aus so 'nem Frauenzimmer kommen doch immer neue Überraschungen! — Hm. Na ja. Also das ist deine wissenschaftliche — dein tiefer Ernst bei unsern Forschungen —“

„Aber Onkel! Onkel!“ rief sie und warf sich ihm fast an die Brust. „Ich muß doch zuweilen 'ne Dummheit machen, das weißt du. Es macht mich ja aber doch sehrig, mit dir zu studieren. Meine größte Freude! Deine Schülerin. Heut nacht hab' ich mich wieder halb tot gewundert, daß dich das nicht langweilt. Und hab' dich furchtbar geliebt. Und in diesem ‚braunschwarzen Zeug‘, dem Waldhumus, sind ja Wunder über Wunder!“

Prætorius drückte sie sanft an seine Brust; die fast kleine, feine, zierliche Gestalt wuchs so traulich in seine große hinein. Der warme Duft ihres kornblonden Haars stieg so gesund, so lieblich zu ihm hinauf. Er hatte nichts Holderes auf der Welt, als daß sie sein „Kamerad“, sein „botanischer Unterprofessor“ oder

„Assistent“ war; er mocht' es nur nicht sagen. Ihre klugen Arme und Schultern fühlten es aber, wenn er sie berührte. „Dann sind wir ja also wieder einig,“ entgegnete er, nachdem er sich eine Weile stumm an ihr gefreut hatte. „Wunder über Wunder! Ja, das muß wahr sein. Was haben wir für eine Welt von Pilzfäden gesehn, die all die winzigen Erdkrumen und was dazwischen verwest, zusammenspinnen. Und die Wurzelfüßler, die sich aus den kleinen Kelchen und Schalen hervorstrecken —“

„Und die Schleimpilze, die Algen, die Bakterien —“

„Und wie das alles gesformt ist! Wie unerschöpflich reich und mannigfaltig! — Und durch das alles, indem es so durcheinander arbeitet, entsteht dann ein neues Leben; immer neues Leben. Da hilft alles mit; keines weiß, wozu und warum, es tut aber, was es muß. Der große Mechanismus der Welt!“

Marianne schaute noch einmal durch das Mikroskop auf das so hell beleuchtete durchsichtige Präparat hinunter. Mit einem tiefstaunenden, andächtigen Ausdruck kamen dann die schönen jungen Augen zurück. Sie sah und sah vor sich hin. — „Du sagst immer Mechanismus, Onkel.“

„Nun ja; aus Physik und Chemie wunderbar aufgebaut. — Morgen will ich dem Assistenten Schimmel-pilze zeigen: wie die sich gegen das Radium verhalten; das ist ein ganz besonderer Spaß. Du weißt ja, Radium wirkt auf allerlei Pflanzenleinie so, daß sie absterben; das droht auch den Reimen von Schimmel-pilzen, wenn man sie mit einer radiumhaltigen Glas-

tube zusammenbringt. Aber diese Pilzfäden — lange Dinger — mit lebender Substanz gefüllt — was tun die, sobald das Radium sie anstrahlt? Zusammenziehen tun sie sich — ihr Inhalt wird zu dichten Augeln; die scheiden eine Hülle aus, die ihr Schuh wird; ja, und so erstarrt das Pflänzchen, hört auf zu leben — das heißt, nur ein Scheintod. Nimm die Glastube fort, und das Ding wacht auf, fängt wieder an zu wachsen, zu leben!"

„Du, wie wunderbar," sprach Marianne vor sich hin. Sie blickte dem Professor in die grauen Augen. „Dann sind sie ja aber doch — diese Schimmelpilze — dann haben sie ja aber doch Verstand? Dann muß man doch sagen, daß sie eine denkende Seele haben?"

Prætorius verzog den Mund, dann das ganze, jugendlich lebhafte Gesicht. „Denkende Seele," sprach er ihr nach. „Das sind eure Laienworte, die hört man immer wieder. Hole doch der Teufel — — Nein, aber ich bitte dich ein für allemal: komm mir nicht mehr mit der Seele, Kind. Dann kommt all das andere, Unsterblichkeit und Willensfreiheit und Übernatürlichkeit hinterdrein! Dann fängt das Phantasieren an, und das Naturforschen hört auf. — Unsre Erfahrung zeigt uns keine Seele, nirgends. Wer hat je Seele gesehn? Wir kennen schon viele, gründlich erforschte Dinge auf der Erde, aber keine Seele. Seele ist das Unbekannte. Die Weltdinge durch etwas Unbekanntes erklären zu wollen, ist das nicht ein Unsinn? — Was wir erkennen, an das sollen wir uns halten. Wir erkennen mechanische Vorgänge, überall, im Großen wie im Kleinen;

darum sagen wir, die wir uns Monisten nennen, die wir uns monistische Philosophen nennen und von der Einheitlichkeit aller Weltkräfte überzeugt sind: der Mechanismus des Lebens!"

Marianne schaute dem Onkel Denker mit respektvoller Wonne in das große, längliche, hübsche Gesicht. An den Schläfen und über der Oberlippe ergrauteten die Haare schon, die Augen hatten aber oft einen „Studentenblick“, so nannte sie ihn: frisch, heiter zugreifend, die Welt an sich reißend. So stand Prätorius auch in diesem Augenblick da; in dem frei geschlungenen Halstuch, der grün-grauen Hausjoppe; die stand ihm so gut, so jung. Und wenn er auch kein Darwin und kein Helmholtz ist, dachte Marianne — wie viel Geist und Leben! Wie gut und wie lieb!

Die Tür ging auf, ohne Klopfen; der kleine Helmut hatte sie mit seinen geschickten Händchen geöffnet, der bis jetzt einzige Sohn von des Professors Halbbruder, der im ersten Stock dieses Hauses wohnte. Das Bübchen war auffallend schön; sein über die Stirn fallendes und wallendes Haar leuchtete wie hellblondes Licht. Es rannte auf Marianne zu, mit einem süßen Ton der Zärtlichkeit und der Lebenslust; Marianne fing ihn auf und hob ihn empor. In der Tür erschien das junge fränkische Dienstmädchen, das den kleinen zu bewachen und zu pflegen hatte. „Ich glaub', Helmi will was,“ sagte sie. „Er hat was Neues gelernt und will's Ihnen zeigen.“

Helmut sagte nichts, er strampelte nur mit den nackten Beinchen, die in strumpflosen Sandalen steckten, bis er

wieder auf die Füße kam; dann fasste er die „Tante Manni“ an der Hand und zog sie dem Vorplatz zu. „Wohin geht denn die Reise?“ fragte Marianne.

„In den Garten!“ antwortete er und zog kräftig weiter. Prätorius zuckte lächelnd die Achseln. „Das ist Übermacht. Also mit dem Mikroskop ist's für heut vorbei. Ich rüste mich zum Kolleg!“

Der Bub und die „Tante“ stiegen in den Garten hinunter, auf die kleine Ebene, die noch erhöht über der Straße schwieb und in das fast unbebaute Wiesen- und Waldtal hinaussah. Das Haus war eines der letzten in der Gartenstraße, die an der alten Neckarbrücke beim Uhlandhaus begann und am Fuß des langgestreckten Österbergs hinließ. Vom Garten aus sah man die Stadt Tübingen nicht, nur einen Teil der Vorstadt, die vom Bahnhof her in das Tal hinauswuchs. Drüber zogen sich dunkel und hell gemischte Waldberge hin, auf die Eisenbahn und den Neckar hinunterschauend.

Helmut lief zur Schaukel, die vor den Grenzgebüschen des Gärtchens stand; er setzte sich hinein und stieß ab. Viel zu reden war seine Sache noch immer nicht; mit seinen zweieinhalb Jahren war er nach Prätorius mehr ein „nachdenklicher Mann“ als ein „Jungenheld“ und liebte noch wie im zweiten Jahr die Gebärdensprache. Wie er nun aber so vornehm anmutig in der Schaukel saß, in seinem schöngeschnittenen Samtkleid ein Prinzen-, hüpfte der Marianne das verliebte Herz. Er schaukelte nicht künstgerecht, aber allerliebst; darauf kam das Hauptstück, das ihn Tante Manni gelehrt hatte: er fiel scheinbar hinterrücks aus der Schaukel, die ihm nur

so mit fortschleifte, als sollte er elend zugrunde gehn. Marianne schrie wie eine Herzweifelnde. Er blieb noch in seiner entsetzlichen Lage; sie jammerte. Endlich richtete er sich auf und lachte wie ein Sonnenstrahl.

„Du kannst aber noch was, Helmi,“ sagte das Kindermädchen, das neben ihm vor der Laube stand. „Nämlich, das hat er gestern von dem großen Nachbarn, dem Hans, gesehn, und so ganz für sich hat er's nachgemacht.“

Helmut verließ die Schaukel; er verschmähte wieder, Worte vor die Tat zu setzen. Hinter der Schaukel stehend brachte er sie nach einer neuen Methode in Bewegung; dann legten sich die kleinen nackten Knie auf das sich schwingende Brett, sie erhoben sich, er stand und flog hin und her. „Nein! Helmi! Was du kannst!“ rief Marianne, wirklich überrascht. Er lächelte wie ein junger Held; nicht eitel, nur in aller Unschuld strahlend: macht es dir Vergnügen? und kann ich's?

Sie lief zu ihm, als die Schaukel stillstand, hob ihn heraus und drückte ihn an ihr Herz. Wie lieblich erwiderten seine weichen Lippen ihren warmen Kuss. Dann bog er das Köpfchen zurück, und die bläulichen, schöngebetteten Augen beschauten sie mit einem der wunderlich tiefen Blick, die schon in seinem ersten Jahr ihn in der Verwandtschaft und Freundschaft „berühmt“ gemacht hatten, die so viel versprachen. Marianne versankte sich mit mütterlicher Wonne hinein. Eine Stimme hinter ihr, aus der Höhe, sagte oder rief etwas, die Verträumte verstand es nicht. Als sie zurücknahm, fiel ihr der Onkel Vormund ins Auge: er stand, den Hut auf dem

Kopf, an der Ecke des Balkons, der im ersten Stock an der Hausfront entlang lief; die Eltern des kleinen Helmut standen neben ihm. Sie schauten alle drei freudelächelnd auf das Bild hinunter. Ach, wie gut mir's geht! dachte Marianne. Sie hatte keine Eltern mehr, auch weder Bruder noch Schwester; aber in des Vaters Better dort oben, dem herrlichen, dem besten Mann, hatte sie nun alles: Vormund, Meister, Vater und Freund; und in diesem raffaelischen oder tizianischen Bübchen hatte sie Bruder und Kind. Sie küßte ihn auf die tiefblickenden Wunderaugen und dachte: ach, wie bin ich glücklich!

Die alte Stadt Tübingen liegt zwischen dem Schloßberg, der später zum Spitzberg wird, und dem Österberg; ihre Arme dehnend, wächst sie ins Altmittal und ins Neckarland hinein. Auch am Fuß der beiden Berge hat sie sich verbreitet, dem schönfließenden Neckar zur Seite; nun steigt sie aber auch immer herzhafter und freudiger bergan, und das junge Geschlecht, die Verbindungshäuser der Studenten erklettern schon die gestreckten Höhen, alles überragend. Insbesondere der Österberg, scheint's, ist der Berg der Zukunft; er, den lange nur der Kaiser-Wilhelms-Turm krönte, trägt nun schon eine Schar von „fidelen“ Studentenheimen, die sich mit allerlei Romantik brüsten, und Sommer- und Wintervillen wachsen aus der roten, lehmigen Erde. Prätorius junior, der um zwanzig Jahre jüngere Halbbruder des Professors, noch Privatdozent, Altphilolog, von Tübingens Reizen kräftig angezogen, hatte in des Professors Haus, das ihn gästlich aufnahm, nur ein „Wirtshaus“ gesehen und zu dem Österberg hinauf-

getrachtet, der dahinter anstieg. Dort oben wuchs in diesem Sommer der Neubau des Doktors Kurt Prätorius in den schwäbischen Himmel hinein. „Ich warte nicht, bis sie mich zum Professor machen,” sagte der heitere, lebensfrohe Mann, als der Bruder Karl sich wunderte; „ich will die Bäume in meinem Garten noch selber groß werden sehen und mit meinen Enkeln in ihrem Schatten Rüdesheimer trinken. Bis jetzt war es ja eine Art von Brauch, erst dann sein eigenes Haus zu bauen, wenn die Altern schon heimütig zu verkalken anfingen; das mach’ ich nicht mit. Von den vielen guten Sitten in Tübingen ist vielleicht die beste, daß schon die jungen Professoren Hausbesitzer werden; ich tue den nächsten Schritt und baue als Privatdozent!“

Es war ein regnerischer, kühler, nicht oft von der Sonne vergoldeter Juni; das hinderte indes die Bewohner des Prätoriushauses nicht, fast alle Tage hinaufzusteigen und den Neubau wachsen zu sehen; so oft es ihm erlaubt ward, stieg auch Helmut mit. Als an diesem Tag, an dem er das Stehschaukeln gelernt hatte, die Sonne nachmittags durch die Wolken brach, mahnte das Bübchen selber: „Gehn wir nicht auf den Österberg?“ Marianne sprang die Treppen hinauf, um im ersten Stock und dann oben im Arbeitszimmer des Professors Aufbruch zu blasen; sie kamen auch alle und zogen aus. Um dem Jüngsten die nackten Knie zu schonen, marschierte man auf dem längeren Weg, der am Ende der Gartenstraße in Biegungen bergan stieg und unter dem Kaiser-Wilhelms-Turm von rückwärts zum Hausbau kam.

Doktor Kurt ging singend voran; „der Alphilologe will es wie Amphion machen“, scherzte der Professor, „er versucht, ob er die Bausteine nicht zusammensingen kann. Er hat nur die dazu nötige Lyra nicht.“

„Ja, das waren gute Zeiten,“ seufzte der fidèle Kurt. „Aber seht, wie die Sonne siegt und die Alb herauskommt!“

Die Wolken, als hätten sie genug geregnet, waren im Zerflattern und Schwinden; die langen Linien der Alb waren fast schon frei geworden und leuchteten in der langsam sinkenden Sonne, prächtig angeglüht. Hier und da schimmerten fahle, weiße Felsen über die nahen Waldberge herüber. Nach rückwärts gewendet sah man in die Tiefe des Ammertals, an dessen fruchtbaren Hügeln die noch nassen Dächer der Villen, der Weinberghäuschen in der Sonne blitzten. Hier war es ein reizendes, dort ein großes, die Seele weitendes Bild. Man fühlte sich wohl noch höher, als man war, so frei ward die Brust in der frischen Bergluft, so ganz war die Stadt verschwunden und vergessen. Dann ging das Auge wieder vergnügt, besitzfroh an dem sich leise abdachenden Gartenland entlang, das von dem werdenden Haus bis zu dem nächsten Studentenheim hinabzog; einstweilen von langen Reihen kleiner Obstbäume bewohnt, die Doktor Kurt mitgekauft hatte. Es sollte nun ein schöner, lustiger Blumen- und Spielgarten werden, für groß und klein.

„Ach ja!“ hauchte Thekla, die junge, schlanke Frau des Doktors; sie sprach gewöhnlich nicht viel mehr als ihr Söhnlein, sie ließ lieber den gerne schwatzenden und

singenden Gatten sprechen. „So in seine Zukunft schauen, das ist doch etwas Goldenes.“

„Hörst du, wie Thekla vor Wonne seufzt?“ rief Kurt zum Professor hinüber; er stand auf der kleinen Terrasse am Haus, die schon aus der Erde herausgemauert war, und liebäugelte mit ihr. „Wird dir nicht auch anders, Bruder? Ist das hier oben nicht ein Lustkunort? Hier lebt man nach meiner Schätzung zwanzig Jahre länger. Da links gegen den Kaiser-Wilhelms-Turm sind noch feinste Bauplätze! Verkauf doch deinen alten Kasten da unten und siedle dich hier in der Nähe des Jupiters und der Venus an!“

Karl Prätorius schüttelte den Kopf, seinen Spazierstock auch, mit beiden Händen. „Ich hab' den Bausinn nicht, mein Junge. Wie ich auch den — den Hochzeitsinn nicht hatte, weißt du —“

„Alter Junggesell!“

„Ich hab' es auch; das genügt mir.“ Der Professor warf unwillkürlich, wie im Traum, einen Blick auf Marianne, die hinter Helmut stand, die Hände auf dessen Kopf. Marianne lächelte, von dem Blick betroffen. Sie ward dann aber langsam rot; sie verstand nicht, warum.

„Helmi will auch ein Haus bauen!“ sagte plötzlich des kleinen helle, süße Stimme.

Alle lachten auf. Er sah sie verwundert an: warum lachten die?

„Das sollst du auch, Bubi!“ rief eine starke Männerstimme von der Straße her. „Was man sich bei Zeiten vornimmt, das wird auch bei Zeiten!“ Der Kollege

Müller war mit Weib, Kind und Hund von der Stadt herausgekommen, und die „Elefantenfamilie“, wie sie in der akademischen Welt von Tübingen hieß, trat mit großen Schritten heran. Professor Müller, ein Hüne, hatte eine junge Schönheit gefreit, die zwar Rosa hieß, aber auch in die Höhe und Breite ging; so war eine Nachkommenschaft gelungen, die man wohl Enakskinder nennen konnte. Ein Mädchen und zwei Knaben von neun bis sechs Jahren waren das Ergebnis; „damit kann man aufhören,“ war Müllers Meinung, „die gelten für sechs!“ Der Hund war ein mächtiger Neufundländer, um das Gesamtbild harmonisch zu machen. Sie wohnten zwar am anderen Ende der Welt, in einem der letzten Häuser der Neckarhalde; es war aber doch schon eine gute Freundschaft geworden zwischen ihnen und den Prätorius‘, und man sah sich häufig.

„Wir wollten schauen, ob das Haus schon gerichtet wird!“ sagte Frau Rosa nach der ersten Begrüßung; eine von den strebhaften und unternehmenden Frauen, die wie ein Student die Vorlesungen ihres Mannes und auch andre hörte. Sie warf aber einen lächelnden Blick nach oben; wie sie erwartet hatte, war der Bau noch weit vom Dach, und die Balken konnten noch ruhig schlafen, wo sie wollten.

„Das Richtfest hat sich entschlossen, bis zum Juli zu warten,“ gab Doktor Kurt zur Antwort; er lebte in einem unermüdlichen, aber wenig siegreichen Kampf mit dem Bauführer und dem Maurervolk. „Einstweilen haben wir die Aussicht fertig machen lassen; sehen Sie sich gefälligst diesen Rundblick an. Sie, die Sie

so viele Ausflüge in die Albtäler machen, bitte, suchen Sie die Häupter ihrer Lieben — und sieh, es fehlt kein teures Haupt!"

Frau Rosa nickte nach einer Weile: „Ja, ja, hier ist's schön.“

„Einen schöneren Blick," rief Kurt, „als von meinem Haus finden Sie rund um Tübingen nicht!“

Rosa lächelte: „Das müssen Sie uns nicht sagen, die wir am schönsten Punkt in der Neckarhalde wohnen. Da sehen wir freilich nichts von der Alb —“

„Weil Sie flach am Boden wohnen!“

„Aber wir haben das entzückendste Bild! Das hohe Schloß, die Bergstadt, den Neckar; die göttliche Platanenallee und Ihren Österberg —“

„Und unsern Österberg, ja," rief Kurt. „Aber anders herum, vom Österberg gesehen, ist's denn doch noch schöner!“

„Der alte Streit," sagte Professor Müller mit heiterem Ernst, auf sein stattliches Weib und den weniger stattlichen Kurt hinunterblickend. „Wie es einst Hie Welf und Hie Waibling hieß, so heißt es nun schon Jahrzehntelang: Hie Neckarhalde, hie Österberg! — Als Professor der Geschichte habe ich mich natürlich in die Entwicklung dieses Bruderkampfs vertieft, die ältesten Männer aufgesucht, ihre Erinnerungen durchblättert. Im Anfang schuf Gott die Neckarhalde, das steht fest; dort wurden die ersten häuserbauenden Professoren gesehn. Ich sage: ‚Professoren‘; Müller warf einen humoristischen Schulterblick auf Doktor Kurt; „von Privatdozenten weiß man nichts! — Dann kamen endlich die ersten schüchternen

Ansiedlungen am Österberg; die kleine Olgastraße entstand, die wie ein mutwilliges Kind ein Stückchen an dem Berg hinanklettert. Es begann die Rasse der Österbergprofessoren, mutige und kluge Leute; bis endlich die farbigen Studenten das Emporstreben kriegten und das echt jugendliche Lösungswort ausgaben: „Unser ist der Österberg!“ Und sie stiegen wie die Titanen bergen —“

Kurt fiel ihm ins Wort: „Sie erzählen das recht hübsch, Herr Historiker, und ich danke Ihnen. Aber ich möchte nun doch auch Ihre Meinung wissen; so meinungslos objektiv wie der alte Ranke, das gefällt mir nicht. Wo wohnt man nach Ihrer Ansicht schöner? Haben Sie gefälligst den Mut Ihrer Meinung!“

Müller, der mit dem Doktor oft und gern auf diesem scherhaftesten Kriegsfuß lebte, richtete seine Hünengestalt in ihrer ganzen Majestät bis zum Himmel auf. „Kommen Sie mir so? Dann will ich Ihnen sagen, mein Herr: diese Frau Rosa Müller hat vorhin das rechte Wort gesprochen; wir in der Neckarhalde haben das entzückendste Bild!“

„Das ist zu viel!“ rief Kurt, beide Hände hoch in der Luft. „Das werden Sie dem Österberg bezahlen! Das wird Ihr Verderben! Hier nehme ich ein Stück Österberg —“

Er griff auf den Terrassenboden, auf dem noch ein kleiner Hügel von rötlich lehmiger, feuchter Erde lag, und riß davon einen Klumpen los. An den geblendetem Polyphem denkend, der den Odysseus und sein Schiff zerschmettern will, hob er den Klumpen empor, so hoch wie er konnte:

„Dadaradum! Noch wütender tobte der blinde Chklope,  
Riß herunter und warf den Gipfel des hohen Gebirges!“

Doch der unerschrockene Hüne hielt dieser furchtbar drohenden Gebärde stand. „Wenn Sie es wagen, einen Ordentlichen Professor zu töten, nun so werfen Sie!“

Das Wort vernichtete Kurt. Die Wildheit in all seinen Zügen verging. Er stöhnte mit dumpfer Stimme: „Nur ein Privatdozent!“ und ließ den Klumpen wieder auf die Erde fallen.

\* \* \*

Marianne stand an ihrem Fenster, am Abend dieses Tages; es war schon lange dunkel, sie wollte zu Bett gehn. Sie ging doch noch nicht. Die wenigen Häuser zwischen den Gärten, die sie sehen konnte — alle gehörten zur Gartenstraße, der hier schwach bebauten — hatten schon Nacht gemacht; nur das große Studentenhaus, das in seinem ansteigenden Garten zu oberst lag, das Haus einer „Landsmannschaft“, leuchtete noch aus den Fenstern heraus, die zum Hauptraum gehörten. Dort glühten elektrische Lichter; männliche Gestalten bewegten sich rasch oder langsam hin und her, durch die Vorhänge durchscheinend, schwarzgefärbte Schatten. Was geht's mich an? dachte Marianne und wunderte sich, daß sie noch immer so stand. Die Kumpane kneipen! Sie trinken Bier. Machen schlechte Wiße. Sag mal, Marianne Prätorius, was willst du? Aus welchem Grunde, sag doch mal, gehst du nicht zu Bett? — Sie hatte wohl schon bei Tage viertelstundenlang zugesiehn, wie die Herren

Landsmannschafter auf ihrer langen Terrasse über dem Gartenrasen sich im Rapierfechten geübt, mit ihren schwarzen Pudeln gespielt oder gelacht und geträllert hatten; das war ihr, wie wenn man einem Gemüsemarkt oder einem Karussellspiel zusieht, es ging in die Augen und weiter nicht. Was lag ihr denn jetzt auf der Brust, machte ihr den Atem so lang? Warum schaute sie denn noch immer zu, wie die Schatten gingen? Warum fühlte sie sich plötzlich wie eine Fliege, die zum Fenster hinaus will und gegen die Glasscheibe fliegt und nur immer denkt: hinaus! hinaus! — Sie schlug sich mit ihrer kleinen Faust an die Seite: Aber Marianne! Bist du denn auch so fliegendumm? Und du bist bald zwanzig Jahre alt?

Endlich saß sie auf dem Bett, fast schon ohne Kleider; eine unbestimmte, wehmütige Sehnsucht ging ihr aber noch durch Seel' und Leib. Freiheit! Leben! In die Welt! Irgendwas! — Sie hörte solche Worte in sich — sie dachte sie — und verstand sich nicht. Was fehlte ihr denn? War sie denn gefangen? Hatte sie sich nicht noch diesen Morgen gesagt: ach, wie bin ich glücklich? — Dummes Kind, sprach sie sehr ernst zu sich, denn sie fühlte, sie müsse zu dieser „Gans“ als Professor sprechen: möchtest du denn mit den Jungs da kneipen? Einer von ihrer Landsmannschaft sein? Oder dich als Mädel in sie verlieben? — Na, siehst du, das alles willst du nicht. Dann bist du also nichts als ein grundlos sentimentales Geschöpf! Ich verachte dich also — —

Ein starker Lichtschein riß ihr plötzlich die halbgeschlossenen Augen auf; sie hörte etwas zischen und

rauschen. Schnell war sie am Fenster. Der Saal im Studentenhaus leuchtete nicht mehr; dafür schlossen Reketen auf, und oben in der Luft hing eine lange Kette von roten und gelben Papierlaternen, die phantastisch glühten: denn Marianne sah nicht, woran sie hingen, das hohe, spitze Türmchen des Hauses war in der schwarzen Nacht nicht zu sehn. Es fiel nur ein matter Schein aus den Lampions nach unten auf ein flaches Dach, auf dem nun ungewisse Gestalten saßen — offenbar die Landsmannschaft. Und wieder erschienen neue Reketen, streuten oben am sternlosen Himmel entzündende farbige Gestirne aus, die dann freilich wie Meteore vergingen... Ja, feiern sie denn ein Fest? dachte Marianne. Oder doch man so? Wollen sie nur was Schönes sehen und was Schönes machen? Wollen sie ihr junges Leben genießen?

Auf einmal hatte das „dumme Kind“ Tränen in den Augen. Sie sank auf den Stuhl, der am Fenster stand, stützte beide Arme auf das Fensterbrett und starre in dieses „Fest der Jugend“ hinaus.

Undankbar bin ich doch schrecklich, schrecklich! schalt sie in sich hinein, während die Tränen langsam an den Wangen hinunterriesen. Wie würden die Landsmannschafter auf dem Dach da lachen, wenn sie wüßten, daß ihre venetianische Nacht eine Professorgöre zum Weinen bringt! Das ist dieser Göre eins, daß der beste Mann ihr Lehrer und ihr Meister ist; daß sie ihm sein Haus führen darf; daß sie in Wissenschaften schwelgt, so viel sie nur will. Und daß sie für den süßesten Buben Nebenmutter ist — an der er so hängt, als hätte sie ihn mit-

geboren. Das ist alles eins! Aber wenn diese Bursche da — —

Die Raketen nahmen zum Glück ein Ende. Die bunten Laternen leuchteten noch eine gute Weile fort; dann verschwand oben eine, und auch unten eine. Darauf mehr und mehr; wurden sie nun ausgelöscht? oder auch fortgenommen? Marianne konnte es nicht sehn. „Gott sei Dank!“ sagte sie zuletzt mit fast erbitterter Stimme vor sich hin. Das „Fest der Jugend“ war aus.

Mit zorniger Hast warf sie sich ins Bett und löschte ihr eigenes Licht. In ihrer Selbstverachtung fiel ihr ein: Und heute morgen hab' ich undankbarer Wurm ihn noch gereizt und geärgert, indem ich von den Schimmelpilzen sagte: dann müssen sie doch eine denkende Seele haben? Und ich wußte doch, daß er solche Worte nicht leiden kann. Hätt' ich ihm das wenigstens abgebeten. — Morgen, wenn ich wieder zu ihm geh', bitt' ich es ihm ab!

Der Gedanke war ihr erster Trost. „Du süßer Onkel Wormund,“ sagte sie laut, wie um ihn zu trösten. Dann drückte sie die Augen fest und schlafwillig zu. Sie verachtete sich geschwind noch einmal; gleich darauf hatte sie alles in diesem Jugendschlaf vergessen.

\*       \*       \*

Carl Prätorius saß am nächsten Morgen schon lange über dem Mikroskop, seiner alltäglichen Freude; er hörte das wohlbekannte Klopfen seines „Assistenten“ und rief fröhlich: „Herein!“ Marianne trat langsam in das geliebte Zimmer, mit rührend weichem Gesicht. „Guten

Morgen," sagte sie und küßte ihm die Hand. „Ich soll also heut die Schimmelpilze sehn; die — die daran schuld sind, daß du dich gestern an mir geärgert hast.“

„Mich an dir geärgert? Wiejo?“ Er nahm ihre Hand, die er so gern in der seinen fühlte. „Wiejo?“

„Weil ich sie — zu denkenden Wesen machte. Worauf du von Laienworten sagtest und —“

Er lächelte und streichelte ihre seidige Wange, bis die vor Vergnügen errötete. „Das hast du behalten? Ich nicht! — Wie gern du dich anklagst; du guter Kerl du. Laß das nur nicht zur Gewohnheit werden; da werden Tugenden zu Lastern, weißt du. Komm und sieh dich her!“ — Er holte seine Schimmelpilze, die er mit all seiner unübertrefflichen Sorgfalt präpariert hatte; im Gehn sprach er weiter: „,Seelen‘ und ,Verstand‘ hastest du gesagt! Daß wir das ein für allemal zu Ende bringen: was ist im Grunde Wissenschaft? Erlösung, Befreiung von den falschen Worten, hinter denen die falschen Begriffe stecken. So ein Erlöser war der große Darwin mit seiner Entwicklungslehre, der Anpassung, der natürlichen Zuchtwahl und Auslese; damit hat er uns von der ‚Schöpfung‘, vom ‚Schöpfer‘ und vom ‚Zweck‘ in der Welt befreit. Und Haeckel mit dem genial begründeten Substanzgesetz hat uns von der ‚unsterblichen‘ Seele und dem übernatürlichen Bewußtsein erlöst. Wir wissen nun auch — ja, wir wissen es — daß die ungezählten Jahrmillionen, die unsere alte Erde schon erlebt hat, vollständig genügten, um alle Fortschritte der Entwicklung bis zum Menschen hin ohne Schöpfer und ohne Wunder zu ermöglichen! — Doch

wem sag' ich das: du hast ja „Die Welträtsel“ von Haefel gelesen —“

Marianne nickte zögernd. „Aber nicht alles verstanden. Muß sie wieder lesen.“

„Desto besser! Ist deinem Kopf sehr gesund! — — Diesem lieben, herzigen Kopf . . .“ Er nahm ihn zwischen seine Hände; er küßte ihre Stirn. In seine Augen kam jetzt etwas, das sie noch nie darin gesehen hatte, etwas Wunderwarmes, tiefer und tiefer Blickendes. Es schimmerte sogar etwas Feuchtes drin. Er drückte mit den zärtlichen Händen gegen ihre Wangen, als wollte er sie zusammendrücken. Darauf neigte er sich noch einmal vor und küßte ihren Mund.

Wie warme seine Lippen sind! dachte sie; so hatte sie das noch nie gefühlt. So lange hatte er sie auch noch nie geküßt. Es machte sie glücklich; — dann mußte sie aber tiefen Atem holen. Es war so anders, so wunderlich. Sie sah zwischen ihm und sich auf den Boden nieder.

„Und jetzt zu den Schimmelpilzen!“ sagte wieder die klare, heitere Professorstimme.

\* \* \*

Tübingen hat nichts Schöneres als seine Platanenallee; eine schönere Allee hab' ich nie gesehn. Bei der alten Neckarbrücke steigt man eine breite Treppe zu ihr hinunter und tritt wie in eine herrliche Halle hinein, die neben dem daherströmenden Neckar weit dahingeht, bis die Ferne sie verkleinernd zusammenzieht. Die himmelhohen Bäume stehen alle in gleicher Pracht und Schönheit wie Brüder da; im Sommer mit edelstem Grün

geschmückt, im Winter oft noch lange wie in einen rotbraunen Pelz gehüllt: denn ihr verfärbtes Laub hält an ihnen fest, als sollte es sie warm halten; erst die späten Stürme und die harten Fröste reißen es von ihren königlichen Schultern herab. Dann enthüllen sie aber eine andere Schönheit: durch die kahler werdenden Äste leuchten an den langen Abenden über den Neckar herüber die Lichter in den unzähligen Fenstern der ansteigenden alten Stadt, Straßen über Straßen. Leise, weich beschimmt fällt hier und dort der Schnee aus den hohen Kronen. Man wandelt wie in einem Dom dahin, von dessen dunkler Decke silberne Sterne herunterschauen. Der Winter wird zu einem feierlichen Wunder und die Nacht zum Fest.

Mariannes Herz hing an dieser Allee; sie hatte sie im Winter geliebt und genoß nun im Juni ihre grüne, schattende Pracht. Am nächsten Tag — in der Stadt hatte sie ihre Geschäfte als „Hausfrau“ redlich besorgt — flüchtete sie geschwind noch, wie so oft, in ihre Platanenfirche, um dort in einsamer Andacht zu träumen. Es war Mittagszeit und schöne Leere und Stille; nur dann und wann tauchten ein paar Gestalten auf, um von der Neckarhalde her oder zu ihr hin auf diesem lieblichsten Weg zu gehn. Marianne sang leise vor sich hin, unter den Platanen geschah ihr das oft; sie hörte den Neckar sachte rauschen, sie schaute zu den Häusern drüber, zu Hohentübingen, dem tiefsten Schloß, und seinen mächtigen Bastionen empor und schauderte angenehm vor den alten kriegerischen Zeiten. Zuletzt ging sie noch ein Streckchen weiter, in das angrenzende Gehölz hin-

ein, zum Denkmal der Schriftstellerin Ottolie Wildermuth, deren Büste auf einem schlichten Sockel unter Bäumen ruht. Sie sah den Kopf der Dichterin gern, es war so ein grundguter, fraulicher, liebenswürdiger Menschenkopf. Sie stand und schaute ihn an. Auch so werden? Das doch nicht; ihr schwante gar was Größeres, Wilderes, von Kraft und Geist und Höhe Blixzendes als Ideal eines Weibes vor. Nicht so mild und traurlich; kämpfen! kämpfen! Sich begeistern, leiden, sich wieder aufrichten, mit Wunden siegen!

„Warum fichtst du so mit dem Sonnenschirm?“ sagte eine heitere Stimme hinter ihr. Marianne drehte sich um; da standen Doktor Kurt und Frau Thekla mit einem fremden, dunkelblau gekleideten Herrn. Sie lächelten alle drei, der Fremde mit; der zog aber dann den Hut vom Kopf. „Es sah so aus,“ sprach Kurt Prätorius weiter, „als wenn du Ottolie Wildermuth köpfen wolltest.“

„Hab' ich mit dem Sonnenschirm so —?“

Thekla lächelte von neuem: „Es war auch vielleicht nur Begeisterung.“

„Ja,“ sagte Kurt, „irgend so was von deiner Art! — Ich muß dich mit diesem Herrn bekannt machen; alter Freund von uns aus unsrer Marburger Zeit — als ich die Bergstadt an der Lahn als junger Privatgelehrter schmückte. Er schmückt jetzt Berlin. Und dies ist meine Nichte; das heißt, Betterstochter. Wir wohnen in demselben Haus!“

Der Fremde nahm das Wort, mit einer überraschend schönen Stimme: „Ihr Onkel hat Ihnen nicht gesagt, wie ich heiße; das kenne ich an ihm. Doktor Siegfried

Scholz. Auch Privatgelehrter. In Marburg war ich noch Student —“

„Jetzt bereist er die süddeutschen Universitäten,“ fiel Kurt ihm ins Wort. „Wt gestern von Freiburg gekommen; findet Freiburg schöner als Tübingen; was sagst du dazu?“

„Nicht wahr,“ rief Frau Thella, „das ist unerhört!“

Marianne betrachtete den Mann mit ungewissem Blick; er sah so ungewohnt aus. Über einer großen, breiten, in der Mitte sonderbar vorgewölbten Stirn wuchs ein dunkler Haarwald buschig in die Höhe. Die schwarzbraunen Augen schauten so forschend, so — dreist unter dem Stirndach hervor. Über der vollen Lippe hing rechts und links der Schnurrbart dicht und lang herunter. War das ein schöner oder ein häßlicher Mensch? Sie suchte die Antwort auf seinem Gesicht und konnte sie nicht finden. Er stand so unbekümmert selbstbewußt da; das reizte sie ...

„Freiburg finden Sie schöner als Tübingen?“ kam es etwas herb aus ihr heraus.

Doktor Siegfried lächelte. „Es ist nicht so schlimm. Das Münnster in Freiburg hat mir's angetan; das ist ein Juwel. Und auch sonst so seine, lustige Gebäude. Der weite Blick zum Rheintal hin; die Schwarzwaldstimmung. Ich will Ihnen aber Tübingen nicht verleiden; das sei ferne, wie sie in der Bibel sagen.“

„Das können Sie auch nicht,“ entgegnete Marianne etwas kriegerisch. Sie deutete nach den Platanen zurück: „Wo gibt es so eine Allee, Herr Doktor? Und so einen Österberg? Und Tübingen ist so eine gute alte Muster-

universität; nicht modern geworden, gemütlich; die Studenten reiten so viel. Sechzehn zwanzig lustige Studentenverbindungshäuser hängen an den Bergen; so viele hat keine andere Stadt! Und unter den Professoren das ungezwungene Leben, ohne die schrecklichen Schlemmvereine; man ladet sich gemütlich ein: kommen Sie nach dem Abendessen —“

Doktor Siegfried lachte auf. Es war ein herhaftes, männliches, eigentlich wohlklingendes Lachen; aber so ungeniert, so frei drauf los, daß sie fast erschrocken verstummte. „Kommen Sie nach dem Abendessen!“ sprach er ihr nach und lachte wieder, daß die Lust erdröhnte. „Das gefällt mir; freilich! Es lebe die Gemütlichkeit! — Jetzt bleib' ich vier Wochen in Tübingen!“

Marianne schaute ihn wieder unsicher an. War das Hohn oder Zustimmung? Wollte er sie beleidigen oder gefiel es ihm? — Und wenn es ihm gefiel, mußte er so laut sein? — — Jetzt blitzte etwas aus seinen dunklen Augen — Feuer — Geist — sie staunte. Als wär's ein ganz besonderer Mensch. Onkel Kurt stand wie ein kleiner Beamter daneben. Ja, was für ein Mensch war denn da gekommen?

„Du wunderst dich wohl über den Siegfried Scholz?“ sagte Kurt vergnügt. „Wirfst dich wohl noch anders wundern! In dem steht eine ganze Gesellschaft von Menschen; zuweilen — nehmen Sie's nicht übel, Doktor — muß man Nachsicht haben. Auch Vorsicht!“ Er lachte. „Aber im Grunde ist er wie wir andern ein gutes und fideles Haus!“

„Ein unruhiger Erdengast bin ich,“ warf Siegfried

hin; „treib' mich viel herum — und mache mich manchmal unbeliebt. Das kommt wohl von der Zigeunerei; ich wollte einmal Schauspieler werden — wollte Dichter werden. Zuletzt wurde ich nur ein Botaniker; und jetzt bin ich Zoolog. Ich suche aber auch den Umgang mit Menschen zu erlernen!“ — Er lächelte Marianne so herzlich und so geistreich an, daß sie wieder staunte. „Vielleicht, daß wir auch noch gute Freunde werden!“

Warum gute Freunde? dachte Marianne. Wer spricht denn gleich in der ersten Viertelstunde davon? — Sie betrachtete aber seinen wilden Haarbusch doch schon freundlich und mit einer Art von unheimlicher Achtung. „Bitte, auf zu meinem Bruder Professor!“ rief Kurt und wendete sich den Platanen zu. „Doktor, den müssen Sie heut noch kennen lernen. Er ist zwar doppelt so alt wie Sie — und vielleicht auch doppelt so gescheit —“ Kurt lachte — „aber er wird Ihnen gefallen!“

„Sie sind ja die Brücke: der Bruder,“ erwiderte Siegfried, „ich gehe über Sie zu ihm. — Und geht das Fräulein Nichte mit?“

Jetzt hatten seine Augen einen so ritterlichen und liebenswürdig menschlichen Blick, daß Marianne ihn mit naiver Verwunderung anstarzte. Sie vergaß fast zu antworten. Sie nickte dann doch: „Ja, gern. — Ich wollte ohnedies nach Hause.“

Sie gingen. Sie hörte zu, wie seine schöne männliche Stimme unter den Platanen von seinen letzten Reisen erzählte. Als sie zu der Treppe kamen, die zur Neckarbrücke hinaufführt, kam eben ein langer Trupp Studenten

mit roten Mützen geritten; die Huſe klangen ſo hell auf den Steinen, die jungen Reiter schauten ſo fröhlich drein, Marianne blieb vor Vergnügen ſtehn. Die an der Spize ritten, kannten ſie, die Professorſnichte, und grüßten; darauf grüßten alle.

\* \* \*

Doktor Siegfried Scholz, der einen Monat bleiben wollte, nahm in der Gartenstraße Quartier; ſo oft Marianne zur Stadt ging, mußte ſie an seinem Fenster vorübergehn, das fast immer offen stand; ſie jah ihn viele Male drin ſitzen, mit oder ohne Buch. Es blieb aber nicht bei solchen Begegnungen; die beiden Brüder Prätorius luden ihn oft ins Haus („nach dem Abendessen“, wie Siegfried ſich ein für allemal ausgebeten hatte), und Marianne mußte staunen, wie sehr er allen gefiel. Jeder fand ihn ſo, wie er ihn ſich wünschte; auch der kleinste, der Helmi, mit dem er im Garten umher tollte oder im Kinderzimmer ſich wälzte. Wie macht er das? dachte Marianne; woher nimmt er diese Zauber mächt? Ist es nur die Stimme, oder sind es ſeine raschen, blitzenden, treffenden Gedanken? Es konnte freilich auch ſeine Güte sein; denn er war ſo ein rechter Mensch. Er war das und alles! Auch ein Abgrund war er, zuweilen ein unheimlicher, unausstehlicher; wenn irgend eine plötzliche, rücksichtslose Verrücktheit hervorbrach — wie bei einem Mensch, den niemand erzogen hat, oder der mit der Welt ſein Spiel treibt, frisch und unbekümmert. Das geſchah wohl ſelten; aber dann mißfiel er ihr ganz. Dann bäumte ſich auf einmal ihr Stolz —

ihr Mädchen- und ihr Menschenstolz — und ihr war wieder wie damals beim ersten Sehn, und als hätte sie damals recht gehabt und es wäre das beste, ihn zu hassen.

Sonst hasste ihn aber niemand, schien es; er war in ein paar Wochen der begehrteste Mann. Er las hier und da, an den „gemütlichen Abenden“, gern und dramatisch vor; der Schauspieler in ihm, der „durchgefallene“, wie er selbst sich nannte, erwies dann seine Lebenskraft. Er dichtete reizende Gelegenheitsverse, ihm war jeder Anlaß recht. Kam dann ein ernstes, tiefes Gespräch, so wuchs er, der jüngste, unter diesen gereiften und geschulten Männern zuweilen plötzlich in die Höhe, überraschte durch Kenntnisse und Ideen, die niemand unter diesem Haarbusch gesucht hätte.

Eines Nachmittags — Marianne war schon einmal allein mit ihm bergan gegangen, um ihm den Neubau des Onkels zu zeigen — trat er auf der Straße vor sie hin, als sie aus ihrem Gärtchen im Hut herunterkam, und fragte in seiner schlichten Weise: „Hätten Sie Zeit und Lust, Fräulein Marianne, wieder mit mir spazieren zu gehn?“ (Sie hatte ihn gebeten, sie nicht mehr gnädiges Fräulein zu nennen.) „Gewiß!“ sagte sie, so leicht und so gern, als spräche eine andere Stimme aus ihr. „Ich sehnte mich grade in die Lust und wollte auf den Schloßberg hinauf. Ist der Weg Ihnen recht?“ Er nickte nur und ging schon. Es fielen sanfte, kleine Regentropfen, aber sie versiegten bald; die Lust hatte doch „etwas Sommerliches“, wie Siegfried mit philosophischem Lächeln sagte: es war sonst der kälteste Juni, den man je erlebt hatte. Sie kamen durch die Stadt bald zum

Schloß hinauf, das so weit über die Lande herrscht, schritten durch das schöne Prunkportal, das kriegerische Statuen verteidigten, und vom Schloßhof durch einen langen gedeckten Gang zum „Schänzle“ hinauf, wo sie eine Weile stehen blieben, die Aussicht zu genießen. „Wissen Sie auch, daß ich schon auf Sie eifersüchtig bin?“ sagte Marianne, ihr Herz ein wenig öffnend. „Ich weiß nicht, wie Sie's gemacht haben — aber unser Helmut hängt an Ihnen schon fast mehr als an mir!“

Siegfried lächelte: „Wie können Sie so übertreiben, Fräulein Marianne. Der kleine Götterknabe liebt ja keinen Menschen so wie Sie, auch die Mutter nicht.“

„Auch die Mutter nicht? — Das ist doch unmöglich!“

„Warum? — Er findet sie vielleicht zu lang und zu breit.“

„Herr Doktor —!“

Er lächelte wieder, aber mit einem feinen, durchgeistigten Blick: „Da Ihnen das mißfällt, will ich's anderes sagen. Ein so schönes und so besonderes Kind hat doch gewiß auch besondere, ästhetische Gefühle; ohne es zu wissen. Es sucht in all seiner Ahnungslosigkeit Poesie auf der Welt. Die findet es bei Ihnen mehr als bei der Mutter.“

Marianne schwieg, überrascht, verwirrt. Es war das erste Mal, daß er ihr so etwas Schönes, Schmeichelhaftes sagte. Und „er kann nichts Unwahres sagen!“ fuhr ihr durch den Sinn. So konnte sie auch nichts Gemachtes, Halbwahres antworten; sie war ungeschickt lange still. „Wie können Sie so gut von mir denken?“ stieß sie endlich hervor. „Das versteh' ich nicht.“

„Ich denke vielleicht noch besser von Ihnen,“ erwiderte er, über den Mauerrand in die Tiefe blickend. „Man hat ja aber in dieser verfünstelten und verdrehten Welt nicht das Recht, einer jungen Dame zu sagen, wie man von ihr denkt. — Ihrer schwäbischen Köchin Anna kann ich alles sagen; das ‚niedere Volk‘ hat doch mehr Lebensart und Vernunft. Darum kann ich auch auf dieses halbverrückte Mädel mehr und besser wirken.“

„Ja, ja,“ sagte Marianne rasch, um auf das andere nicht zu antworten; „woher wird das verrückte Mädel vor Ihnen so zahm und gescheit?“

„Vielleicht weil ich selber ein bissel verrückt bin,“ warf er lächelnd hin.

Ja, warum bist du das? dachte Marianne. Wenn du dich so kennst, warum änderst du dich nicht? — Sie ärgerte sich wieder an ihm; über keinen Menschen ärgerte sie sich so leicht. „Wollen wir weitergehn?“ sagte sie und ging. Er folgte ihr, ein Studentenlied fast unhörbar summend. Sie kamen an den beiden stattlichen und stolzen Villen vorbei, die sich hier oben auf dem Schloßberg ein paar Studentenverbindungen gebaut hatten, und wanderten auf der Höhe hin. Marianne blieb auf einmal stehen; es wollte etwas aus ihr heraus, das sie schon seit einer Woche bedrückte. Über wie vieles und viele hatte er zu ihr gesprochen, über den Onkel Vormund noch nie ein Wort. Warum vermied er das? — Oder war's nur Zufall? — Er schaute ihr grade so offen und freundlich ins Gesicht; „ach, was ich Sie einmal fragen wollte!“ sagte sie schnell gefaßt. „Sie studieren ja unsere Universität, wie Sie sagen, waren

schon bei vielen Professoren einmal im Kolleg. Haben Sie auch meinen Onkel Karl Prätorius gehört?"

"Den Botaniker? Gewiß hab' ich ihn gehört. Ich war ja selber Botaniker, und eigentlich bin ich es noch."

"Wollen Sie mir mit all Ihrer Aufrichtigkeit sagen, wie er Ihnen gefallen hat?"

Unter Doktor Siegfrieds sonderbarer Stirn (aber ein großes, geräumiges Gewölbe! hatte sie vorhin gedacht) trat aus den dunklen Augen ein langer, sinnender, sich in Mariannens Züge vergrabender Blick hervor. „Selbstverständlich aufrichtig," fing er langsam an. „Ihr Oheim — offenbar ein vortrefflicher Mensch, ein vornehmer Charakter — er gehört zu Ernst Haekels Monistenbund. Ich gehöre nicht dazu."

Marianne nickte; in diesem Augenblick fühlte sie, daß sie das geahnt hatte.

"Sie mikroskopieren so gern mit Ihrem Oheim, Fräulein Marianne. Ich hab's auch getan, tu's natürlich noch. Aber mich — das ist der Unterschied — mich hat das Mikroskop zur Ehrfurcht, zur Andacht, kurz, zum verlorenen Gott zurückgeführt. Natürlich nicht das Mikroskop allein; aber das vor allem. Ich würd' Ihnen auch gerne sagen, wie; denn so jung Sie sind — — Aber ich, mit meinen noch nicht sechsundzwanzig Jahren, ich bescheide mich. Bitte, gehn wir weiter!"

"Nein," sagte sie, "ich geh' nicht weiter. Wenn Sie mir's gerne sagen würden — dann müssen Sie's auch tun! Ich will so gut zur Wahrheit wie i h r. Das müssen Sie an mir achten; sonst — — Bitte, sprechen Sie!"

Siegfried sah umher; sie waren allein, nur weiter

draußen ein Mensch zu sehn. Er stieß die Spīke seines Stocks in die feuchte Erde; „also die Monisten!“ begann er ohne Vorrede. „Den Bund hat Haeckel gegründet; Darwin ist ihr Obergott. Darwins Lehre — die uns Vieles und Großes gebracht hat — die soll nun alle Rätsel lösen! Und unzählige, neu gefundene Vorgänge erklärt sie ganz und gar nicht; grade auch bei den Pflanzen nicht. Wie erklärt sic, daß Lindenzweige ihre Blätter wie Schirme über ihre Blüten ausspannen, die dadurch vor Regen geschützt sind? Oder die so oft beschleunigte Entwicklung der Schutzwaffen? Die Gallenbildung? Die Wunder und Rätsel der Mimikry? Das Wahlvorrecht der Pflanzen? Den Sonnentau und seine Beute? Die unterirdischen Arbeiten und Taten der Wurzel? die so mannigfaltig und erstaunlich sind, daß Darwin — Darwin selber — einmal die Wurzelspīke mit einem Gehirn verglichen hat! Das alles und dreimal mehr ist unfassbar, wenn man nur das Lied von der Auslese und Anpassung singt; Rätsel über Rätsel!“

„Vielleicht,“ versetzte Marianne noch unverzagt, „wenn man Darwin selber befragen könnte —“

„Und nun Haeckel!“ rief Siegfried aus. „Millionen von jungen und alten Deutschen haben sein Buch ‚Die Welträtsel‘ gelesen. Ja, da sagt er wohl dann und wann, es gebe ein ‚unendlich entferntes Ziel‘, oder wir seien ‚unfähig, das innerste Wesen dieser realen Welt zu erkennen‘; aber auf einmal — im Handumdrehen — ist für ihn alles gelöst! Von den sieben sogenannten Welträtseln, die der Naturforscher Du Bois-Reymond einmal aufgestellt hat — — wissen Sie davon?“

„Gewiß,“ antwortete Marianne. „Sie stehen ja auch in Haedels Buch. Das Wesen von Materie und Kraft —“

„Dieses Anfangsrätsel, das wie der dreiköpfige Zerberus am Eingang liegt! Dann zweitens der Ursprung der Bewegung —“

„Und die erste Entstehung des Lebens —“

„Und die zweite mäßigige Einrichtung der Natur,“ fuhr Siegfried fort. „Fünftens das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins; sechstens das vernünftige Denken, die Sprache; siebentens die Frage nach der Willensfreiheit. Sieben geschlossene Tore; kann der Mensch sie öffnen? Sind ja schon alle geöffnet! sagt Haedels Buch. Drei hat die Entwicklungslehre ‚endgültig gelöst‘; die siebente existiert nicht, beruht als reines Dogma auf Täuschung; und die drei allerschwersten hat ‚unsere Auffassung der Substanz erledigt‘. Das Substanzgesetz! Das hat Herr Haedel aus zwei andern zusammengebaut, dem chemischen von der Erhaltung des Stoffs, dem physikalischen von der Erhaltung der Kraft. Aus den beiden macht er sich ‚das wahre und einzige Grundgesetz‘, das ‚allumfassende Naturgesetz‘, dem alles unterworfen ist, auch jede Erscheinung des Seelenlebens, das Bewußtsein, alles. Für diesen Göttermann ist alles klar, was für uns andere verschleiert ist! Immer heißt's bei ihm: ‚in der Tat‘! Der ‚versteinerte Affenmensch von Java‘, für uns andere ein Fragezeichen, ist für ihn ‚in der Tat das vielgesuchte, angeblich fehlende Glied in der Primatenkette‘. Daß der Urther des Weltalls keine Hypothese, sondern eine ‚positive Tatsache‘ ist, das weiß er gewiß.

Das Leben, dieses große Wunder, geht lediglich aus den ‚eigentümlichen Eigenschaften‘ des Kohlenstoffes hervor; er weiß es. Die Moneren — einfachste Urtiere — sind durch Urzeugung aus anorganischen Kohlenstoffverbindungen entstanden; er weiß es immer gewisser. Die beständige Bewegung des Alters, in Wechselwirkung mit der Gravitation, ist ‚die letzte Ursache aller Erscheinungen‘; und ‚die Plasmabildung ist der Urquell des organischen Lebens auf der Erde‘. Also die äußere Erfahrung, deren Erklärung wir eben suchen, ist für Herrn Haeckel der Urquell. Und der Herr nennt sich einen Philosophen!"

Marianne starnte in Siegfrieds erregtes, schön erglühtes Gesicht; sie sagte mit Mühe: „Sie sind ungerecht. Haeckel spricht doch selbst von dem Kantschen ‚Ding an sich‘, das wir nicht erkennen können —“

„Ja, aber wie spricht er gegen das Ende seines Buches davon? Ich hab' es neulich gelesen, mir einiges herausgeschrieben; hier in der Brusttasche hab' ich's!“ Er zog aus einem Büchlein einen Zettel hervor, suchte und las laut: „Was als ‚Ding an sich‘ hinter den erkennbaren Erscheinungen steckt, das wissen wir auch heute noch nicht. Aber was geht uns dieses mystische ‚Ding an sich‘ überhaupt an, wenn wir nicht einmal klar wissen, ob es existiert oder nicht?“ — Ja, wie sollten wir das Urgeheimnis wissen können? Verne ahnen, Haeckel! — Und dann jubelt er, noch auf derselben Seite (Siegfried las wieder vor): „Über diesem gewaltigen Trümmerfeld steigt hehr und herrlich die neue Sonne unseres Realismus auf, welche uns den wundervollen

Tempel der Natur voll erschließt!“ — Voll erschließt!”

Marianne war einige Minuten still; man konnte sie nur atmen hören, tief, lang und schwer. „Was denken Sie denn?“ fragte sie endlich.

„Ich? Ich denke, daß hinter all den sogenannten ‘Variationen’, aus denen in Jahrmillionen diese unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens geworden ist, ein schaffender Wille, ein unbegreiflicher Urgeist steckt. Vor dem ich mich mit Ehrfurcht und Frömmigkeit neige; dem ich seinen alten Namen ‚Gott‘ gern und freudig gebe. Kennen Sie diese Worte von Goethe, Fräulein Marianne? Ich schrieb sie mir auf der Reise einmal in mein Taschenbuch“ (er blätterte darin und las): „Die Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Überzeugung drängt sich einem jeden auf; ja, wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können.“

Siegfried versenkte seinen Blick so tief in ihre Augen, daß Marianne ihn kaum ertrug; und wie wenn Goethe das Letzte gerade für sie geschrieben hätte, wiederholte er mit einem eigenen Nachdruck: „Ja, wenn er auch den Faden manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können.“

Ihre Augen irrten über den Boden langsam hin und her. „Bitte, lassen wir’s jetzt,“ murmelte sie endlich. „Mir wirbelt’s im Kopf. Ich kann nichts mehr hören!“

Sie sagte nur noch durch eine deutende Handbewegung: kehren wir um, gehn wir heim! — Sie gingen zum Schloß und zur Stadt zurück.

\* \* \*

Marianne hatte eine fast schlaflose Nacht. Wie man wohl zuweilen mit sich selber Schach spielt und dann mit gleichem Eifer bald für den einen, bald für den anderen zu siegen sucht, so kämpften ihre Gedanken jetzt für Doktor Siegfried gegen Oheim Prätorius, dann für den Oheim gegen den andern; dies aber mit weniger Glauben und Mut... Ihr war bang und weh. Es kam ihr vor, als schwämme sie in einem ruder- und steuerlosen Boot auf einem breiten, rauschenden Strom zwischen den Ufern dahin; wo landen, rechts oder links? Sie wußte es nicht. Da war es ja nun, das „Kämpfen! Kämpfen!“ das sie damals vor Ottilie Wildermuths Denkmal als Ideal des Weibes und des Lebens gedacht hatte. Sich begeistern! Leiden! Und der schwache, der schlaffüchtige Mensch in ihr sehnte sich schon nach dem Ufer hin...

Spät und doch noch müde aufgestanden, verlangte es sie plötzlich, den geliebten Onkel zu sehn, recht lieb zu sein, doppelt lieb; obwohl er ihr auch wieder unheimlich war: vielleicht in dieser Haupttache auf ganz falschem Weg? Sie frühstückte geschwind, dann stieg sie zu ihm in seine „Zelle“ hinauf. Prätorius saß nicht am Arbeitstisch, sondern seitwärts in einem Lehnsstuhl, ernst und tief versunken. Sie ging auf leisen Füßen hin und trat hinter ihn; drückte ihre Lippen weich und zart auf

sein oben noch blondbraunes Haar. „Darf man fragen, Onkel? Ist dir etwas nicht Gutes geschehn?“

„Mir will etwas geschehn,“ antwortete er und nahm ihre Hand. „Sie wollen mich nach Leipzig als Professor haben; das ist heut gekommen. Noch nicht amtlich, weißt du; Anfrage, unter der Hand; wie man das so macht. Das geht mir nun im Kopf herum. Soll ich oder soll ich nicht? — Eine glänzendere Stellung wär's. Die Tausende von Studenten. Die Halbmillionenstadt. Andrerseits unser Tübingen — — Was sagt Marianne?“

„Ach,“ stieß sie hervor, „das ist ja gleich, was die sagt. Es kommt doch nur auf dich an! ganz allein auf dich! — Mir hat's einen Schlag vor den Kopf gegeben. Ich hänge ja so an Tübingen, wie die Haut am Menschen.“

Der Vergleich war ihm possierlich, er lachte. — „Dann müssen wir ja also bleiben,“ sagte seine warme, gute Stimme.

„Warum bleiben? Weil ich — ?“

„Natürlich, weil du. Ich möchte doch immer tun, was dem Mädel lieb ist.“

„Ich du — du . . .“ Marianne wurden die Augen feucht. „Wie kannst du so reden. — — Aber du bist ein Engel, daß du so was sagst!“ Sie beugte sich wieder über seinen Scheitel und küßte ihn. Ach, dachte sie voll Rührung und Liebe, sei nicht auf dem falschen Weg! Sei's nicht!

Prætorius stand auf und dehnte seine Glieder. „Jedenfalls will ich mir's noch gründlich bedenken;

und vor allem will ich jetzt hinaus, in die Luft. Ich glaube, der Mensch arbeitet zu viel; ich komme mir jetzt, ersten Juli, einen Monat vor den Ferien, schon so verbraucht vor. Professorennerven! Geh mit auf den Österberg; ich will meine Antigone bei mir haben. Und den alten, müden, mikroskopmüden Augen wird es gut tun, da oben etwas Junges wachsen und werden zu sehn!"

Sie stiegen den kürzesten, steilsten Weg zum Hausbau hinauf; es erheiterte Prätorius, als er auf die Höhe kam und nun fast das ganze Dachgebäck aufgerichtet sah; so weit hatte es doch der Juni gebracht. In dem nun auch schon gegliederten und sich formenden Garten, in dem die Arbeiter schausten, stand die Elefantensfamilie Müller; alle fünf, mit dem Doktor Siegfried; die Gnäsfinder begrüßten Prätorius und Marianne durch donnerndes Hurra und Müzenschwenken. Siegfried kam heran und gab ihnen die Hand, wie immer; aber Marianne durchzuckte es, als sie Onkel Kurts und Siegfrieds Hände zusammenkommen, sich verbinden sah. Diese Gegner... Gegner um Darwin-Haeckel und Gott... Ihr war, als stünde die Sache so. Als heuchelten sie beide, daß sie sich so freundlich „Guten Morgen“ sagten. Und jetzt gingen sie alle dem Hause zu, Marianne zwischen Siegfried und Prätorius. Sie hatte ein Gefühl, als sträubten sich rechts und links ihre beiden Schultern. Sie ging „zwischen den Ufern“ hin...

Prätorius trat in das Haus, in brüderlicher Mitleidenschaft, um das ganze innere Wachstum zu sehn; Frau Rosa Müller stellte sich in ihrer ganzen Stattlichkeit dem

Doktor und Marianne in den Weg und hielt sie zurück.  
 „Mir ist nämlich ein Gedanke gekommen, Herr Doktor“ — sie dämpfte ihre kraftvolle Stimme — „der hat mich heut morgen nicht schlafen lassen. Hier steht nun also das R i c h t s e i t bevor; Kurt Prätorius schwimmt in Verzückung, seine Thekla auch. Sollten wir das nicht als Freunde und Kollegen feiern? Dort springen meine drei Kinder herum; die Schauspielern ganz niedlich, ich hab's schon erlebt. Und der kleine Prinz, der Helmut — der müßte mittun — so gut er kann! Ein Festspielchen, dacht' ich. Die Buben wären Kobolde, Wichte, Bergmännchen — irgendswas; Kapuzen auf dem Kopf. Mein Mädel der gute Geist des Hauses; Sie verstehen schon. Weißes Kleid, rosa Schärpe; ein Blumenkranz. Sie reden über das Haus; alle guten Wünsche ... Ich dachte mir wohl noch dies und das, versuchte es auch gleich aufzuschreiben; aber — ich hab' ja nicht das Talent, Herr Doktor. Und die Verse, die wollten nicht. Sie haben das Talent. O, Sie würden's machen. Lernen tun meine Würmer leicht! Die Anzüge, die schneidere ich —“

Marianne fiel ihr ins Wort: „Ich mit! — Für Helmutle jedenfalls ich! — Wenn der Herr Doktor will —“

Sie sah ihn mit bittenden Augen an. Sie hatte in seinen so frei aufrichtigen Zügen wohl gelesen, daß er keine Lust, vielleicht schon ein Nein auf der Zunge hatte. Auf einmal verwandelte sich die ganze Stimmung in seinem Gesicht, als ginge eine Wolke weg. Er lächelte Marianne an. „Sie wollen mit dabei sein? Sie möchten es?“

„Ja freilich,“ antwortete sie. „Für den Onkel Kurt!“

„Gut — dann wird's gemacht. Ich bitte nur um einen halben Regentag: an dem wird's gemacht! — Kobolde, Wichte — Sie meinten wohl Heinzelmännchen, gnädige Frau. Die haben etwa nach ihrer Art heimlich mitgebaut — als gute Tübinger dem Dozenten und zukünftigen Professor zuliebe —“

Frau Rosa nickte: „Ja, ja; Heinzelmännchen, das ist gut!“

„Da das Haus nun gerichtet ist, fühlen sie sich überflüssig, haben nichts mehr zu tun — wollen also fort und das Haus sich selber überlassen. Da tritt aber — der gute Geist des Hauses, sagten Sie — da tritt nun also Ihr Töchterlein mit dem Blumenkranz aus dem Haus hervor. Denn wir spielen das hier im Garten, denk' ich —“

„Vor dem Haus. Gewiß!“

„Der gute Geist tritt hervor; nein, ihr Guten, sagt sie, nicht das Haus verlassen; es sollen so gute, vor treffliche Menschen drin wohnen — und der Hausherr wird ein Tübinger Professor werden, hei! das ist nichts Kleines! — Na, und was so ein schmeichelhafter kleiner Genius sagt. Bleibt, sagt sie, und segnet mit mir dieses liebe Haus! Und immer soll Friede und Freude drin wohnen — und das Glück soll einen Thron darin haben —“

Frau Rosa schlug die Hände zusammen: „Sie dichten ja wie ein Sturmwind, Herr Doktor!“

„Aber das lag ja alles schon drin. Festspiele dichten sich selbst! Also nachdem Ihr Mädel seine blumenstreuende Rede gesprochen hat, sind die Heinzelmännchen windelweich geworden; sie segnen mit, sie wollen bleiben,

sie brüllen mit ihren Stentorstimmen — da hör' ich sie eben! alle Achtung! — sie brüllen Heil, Heil und Hurra. Und der kleine Helmut, als das dritte Heinzelmännchen — das muß ihm beigebracht werden — der brüllt lieblich mit!"

Marianne hob ihren Arm: „O, das lehr' ich ihn! Er soll wie ein neugeborener Löwe brüllen!"

„Wie sind Sie lieb und gut, Herr Doktor," sagte Frau Rosa noch leiser, da Prätorius eben wieder aus dem Neubau hervortrat. „Meinen Wunsch so zu erfüllen!"

Siegfried warf einen seiner gefährlich aufrichtigen Blicke auf Marianne; der sagte deutlich genug: weil die mitgebeten hat, darum tue ich's! — Marianne schoß das Blut ins Gesicht; das ärgerte sie wieder. In diesem Augenblick fingen die wandernden Wolken wieder an zu regnen. „Da hab' ich mein Wetter!" murmelte Siegfried. Er spannte seinen Regenschirm auf, grüßte und lief dem Abhang zu, um unten in der Gartenstraße das Festspielchen zu dichten.

\*     \*     \*

Eine Woche war vergangen und noch etwas mehr; der Juli trieb es wie der Juni, und bei dem regnerisch kalten Weltzustand war das große Richtfest aufgegeben worden, zu dem Kurt und Thelka im Geist schon die ganze Freundschaft eingeladen hatten. Es gab nur das übliche kleine Fest, für die Bauleitung und die Arbeiter, unten im Saal einer Gartenwirtschaft; und Siegfried, der seine „Dichtung“ in ein paar Stunden

ingeschrieben hatte, glaubte nun die Zeit gekommen, sie ins Feuer zu werfen. Indessen „daraus wird nichts!“ erklärte die Hünenmutter. „Die Rollen sind gelernt, die Kostüme sind geschneidert, und die Bauherrschaft soll ihre Freude haben. Wir spielen, wenn Sie gütigst erlauben, am ersten schöneren Morgen in Professor Prätorius' Garten, vor den H a u s b e w o h n e r n !“

Marianne stimmte zu, und Siegfried sagte nicht mehr nein; der „schönere Morgen“ kam denn auch so gleich, als hätten die Damen ihn herbeigebeten. Um elf erschien die Familie Müller in der Gartenstraße, in dem ersten und noch einzigen mietbaren Automobil der Tübinger Stadt; Helmut ward aus dem Haus geholt, in der großen Laube des Gartens wurden die vier Darsteller heimlich in ihre Kostüme gesteckt, und dann im Winkel verborgen, bis die herbeigerufenen, ahnungslosen Hausbewohner kamen. Auch die Mächen, das Haussädchen und die kleine Bonne kamen, niemand durste fehlen. Auf ein Glockenzeichen des Dichters — er läutete mit aller Macht — trat zuerst Helmi, in seiner braunen Kapuze und dem grauen Rattenstrick ein lieblich drolliger Anblick, aus der Laube hervor, auch mit einer Glocke; die schwankte er, das war sein Text. Dann kamen die andern, nach und nach, und das Spiel verließ, so wie Frau Rosa und Siegfried es auf dem Österberg entworfen hatten. Der Verfasser staunte: alles glückte. Nie war der Souffleur überflüssiger, es fehlte kein Wort. Die Heinzelmännchen waren pußige Kobolde, der gute Geist mit seiner Riesengrazie wirkte überraschend poetisch, und am Schluß brüllte der junge Löwe so jüß

majestätisch, daß er Mariannen Ehre machte. Kaum war dann den Schauspielern und dem Dichter der erste Dank geworden, so stürzte Marianne ins Haus und kam mit ihrem photographischen Apparat zurück, um das herzige Märchen in schnellgestellten Gruppenbildern festzuhalten. Helmut, als wäre er geschwind ein paar Monate älter geworden, fühlte sich offenbar wie die Größeren ganz in seiner Rolle; er zeigte wieder einmal, daß wir zum Schauspielen geboren sind. Wenn die andern zu einer neuen Bildgruppe zusammentraten, nahm auch er sogleich, in edlem Schweigen, seine Stelle ein. Marianne sah ihm mit innigstem Entzücken zu; sie mußte fast Gewalt gegen sich brauchen, um nicht hinzu laufen und ihn abzuküssen, statt als Photographin ihr Bild zu machen.

Siegfried schaute wieder verstohlen die beiden an, die mütterliche Maid und das holde Bübchen; ihn entzückte dieses seelische Zusammenklingen, dieses Doppelbild. Hatte ihn die Aufführung, das „Freilichtspiel“, das Anhören seiner Märchenverse so eigen erregt? Oder war in ihm in der Stille etwas herangewachsen, das nun seine Stunde fand? Es ging ihm ähnlich mit Marianne, wie ihr mit dem Kleinen... Was ist denn das? dachte er und fühlte sich an den Puls. Ich glaub', ich sollte machen, daß ich weiterkäme; sonst werd' ich wohl gar noch verrückter als die Köchin Anna und stell' irgend eine Dummheit an!

Marianne trug ihren Kodak fort, nun kam Frau Thekla mit ihren Mädchen, und auf zwei Gartentischchen ward ein „Bacchanal“ hergerichtet, wie der Professor

Prätorius sagte, oder ein „Frühschoppen“, wie’s sein Bruder nannte. Eine große Flasche Kirschensaft erschien, aus der die Hausfrau vier edle „Römer“ füllte; „denn solche Künstler müssen geehrt und festlich bewirtet werden!“ rief sie den Darstellern zu. Über sie selber, die stille Frau, war eine beredtmachende Heiterkeit gekommen; sie redete zu fleißigem „Zechen“ zu, was bei dieser Schauspielertruppe nicht vonnöten war; sie strich den Knabenkindern über die Köpfe, die Wangen, pries ihre Leistungen und empfahl ihnen die Früchte und die Kuchen, die schon auf dem andern Tischchen prangten. War Helmi älter geworden, so schien sie verjüngt; so wahr ist es doch, daß das „Theater“, auch in seiner einfachsten, kindlichsten Gestalt, den Menschen am stärksten über sich emporzieht. Die vier jungen Künstler, die den Kirschensaft wie edelsten Rebensaft schlürften, tranken Glas auf Glas (Thekla schenkte nicht zu voll). Helmütle tat es auch in diesem Hauptpunkt den Größeren gleich; er saßte zuletzt seinen Becher mit beiden Händen und führte ihn so an die über und über kirschroten Bechersuppen.

„Ist er nicht himmlisch?“ sagte Marianne zu Siegfried; sie hatte sich etwas entfernt auf ein Geländer gesetzt, er saß neben ihr.

„Prätoriusblut,“ stieß er hervor, um nicht mehr zu sagen.

„Ja, Häuserbauen ist schon darum hübsch, weil es dann — — wenn es dann so ein Richtfest gibt!“

Siegfried hätte fortgehn sollen; ohne daß er einen Tropfen getrunken hätte, war ein Rausch in ihm. „Häuser-

bauen," sprach er ihr nach, die wie von innen leuchtenden Augen auf ihr. „Vielleicht bauen wir uns auch noch einmal da oben ein Haus!"

„Wir?" fragte sie; sie hatte wohl falsch gehört.

„Ja, auf dem Bauplatz nebenan; oder unter dem Kaiser-Wilhelms-Turm."

„Wir? Sie und ich?"

„Warum nicht?" sagte er, von einem unsinnigen Übermut gerissen oder wie im Traum. „Was weiß man von der Zukunft?"

Marianne ließ sich vom Geländer herab. Sie sah durch einen schrägen Blick, daß Prätorius sie von fern betrachtete; so stand sie denn nun regungslos, und als rührte auch in ihr sich nichts. Frechling! dachte sie. Ohne einen Hauch von — Herz oder Ernst mir das ins Gesicht!

„Herr Doktor," sagte sie leise, „Ihr Festspiel war recht hübsch. Dies ist —"

Sie stockte. „Was?" fragte er, als erwachte er.

„Dies ist abgeschmackt!"

Prätorius trat eben heran. Mit einem etwas sonderbaren Ausdruck fragte er: „Wovon sprichst du, wenn man fragen darf?"

„Von dem kleinen Becher," erwiderte sie rasch. „Ach, mir fällt aber ein, ich muß ja —"

Sie sagte nicht, was; als wäre es gar so eilig, lief sie wie der Wind ins Haus.

\* \* \*

Siegfried ging an einem der nächsten Abende in der Platanenallee langsam auf und ab. Er sah keinen Men-

schen, weder vor noch hinter sich, und fühlte sich zu seiner Freude allein; es war wohl das Wetter, das die Allee so verödeten, eine feuchte Schwüle schwebte durch die kühle Luft, und neue, drohende Regenwolken zogen unheimlich schwarz über das Neckartal hin. Sie stimmten heute zu ihm, dem sonst so gernfrohen Mann; es war einer von diesen Tagen, wo man mit niemand reden möchte, aber gern auch sich selber aus dem Wege ginge, wenn's zu machen wäre. Durch all seine Gedanken spazierte ein Wort, das er hätte erwürgen mögen; nur ein einziges; es hatte aber drei Silben und einen gräßlichen Klang: „abgeschmackt“. Vor der, die es gesprochen, hatte er diese Tage fliehen, sich verstecken können; aber wohin sich verstecken vor diesem Wort? — Am Ende bin ich wirklich so was wie die verrückte Anna! fuhr ihm durch den schwülen Sinn. Uns beide hat man nicht erzogen, scheint mir; da braust es nun aus uns heraus wie aus diesen abgeschmackten Brause-simonaden — da haben wir's wieder! „Abgeschmackt“! — und man lacht uns aus oder — —

Er mochte nicht weiterdenken, es widerte ihn an. Er fühlte einen Haß auf sich; wie um nicht mehr mit sich zu gehn, drehte er sich um. Jetzt erschrak er heftig: von der Neckarhalde her kam jemand gegangen, der einzige Mensch, der nicht kommen durfte — Marianne Brätorius. Die zierliche Wohlgestalt schritt elastisch und lebendig daher; so frisch, als wäre sie selber das Leben . . . Hatte sie ihn denn noch nicht gesehn? — Ach, nun sah sie ihn. Sie blieb stehn; einen Augenblick. Dann ging sie aber rascher — — ja, was war das? Sie lächelte und

freute sich. Hatte sie denn vergessen, was — —? Jetzt, offenbar in diesem Augenblick fiel ihr's wieder ein. Sie stand wieder still; als käme ihr der Wunsch, umzukehren ... Das alles war nur sekundenlang. Endlich ging sie wieder — und nun stochte ihm erst das Herz. Wie eine Dame aus der „Gesellschaft“, die gelernt hat, sich geschwind zu fassen und das, was sein muß, mit unerschütterlichem Anstand zu tun, so ging sie ihm entgegen.

Nein, er irrte sich wieder, auch das war's nicht. Sie kam näher, er ihr, nun sah er das ganze holde Gesicht: da war nichts als Güt e — ein guter Mensch — der gern vergift und vergessen hat. Er grüßte, sie erwiderte es; sie reichte ihm die Hand: „Unter meinen geliebten Platanen sehen wir uns wieder! — Ich war bös auf Sie; na, das haben Sie wohl gemerkt. Wenn Sie's aber ebenso gut vergessen haben wie ich — — nicht wahr, es ist dumm, wenn gute und vernünftige Menschen sich so leicht erzürnen. Ich denke immer, da braucht's einen großen Grund!“

Siegfried verneigte sich tief vor ihr. „Sie sind offenbar eine — edle Seele. — Ich danke Ihnen.“

„Ach, ich bin leicht gefränkt und zornig. Und erst allmählich kommt dann die Vernunft. Ich hab' mir aber gestern und heut gesagt: jaq doch die Nebensachen aus dem Kopf, halt dich an die Hauptssache. Er hat dir was gegeben! Du hast von ihm gelernt! — Ich war all die Tage so hingegangen — sah Sie auch fast nie allein — und sagte Ihnen mit keinem Wort, wie ich Ihnen dankbar bin. Unser großes Gespräch auf dem Schloßberg ... So viele halbtote Gefühle sind danach

in mir aufgewacht! Meine alte Sehnsucht — jetzt weiß ich erst, daß ich sie irgendwo doch noch immer hatte — die Sehnsucht nach einem Zweck, einem Sinn in der Welt — also nach einem Schöpfer, in Gottes Namen. Ich lebte so unter lauter gelehrten Leuten, die hatten ihn nach und nach aus mir weggeredet. Da sind aber Sie gekommen und —“

„Fräulein Marianne!“ rief Siegfried, er konnte nicht mehr schweigen. „Das ist eine — Überraschung! Das ist ja für mich ein Feiertag!“

„Da wir hier so ganz allein sind — kein Mensch — kann ich's Ihnen so recht frei aus dem Herzen sagen. Da sind Sie gekommen . . . Haben Sie in allem recht? Das weiß ich nicht — bin ein ‚tumbes Kind‘. Aber es sind so viele in mir, die geben Ihnen recht; die freuen sich, daß so ein kluger Mann wie Sie so ein Herz für Gott hat. Ja, ich will es wieder sagen, das Wort, das meine Leute mir verleidet hatten: Gott! Gott! Gott! Damit bin ich ja noch nicht abergläubisch, nicht wahr? Sie sind's ja auch nicht. Auf Ihren flugten Kopf kann ich mich berufen!“

Sie suchte und nahm seine Hand. „Fräulein Marianne!“ rief er wieder. „Das ist wie ein Traum. Es wirbelt alles in mir. Was soll ich Ihnen sagen —“

„Nur nichts — Ungesundes,“ unterbrach sie ihn, da es in seinen Augen wieder ungebärdig glühte. „Und bitte, jetzt lassen Sie meine Hand.“

„Ach was!“ rief er aus. „In so einem Augenblick — wenn zwei ganze Menschen — Vollmenschen —“ Er ließ ihre Hand los, riß sich aber den Hut vom Kopf.

„Sie sind das herrlichste Mädchen in Europa, ich muß vor Ihnen niederknien!“ Sein Hut fiel ihm aus der Hand, er sank auf ein Knie.

Marianne schrie auf. „Was tun Sie da? Auf der Straße? — Sind Sie wahnsinnig? Stehn Sie auf! Stehn Sie auf!“

„Seien Sie doch jetzt nicht klein, Sie Große. Kein Mensch, und fast dunkel; diese schwarzen Wolken —“

„Aufgestanden!“ rief sie. Sie riß ihn vom Boden auf. „Sind denn in den Häusern da drüben keine Menschen? Und gibt's keine Ferngläser? — Das ist zu viel! Solche Mifachtung — Unerzogenheit — Übermut. Jetzt sahen Sie mich zum letzten Mal!“

„Fräulein Marianne!“

Wie eine Batterie, die sich auf ein Kommandowort entladet, prasselte der Gewitterregen jetzt auf einmal nieder, ein Windstoß zugleich mit ihm. Marianne ging, der Neckarbrücke zu; „Sie bleiben zurück!“ stieß sie noch heraus, ohne den Kopf zu wenden.

„Ich beschwöre Sie!“ sprach seine nun ganz veränderte Stimme in den Wind hinein. „Sie sind ohne Schirm!“

Sie antwortete nicht; ihre Empörung ersticke sie fast. Er lief ihr nach.

„Ich bitte Sie ja nur, meinen Schirm zu nehmen!“

Sie stieß ihn zurück, da er ihr so nahe kam, und lief davon.

\* \* \*

Karl Prätorius saß allein an dem für zwei gedekten Tisch; das Abendessen wartete, die Köchin hatte schon

zweimal mit ihrem fragenden und nicht begreifenden Gesicht in der Tür gestanden. Marianne, die pünktliche! Warum hatte sie sich noch von dem Regen erwischen lassen? Prätorius horchte, wie ungestüm, wie frech er an die Fenster schlug. Schon seit einer halben Stunde . . . Wo blieb das Kind?

Endlich trat sie ein, aber ohne Hut, und nicht einen Tropfen auf ihrem Kleid. „Guten Abend,” sagte sie heiter; „mußt entschuldigen. Ich hab’ erst einen neuen Menschen aus mir gemacht; den Wohnungsschlüssel hatt’ ich, bin in mein Zimmer geschlichen, um mich umzukleiden. Klatschnaß! Jetzt war ich in der Küche, Anna bringt das Essen. Wie sieht aber der Herr Onkel aus? So — so trüb, so finster. Hast dich so geärgert an mir?”

„Dass du dich verpätetest!” Er schüttelte mit einem schwachen Lächeln den Kopf. „Lass mich erst ein wenig essen, dann sag’ ich dir, was es ist.” — Die Köchin brachte ein warmes Gericht, er stürzte sich wie mit starkem Hunger darauf — legte aber Messer und Gabel bald wieder hin. „Diese falschen Hunger,” sprach er auf den Teller nieder. „Die Komödianten, die Nerven, was machen die uns alles vor! — Vielleicht eß’ ich später. Ich muß dir was sagen, Kind: ich hab’ dem guten Freund in Leipzig geschrieben, daß ich im Augenblick gar nicht der Mann bin, einen so vielsagenden Entschluß zu fassen; sie sollen mir noch etwas Bedenkzeit lassen, ob ich Leipziger Professor werden will oder nicht. Ich hab’ jetzt die Nerven nicht! Die sind so alle Tage langsam schlechter geworden; müde, abgespannt. Wenn sie reden könnten, so würden sie höchstwahrscheinlich

sagen: Professor, wir mögen nicht mehr! Hast uns zu viel arbeiten lassen, wie der Pflüger die Ochsen. Gib uns Urlaub, Urlaub!"

Marianne, in der noch tiefer Unfriede war, sah ihn traurig an. „Ach ja, Onkel, so sprächen sie wohl. Wenn sie nicht reden können, so schauen sie doch aus dir heraus. Dein elendes Gesicht!"

„Es geht einem zuweilen seltsam, Kind. Heut wäre ich im Kolleg beinahe ohnmächtig geworden; denke dir die Szene! Ich setzte mich nieder, machte die Augen zu, hörte auf zu denken, da ging's noch; aber diese Schande! Diese Fahnenflucht! — Nachher hab' ich noch wieder gesprochen, bis die Uhr endlich voll schlug; es war aber wohl auch danach. Auf dem Heimweg schlief ich und mußte immer denken: wären nur erst die Ferien da!"

Marianne stand auf, als hätte sie jemand emporgestoßen. Ihr starrer, glühender Blick fiel ihm auf. „Was hast du?" fragte er. Abreisen! war ihr plötzlich durch den Kopf gefahren. Abreisen — das beste für ihn und für mich! — Diesen unmöglichen Menschen nie, nie wiedersehen!

„Was ist dir?" fragte Prätorius wieder.

„Ich hab' einen Gedanken, Onkel. Lieber, guter Onkel. Ausspannen und fort!"

„Kind, es ist noch nicht Mitte Juli. Was denkst du?"

„In den ersten Augusttagen sind ohnehin die Ferien da. Morgen Urlaub nehmen!"

„Hm! Urlaub nehmen. Das hat mir nach dem Kolleg auch der Rektor gesagt, der von meiner Schande

hörte. „Sie sehen so übel aus; Sie sollten sich aus dem Staube machen.“

„Na also!“ Marianne trat vor den Oheim hin, die blauen Augen blickten ihn an. „Fahrtkarten nehmen! In die Freiheit! In die Berge, Onkel!“

Ich will's ja doch für ihn, dachte sie, als spräche sie zu jemand, der sie eben Egoistin nannte. Dass es auch für mich gut wäre, dafür kann ich nichts!

Des Professors blasses, abgemagertes Gesicht erheiterte sich: „Du stehst ja da wie der Engel mit dem feurigen Schwert. In die Berge! Das ist leicht gesagt. Da regnet es alle Tage wie hier, und dann sieht es auch. Hundekälte ist nichts für einen ausgemergelten Professor. Aus der ganzen Schweiz kommen ja die Unkenrufe: es wird einen Hotelfrach geben! Es gibt keine Reisende!“

„Ha!“ lachte Marianne auf. „Da hab' ich einen zweiten Gedanken. Über die kalten Alpen nach Italien!“

Das Wort trieb auch Prätorius vom Stuhl in die Höhe. Er schüttelte dann aber den Kopf. „Da kommen wir in die Hölle, Mädel.“

„In den großen Seen, sagtest du neulich, da ist's nicht so heiß. Zum Laganer See; zum Lago maggiore; die haben wir ja vor der Tür!“

„Das heißt, man fährt den ganzen Tag —“

„Und dann ist man dort,“ erwiderte sie unerschrocken. „Und du siehst dich ans Ufer und baumelst mit den Füßen!“

Prätorius sah sie schweigend an; ein rosiger Hauch

verbreitete sich allmählich auf seinen bleich-grauen Wangen; man konnte ihn förmlich aufblühen sehn, wie eine Schattenpflanze in der Sonne. Seine Sonne stand vor ihm. Was für einen Schatz ich hab'! sagte er sich zweit-, dreimal. „Komm her!“ sagte er endlich laut. „Ich muß dich umarmen! — Wenn du mich begleiten willst —“

„Onkel!“ antwortete sie nur. Sie legte sich in seine Arme; dann drückte sie sich ihm leidenschaftlich an die Brust.

„Du bist jo ein lieber, geliebter Mensch,“ sprach er an ihre Wangen hin.

Marianne dachte: Diesen Siegfried haff' ich!

---

## II

Wie schnell man von Göschenen im Kanton Uri in ein anderes Klima kommen kann, das habe ich im Sommer 1909 erlebt. Göschenen ist wild, groß und reizend; wir hatten dort auch schon einen warmen Sonntag erlebt; dann brach aber mit dem Landregen und dem blasenden Wind wieder schnöde Kälte herein, und mein Kamerad seufzte: „Der arme Thoms friert!“ Da schaute ich auf den Gotthardtunnel hinunter, dessen schwarzes Tor gleich hinter dem Göschener Bahnhof steht, und lächelte siegesgewiß: „Da ist schnell geholfen. Wir gehen hinunter an den Schalter und nehmen Fahrkarten nach Airolo; eine Viertelstunde und wir sind dort!“ Und so machten wir's. Airolo liegt am andern Ende des Tunnels; es liegt sozusagen schon in Italien. Hohe Berge, Schweiz, aber italienische. Blauer Himmel, Sonne! Über den Gotthard blies der Wind herüber, vor dem wir vor einer Viertelstunde geflohen waren; er trieb das schwarze Gewölk vor sich her, das drüben in Göschenen Regenströme heruntergoss; aber sobald die dunklen Unholde über Airolo schwiebten, löste die welsche Sonne sie auf. Es war wie ein Zauber. Drei, vier Tropfen fielen einmal; mehr kamen nicht. Die Sommergäste von Airolo saßen im Freien, im Garten, und schlürften ihren Kaffee.

So einen raschen Übergang gibt's vielleicht in ganz Europa nur hier; so schnell entflohen Prätorius und Marianne dem nordischen Unsommer nicht. Von Tübingen fuhren sie den Tag durch Schwaben und die Schweiz, bis sie am Abend, noch hell, nach dem welschen Bellinzona kamen; von dieser burgenreichen Hauptstadt des Tessin erreichten sie am andern Morgen bald das heitere Locarno am Langen See, den die Italiener Lago maggiore nennen, und dampften auf der grünen, allmählich erblauenden Flut gen Süden, an den bergigen Ufern hin. Erst spät entfaltet sich die Blume des Sees, seine schönste Pracht: da, wo er sich nach Westen weitet, einen Golf ins Land schiebt. Am Eingang dieses Golfs liegt Pallanza, hügelig vorgestreckt. Von Intra, der Fabrikstadt, fuhr der Dampfer diesem kleinen, bewaldeten Vorgebirge zu; baumreiche Villen wuchsen in den See hinein, andre stiegen hoch empor; das herrliche Sonnenlicht glühte auf all dem Zimmergrün, das die Abhänge und die Ufer mit seiner majestätischen Mannigfaltigkeit erfüllte. Endlich ging es um die Ecke, der schlanke Kirchturm von Pallanza erschien; eine Insel lag hart am Gestade, auf dem ein großes Hotel seinen hochbaumigen Garten in das edle Seeblaue hinausdrängte. „Grand Hotel Pallanza“ war daran zu lesen. Marianne Augen, längst schon groß geworden, sogen sich hier fest. Sie fasste den Onkel am Arm, der neben ihr auf dem Dampfer stand: „Da zu wohnen! Onkel!“

Er strahlte sie lächelnd an: „Ahnungsvoller Engel! Grade dieses Haus ist unser Ziel; ich hatte dir's noch

nicht gesagt, wollte hören, ob du im Vorbeifahren mir was sagtest. Pallanza ist die Perle vom See, und dieses Hotel die Perle von Pallanza; ich kenn's. So einen Garten hat keines. So im See liegt keines. Aber was sag' ich dir viel, deine eigenen Augen haben schon gesprochen!"

Der Dampfer fuhr um die schön bewachsene Insel herum zum Landungsplatz; eine Viertelstunde später stand Marianne im Hotelgarten, am Wasser — im Haus litt es sie nicht — und wandelte wie im Traum herum. Sie, die Schülerin des Pflanzenprofessors, sah sich in der ganzen lebendigen Herrlichkeit immergrüner Welt; Fächerpalmen stiegen hoch in die blaue Luft, aus mächtigen Magnolienbäumen leuchteten die schwanenweissen Blumenkelche, die riesigen Knospen hervor. Trauerzypressen und andere schauten auf die Wege nieder, Zedern überragten sie, Mizpelbäume sahen über die Mauer ins Wasser; Bambusrohr mit seinem zierlichen, lichtgrünen Blattgefieder hob sich hoch empor. Tausende von Blumen blühten, auch brennende, glühende Märchenblumen. Sie schlenderte am Ufer hin, immer neue Blicke auf den gewaltigen See; auf die nahen und fernen Inseln, die leuchtenden Ortschaften, die weiß schimmenden Steinbrüche der Granitberge, die von Schnee gekrönten Walliser Alpen. In der kleinen Nachbarvilla am Wasser, einer Handelsgärtnerei, schlug wieder ihr botanisches Herz: an der Ufermauer entlang stand wie aufmarschiert eine lange Reihe von Oleanderbäumen, in wechselnden Farben und Tönen herrlich üppig blühend. Wie ihr Hauptmann marschierte rechts ein Granatbaum, auch in voller Blüte, auch aufs Wasser

blickend. Es sah aus, als gehörten sie alle zu beiden Elementen, als hätten Erde und See sie gemeinsam, im Liebesbund hervorgebracht. Rückwärts, der nahen Straße zu, war ein holdes Gewimmel von heranwachsenden Fächerpalmen, kleinen, kleineren, kleinsten.

Der See aber, der dunkelblaue, sang an den Gartenmauern sein leise brandendes Lied.

Prætorius war Marianne leise nachgegangen, trat nun auch herzu. Er weidete sich an dem tiefen Staunen und der schimmernden Wonne der jungen Augen. Dann fühlte sie seine freundliche Hand auf ihrer Schulter. „Onkel Karl!“ sagte sie. „Wir sind im Paradies!“

\* \* \*

Für Marianne begannen wundervolle Tage; Tübingen mit seinen Seelennöten schien nach und nach zu versinken... Der italienische Sommer hatte sie empfangen und blieb, warm, nicht zu warm; zweimal brauste ein Gewitter dahin, das ein wenig fühlte. „Dies ist ja unser Haus, Onkel!“ jubelte sie am zweiten Tag; „und auch unser Garten. Weißt du, wieviel Gäste hier sind? Mit uns beiden sind's vier. Dies ist die tote Saison, sagte mir vorhin der Oberkellner; also die schönste Zeit!“ sagte ich. Und alle sind hier deutlich im Haus, vom Wirt bis zum Listboy. Aber rund um das Haus herum ist Italien!“ — Wenn man aus dem Hotel auf die Straße kam, konnte man drüber in einen zweiten Wundergarten treten, der sogleich hügelan stieg; auch der gehörte zum Hotel, endete links in einer Villa, die vermietet wurde, und oben in dem

Idyll einer Landwirtschaft, die den Gastrohof ernährte. Hatte man die Zedern, Fächerpalmen, Koniferen, Magnolien überstiegen, so kam man zu einem Hühnergehege, zu Kühl- und Schweineställen, zu Gemüsegärten; im freien Feld spendeten riesige Feigenbäume, mit noch reifenden Früchten bedeckt, kühlenden Schatten. Wer das alles gegründet hatte, konnte man auf der Straße an einem Denkmal sehn, das die Gartenmauer schmückte; es trug die Büste eines älteren, bauchbürtigen Herrn, und eine italienische Inschrift berichtete, daß dieser Nürnberger, Georg Seyschab, Erbauer des großen Hotels, sich um die ruhmvolle Entwicklung Pallanzas wohlverdient gemacht habe. Marianne, die das mit Freude las, erfuhr dann von dem Nachfolger dieses Begründers, der als sein Neffe alles besaß und regierte, daß Pallanza ein ärmlicher und wenig besuchter Ort gewesen sei, als der Mann aus Nürnberg an dieser schönsten Ecke seinen Garten schuf, ihn in den See hineinbaute, die verstreuten Klippen mit Erdreich füllend. Dem Pfadfinder folgten dann die Ablerner, den Hotels die Villen, und Pallanza wurde das „Paradies“, in dem Marianne nun goldne Tage lebte.

Wie schön war es, an den Ufern unter den edlen Bäumen Stunde um Stunde zu schauen, zu lesen, zu schreiben und zu träumen; wie schön auch, auf den wohlgepflegten Straßen zu wandern, die Städte und die Menschen, die Kirchen und die Villen zu sehn. Das Schönste war die hohe Straße, die nach Intra führt; sie blickte zu dunklen Wäldern hinauf und zu reizend umblühten und umbauimten Ufervillen hinunter; dazwischen

immer neue, überraschende Blicke auf den langhingestreckten See mit reichgegliederten Bergen, auf die Brandung an dem Gefels der Tiefe, auf Dampfer, Segler, Gondeln, die das Blau durchschnitten. War man dann aber wieder zu Haus und versank der sonnenverklärte, leuchtende Tag, so schien doch erst das Allerschönste zu kommen: die Friedenswonne der Nacht. Auf der Terrasse vor den Gesellschaftssälen sitzend, oder auch an den Fenstern ihrer hochgelegenen, nach Süden und Osten schauenden Zimmer, sahen die beiden, wie gleichsam ein anderer, leiserer Tag Himmel, Wasser und Land mit Lichtglanz schmückte: wie oben die Pracht der Sterne wuchs, der rote Mars wie eine Fackel über die Ostberge stieg, jenseits des Golfs die elektrischen Flammen von Stresa aufblitzten und über den See herüber eine Brücke warfen. Alles überglänzte das neue „Regina Grand Hotel“, das, um die älteren Gasthöfe von Streja zu besiegen, allabendlich große Illumination machte vom Fuß bis zum Gipfel, als wollte es den ganzen Lago maggiore beleuchten. Dann kamen aber auch die Abende, an denen wieder ein Stärkerer das *R e g i n a h o t e l* überglänzte: der König der Nacht, der *M o n d* erschien, sein Rund immer weiter füllend, mit der ganzen Pracht südlich klarer Nächte. Er warf eine Brücke wie ein breiter, goldener Strom über den erschauenden See.

In so einem Mondscheinabend stand Marianne schon lange an ihrem Fenster, Prätorius hinter ihr. Die Stimmung da draußen war wohl noch größer als sonst; der Nachbargarten, von der Oleanderwand am Ufer lang-

sam ansteigend und jenseits der Straße sich fortsetzend, bis er über seinen Gewächshäusern und Wohnbauten in mächtigen, edlen, hügelkrönenden Baumgruppen endete, stand in dem Mondlicht wie unter einer geheimnisvollen Gewalt; es lag eine so feierlich düstere Glut auf ihm, daß Böcklins märchenhafteste Naturbilder verblaßten. Marianne fühlte das, ihr Herz bebte süß. Es war so voll Dankbarkeit. Sie wandte den Kopf zum Oheim zurück und küßte seine Hand.

„Warum tuft du das?“ fragte er. Zu ihrer Verwunderung schien seine liebe Stimme zu zittern.

„Weil du mich in dieses Paradies geführt hast. Wie soll ich dir danken?“

„Gar nicht.“ Er legte eine Hand auf ihr blondes, weiches Haar. „Ich hab' dir zu danken.“

„Du mir? Wofür?“

„Weil du — — weil du mich verjüngst. Dafür.“

Sie lächelte in sein wieder aufblühendes, gutes, hübsches Gesicht hinein. „Dich? Du bist so jung!“

„Bin ich das?“ — Es war, wie wenn seine Stimme wieder zitterte. Er trat aus dem Mondlicht in den Schatten zurück; es schien, daß er leise durchs Zimmer ging. Marianne stützte die Arme auf, im Fenster weit vorgeneigt, um sich so recht in die Mondflut zu tauchen, sich darin zu baden. Ihre Seele umarmte die schöne Welt.

Prætorius kam ebenso leise zurück. Wieder hinter ihr stehend wiederholte er nicht ohne Mühe: „Bin ich das?“

„Was?“ fragte sie träumerisch.

„Jung? — — Noch jung genug?“

Es fuhr auf einmal ein Schlag durch sie hin. Sie war ganz erwacht; sie fühlte, was er sagen wollte. Aber wie wenn der Schlag sie gelähmt hätte, rührte sie sich nicht.

„Bitte, bleib so stehn,“ stieß er halbgestammelt hervor; „es — es spricht sich so besser. Deine Dankbarkeit — schön und gut; aber die Frage — die große Frage — die jetzt alle Tage so vor mir steht wie der Mond da oben — die Frage ist: bin ich jung genug? und hast du mich lieb? — Du weißt, was ich meine. Ich sag' mir, daß ich ohne dich nicht mehr leben könnte — und dich also nicht mehr geben könnte — an niemand — und daß mir immer die drei Worte auf der Lippe schweben: werde meine Frau! — — Bist wohl ganz erstarrt. Bleib so, bleib so. Sollst mir jetzt kein Wort erwidern, still für dich bedenken. Dieser ‚seelelösende‘ Mond hat's herausgetrieben; du weißt, Goethes Lied: ‚Lösest endlich auch einmal‘ — — Ach, meine liebe, gute Marianne. In mir kämpft das schon lange; wenn man so zusammenwächst — gute Kameraden ... Das war wohl auch sehr mitschuldig an meiner Tübinger Erschlaffung und Verdüsterung. Nun, da mir hier wieder besser und wohler wurde, wuchs wohl auch der Mut — die Hoffnung — und du warst so süß und so gut. Aber da steht sie noch immer und röhrt sich nicht. Mir scheint gar, du zitterst. Was ist dir? So bang ums Herz? — Ums Herz? Hast du schon was anderes im Herzen? Da frag' ich nun das Allererste zu Leyt. Siegt jemand da drinnen? — Siegfried?“

Im Nu wandte sie sich herum. „D nein. — Nein, nein, nein!“

„Wie glühn aber deine Augen, Kind; in dem blassen Gesicht. Du warst in Tübingen so viel mit dem Siegfried Scholz. Mir schien, ihr hattet sehr ernste Gespräche miteinander; — nun, das verwunderte mich ja sonst weiter nicht. So ein denkender Mann wie er und so ein Mädel wie du! — Er gilt für eine Mischung von Gelehrtem und Dichter... Wenn er dir etwa seine Gedanken vorgetragen hat — —“

Prätorius wollte so ruhig und sachlich wie ein Professor zu Studenten sprechen, es fragte nun aber doch sein ganzes Gesicht. Marianne, der eine plötzliche Schwäche in die Glieder trat, lehnte sich an die Fensterwand; „o ja!“ stieß sie mit Überwindung alles Widerstrebens hervor. „Das hat er getan. Es kam so. Wir kamen auf den Monistenbund. Er — er gehört nicht zu euch; er geht andre Wege. Er glaubt, daß die ‚Welträtsel‘ noch nicht gelöst, oder auch unlösbar sind. Daß wir die Welt ohne einen Schöpfer nicht begreifen können. Den er seinen Gott nennt. Das hat er mir alles gesagt.“

Über des Professors schnell bewegliche Züge ging ein überlegenes Lächeln. Er nickte vor sich hin. „Hab' mir's wohl gedacht. Ein frommier junger Mann! — So geht's, wenn man den graden Weg der nüchternen Forschung verläßt. Wohin kommt man dann? Zum Glauben und zur Kirche zurück!“

„Nein, nein!“ entgegnete sie eifrig, fast ungestüm, die Worte hatten ihr einen Stich in die Brust gegeben.

„So darfst du dir Siegfried Scholz nicht denken. Davon ist er frei!“

„Ist er's noch? Dann bleibt er's nicht! — Ei, wie du für den frommen Jüngling Partei nimmst — — Jetzt schüttelt sie den Kopf — und wie. Also du nimmst nicht Partei; dann laß ihn dir also zur Warnung dienen — teures, gutes Kind. Mit aufgehobenen Händen, mit einer Prophetenstimme möchte ich dich bitten: hüte dich vor dem Abfall vom Monistenbund! Das führt früher oder später zum Wahnglauben, zum Kirchentum, zur Seelenknechtschaft! — Was fehlt uns Monisten denn? Wir zweifeln ja nicht, daß die Welt voll Seele ist, wenn ihr das Wort durchaus haben wollt. Daß jede lebendige Zelle psychische Eigenschaften besitzt, davon sind wir überzeugt. Daß im ersten, einfachen Reflexmechanismus, den wir erkannt haben und noch mehr und mehr durchforschen, die Zellen sich in stufenweisem Fortschritt der Entwicklung sondern, neben die ersten verschiedenen funktionierenden Zellen die dritte, sagen wir: die Seelenzelle tritt; dann bei den höheren Wirbeltieren eine vierte, zur Empfindungs- zelle die Willenszelle; bis sich aus der psychischen Reflex- tätigkeit nach und nach das Bewußtsein entwickelt — ohne Schöpfer, Kind, und ohne Zauberei, nach dem ewigen Substanzgesetz. Daran halte dich. Hüte dich vor den Träumern, den Frömmern, den Poeten!“

„Ja, ja,“ sagte Marianne, von dem starken Blick seiner grauen Augen eingeschüchtert; wie ungern hätte sie auch gerade in dieser Stunde ihm ein Nein gesagt. Etwas Dieses widersprach in ihr, sie dachte einen Augen-

blick Siegfrieds schöne, klare Stimme zu hören; aber sie verhärtete sich. O wie frech er war! dachte sie, um die Stimme hinwegzujagen. Wie übermütig er unter den Platanen kniete!

Sie fühlte Prätorius' warme, fast zu warme Hand; ihre war wohl kalt. „Also nun gute Nacht!“ sagte er weich, so väterlich wie möglich. „Der Mond geht nach Baveno weiter, da sehen wir ihn hier doch nicht mehr. Still mit dir zu Rate gehn! Dazu eignet sich ja dieses Idyll, dieses ‚Paradies‘, wie du sagst, wie kaum ein anderer Ort. Professor Prätorius hat Geduld. Hab Frieden! Gute Nacht!“

\*       \*       \*

Der nächste Tag war ein Sonntag, Prätorius saß aber doch über Briefen und Geschäften; Marianne trieb es trotz der heißen Sonne hinaus, um in eine „welsche“ Kirche und zum katholischen Gottesdienst zu gehn. Sie war noch nie zu der gepriesenen alten Dorfkirche „Madonna di Campagna“ gekommen, die landeinwärts am Ende des Viale Principe Umberto liegt; so wanderte sie denn diesen Weg. Auf der schon vielbebauten Straße, die schattenspendende Platanen und Rosskastanien rechts und links begleiten, kam sie bald zur Kirche; von stattlichen Bäumen eingefaßt, zum Teil überragt, lag sie schlicht, idyllisch und wirklich wie eine Dorf schöne da, die sich aber festlich geputzt, mit zierlicher Kuppel und schlankem Turm geziert hatte. Das Hochamt hatte schon begonnen, das Schiff war mit Menschen gefüllt; Marianne, am Eingang stehend, hörte noch einen Teil der

Messe, Orgel und Gesang. Dann trat sie wie die entlassene Gemeinde wieder hinaus. Den „Gott“, von dem Siegfried ihr gesprochen, hatte sie auch hier in der ländlichen Kirche nicht gefunden; es war aber einträumisches Wünschen, ein Gefühl aus fernen Zeiten in ihr, sie blickte unbefriedigt umher. Ein seltsamer, antifärierender Bau, der aus dem ebenen Tal emporragte, trat ihr in die Augen; Mauern gingen von ihm zu beiden Seiten weiter. Der neue Friedhof! fiel ihr ein; sie hatte davon gelesen, auch ein Bild gesehn. Cimitero monumentale nannten ihn die Pallanzer; das Wort „monumentale“ lockte sie; vielleicht war irgend etwas feierlich Schönes dort zu finden. Ein Fußpfad führte rasch, wenn auch sonnig hin ...

Was sie gesehen hatte, war der Eingang, für so ein Städtchen großformig und würdig; er wies in ein von offenen Hallen umgebenes Biereck, in dem schon viele Denkmäler, schlichte und bildnerische, den fehlenden Schmuck von Busch und Baum zu ersezzen suchten. Sie wanderte eine Weile in den Hallen hin, wo offenbar die Vornehmen und die Reichen sich gebettet hatten. Genien, Engel, Gruppen, Bildnisse sagten allerlei, manche mit italienischem Pomp und Pathos; doch nichts, das mir recht zu Herzen geht! dachte sie. Plötzlich blieb sie stehn. Eine Steingrotte erhob sich vor ihr, wunderlich gebaut: aus vielen ungleichen Quadern aufgetürmt, die, wie wenn sie aus alten Tempeln oder Gräbern stammten, ägyptische und andere Figuren oder Ornamente trugen. Ein grünlicher Schein fiel von rückwärts schräg aus einem Spalt in die Grotte; von vorn

erfüllte sie Tageslicht. Eine lebensgroße Gestalt, ein Mann in antikem Gewand, stand auf dem unebenen, zerrißenen Boden, Kopf und Blick zur Erde geneigt; er ergriff Marianne auf den ersten Blick. Lag es in der Wahrheit seiner ernsten, tief sinnenden Haltung? in dem schlicht langen Haar? oder in dem noch nie gesehenen Rahmen, dem grabähnlichen Bau aus längst vergangenen Zeiten, in dem er so fremd und doch so „ewig menschlich“ stand? — Was suchten und sahen denn wohl die gesenkten Augen? Sie trat näher, nun entdeckte sie — zwei kleine, kahle Zweige lagen vor ihm auf dem Boden, wie durch Zufall so zusammengekommen, daß sie ein Kreuz bildeten; — ja, das Kreuz des Leidens. Bist du Jesus Christus? fragte sie, erregt und bewegt, zu dem Steinbild hin. Oder bist du irgend ein anderer Erdensohn, der sein und unser aller Los in diesem Symbol vor sich liegen sieht? — Ach ja, es scheint, unser aller Los. Wenn auch einmal Paradiesestage oder -wochen kommen — das Leben sagt uns doch: Nimm dein Kreuz auf dich! Ob schwer oder leicht, ob tödlich oder siegreich zu tragen, ein Kreuz ist es doch. Du da in der Grotte, der du so furchtbar nachdenklich stehst — wenn du nicht Jesus Christus sein sollst, sondern ein Mensch wie wir — was erwartest du für dich? Tod oder Sieg? — Was soll ich erwarten?

Sie konnte sich lange nicht trennen von dem Fragebild; endlich wanderte sie tief verhorrten heim. Die Gedanken gingen ihr nach, auch als sie wieder in ihrem geliebten, wenn auch nicht mehr so einsamen Garten saß; denn allmählich waren neue Gäste gekommen,

italienische, englische, amerikanische, auch eine Französin mit einem spanischen Gatten, die immer wie eine Wolfe von Dürsten vorüberging. Freilich zogen die meisten bald wieder weiter . . . Marianne hatte sich der kleinen Insel gegenüber gesetzt, die sie immer herzlicher liebte. Es war keine von den berühmten, gepriesenen, um derentwillen man den Lago maggiore besucht, viele wissen gar nichts von ihr; sie lag aber dem Hotelgarten so nahe, als gehöre sie eigentlich mit dazu, und das so schön felsige und hochbaumige Eiland erschien ihr wie ein kleines Britannien, das sich einst vom Festland getrennt hat, das kühne Eroberer reizen kann, und das vielleicht eines Tages Normannen vom Grand Hotel Pallanza — Marianne Prätorius an der Spize — an sich reißen werden. Ein kleiner Hafen war schon da, in den man stürmend einfahren konnte; kleine Hängeweiden beschatteten ihn, ein Boot lag in ihm. Ein braunes, schöngeschweiftes Hündchen, das sie schon oft gesehen hatte, erschien auf der Ufermauer und schaute in das Boot hinab. Marianne begriff sogleich, warum: die Bewohner der Insel, gegenwärtig die einzigen, der Gärtner mit seinem Weib und seinem Knaben, kamen den Fußweg herunter und stiegen in den Kahn, legten die Ruder aus. Das Hündchen wollte mit, es bellte; das klang ganz wie bitten. Die Menschen erhörten ihn aber nicht, vermutlich hatten sie ihren Grund dazu; sie fuhren aus dem Hafen und zur Stadt Pallanza. Wie traurig stand das kleine, liebliche Geschöpf auf der Ufermauer! Der Schwanz hing zur Erde, es brach in ein so rührend zart winselndes Wellen aus, daß Marianne in

Mitleid schmolz. Ach du armes Hündchen, mußte sie denken; du trägst auch dein Kreuz!

Endlich lief es wieder nach oben zurück und verschwand. Von der östlichen Seite der Insel kam eine Gondel heran, auf eine der beiden Anfahrten des Hotelgartens zu; ein Marinajo mit weißer Tellermütze ruderte; ein Fremder, wie es schien, hell und leicht gekleidet, saß am Steuer. Sie landeten, er stieg aus, zahlte und stieg die steinerne Landungstreppe hinauf. Mariannen stochte das Herz. In seinem raschen, kräftigen Gang erkannten ihre träumenden Augen ihn. Siegfried! Es war Siegfried!

Nun sah er sie erst; sie war aufgestanden, blieb aber wie ein Steinbild stehen. Er trat rasch hinzu, den Hut in der niederhängenden Hand; „Fräulein Marianne!“ sagte er mit gedämpfter Stimme, obwohl niemand im Garten zu sehen war. „Ich beschwöre Sie, erschrecken Sie nicht! und entfliehen Sie nicht! Ich komme von Stresa, da wohne ich. Ein einzigmal — nur ein einzigmal will ich, muß ich Sie sehn! Durch Ihren Onkel Kurt unterrichtet — daß Sie hier sind, mein' ich — bin ich hergefahren. Zum Abbitten; zu weiter nichts! — Wenn sich je ein Mensch — — wenn Sie sich wieder sehen möchten; das Stehn greift Sie an — ich fühl's — wenn sich je ein Mensch mit seinen Fehlern beschäftigt, in sie vertieft, sie verwünscht und verachtet hat — so hab' ich es jetzt in der Tübinger Gartenstraße getan. Glauben Sie mir, ich weiß, wer ich bin! Ein plumper, ein dreister, ein rücksichtsloser — weil von falschen Ideen verführter, aufgeblasener — — bitte, hören Sie mich noch ein paar Minuten so gütig an; dann verschwind'

ich wieder. Der Mensch will doch gerne sagen, deutlich machen, wie er auf seinen Irrweg gekommen ist! — Da sind zuerst die Eltern, nicht wahr. Mein Vater war sanft, meine Mutter — eher derb und herb. Sie hatte eine freie Zunge, sagte frisch und unbekümmert heraus, was sie meinte. Sie hatte Geist, sie traf gewiß oft den Nagel auf den Kopf; oft natürlich auch nicht, wie wir alle nicht. Gewiß hat man oft grimmig und schlecht über sie gesprochen. Aber sie glaubte das Rechte zu tun; mach's nur auch so, Bub! Gib dich, wie du bist!"

Marianne nickte; sie saß wieder auf ihrer Bank; auf ihre sanft einladende Gebärde hatte er den Kopf geschüttelt und stand. „Ich verstehe," sagte sie, von seiner Stimme und allem gerührt. Sie hatte ihn nie so blaß, todesblaß gesehn; doch auch nie so schön. „Wie man in der Kindheit so —“

„Dann kam ich in die Welt hinaus! Sie könnten sagen, jeder findet die Welt, zu der es ihn zieht, zu der er gehört; aber ganz so ist es doch nicht. Auch Menschen werden oft wie fliegender Samen verweht! Ich kam durch meine Vettern, die mir in meiner damaligen Armut großmütig halfen, in die sogenannte Zigeunerwelt: Schauspieler, Künstler, auch Abenteurer. Mein gefährliches Erbteil und die mütterliche Lebensweisheit — ach, sie war ja sonst eine vortreffliche, seelengute Frau — mein Kapital an Torheit wuchs in dieser Welt. Sich ausleben! Das Recht der Freiheit! Das Recht der Genialität! Das flog und schwirrte so durch die Lust. Und wie es doch das einzige Natürliche und Mensch-

liche sei, sich alles ins Gesicht zu sagen, was man voneinander denkt und fühlt, was den Kopf durchläuft . . . Ich bin nicht bei der Schauspielerei geblieben und auch nicht beim Dichten; aber in mein Erbteil hab' ich mich — tief hineingedrückt. Hätt' ich damals Menschen gefunden wie Sie — wie Thresgleichen — — wem wird aber alles zugleich und zur rechten Zeit! — — Übrigens, die rechte Zeit ist noch immer da; nur daß man schon viel verloren hat — das nicht wiederkommt.“ Er füllte seine gewölbte, breite Brust mit Atem. „Ich hab' nur noch den Wunsch, daß Sie mir verzeihen. Ich arbeite an mir wie ein Fronknecht; sozusagen im Schweiß meiner Seele. Das verdient denn doch vielleicht gütige Vergebung!“

Marianne war schon vor einer Weile aufgestanden, sie ertrug es nicht länger, zu sitzen, während er so ehern stehen blieb. Ihre Augen waren feucht geworden, sie nahm das wie unbewußt, unmerklich mit den Fingern weg. So ein stolzer und starker Mann, so vor ihr zu bitten! — „Warum sagen Sie ‚gütig‘,“ antwortete sie; bei diesem Wort hatte sie gezuckt. „Es ist mir ja wie eine heilige Pflicht, Ihnen zu vergeben. Schon daß Sie diese weite Reise gemacht haben . . . Ich bin tief gerührt, Herr Doktor. Und daß Sie mir alles so erklärt —“

Sie sah den Theim kommen und verstummte. Prätorius erschien vom Haus her zwischen den Magnolien und Zedern, ein Buch in der Hand; als er Doktor Siegfried erkannte, blieb er vor unsfreudiger Überraschung stehen. „Das ist unerwartet!“ sagte er schnell gesäßt, mit einem Lächeln. „Sie hier in Pallanza!“

Siegfried trat ihm entgegen, die Hand vorgestreckt:  
 „Nur um guten Tag zu sagen, Herr Professor — und  
 dann wieder fort. Ich hatte das ewig schlechte Wetter  
 so satt, sehnte mich von Tübingen weg, nach Italien.  
 Da hörte ich durch Ihren Bruder, dem Sie Nachricht  
 gegeben hatten, von dem herrlichen Wetter hier. Auf  
 nach Stresa! dacht' ich; das soll etwas weniger heiß  
 sein als Pallanza. Da wohne ich seit gestern, im Regina  
 Grand Hotel, wie ein Prinz. Wie gesagt, nur guten  
 Tag; mit dem nächsten Schiff fahre ich zurück!“

Eben wurde im Hotel die Tischglocke geläutet; Prätorius deutete mit dem Kopf dorthin. Zu stolz und zu höflich, um einen so raschen Abschied anzunehmen, lächelte er wieder: „Sie hören, Herr Doktor, man ruft Sie zum Frühstück, zur Colazione; auch hier wird gegessen. So im Handumdrehen lass' ich Sie doch nicht fort. Bitte, seien Sie unser Tischgäst. Und nachmittags zeigen wir unser Schönstes, den Spaziergang nach Intra!“ —

Siegfried hatte bei Tisch zu berichten, die ganze Chronik von Tübingen; vom langsam vorrückenden Hausbau, von dem Schnellläufer Helmut, von Studentenfesten und Ausflügen; „Regen“ und „Rühle“ spielten immer mit. Prätorius genoß dann sein Schlummertündchen, daran hatte er sich gewöhnt; gegen vier brachen sie zum Spaziergang auf. Siegfried wanderte in der fast zu warmen Sonne leicht und froh wie ein neubebauter Mensch dahin; er hatte, während der Professor schlief, von Marianne im Garten vollkommene „Absolution“ erhalten, ihre weiche Holdseligkeit tief wie noch nie empfunden, ihm war, als hing nun sein Herz

ganz und gar an ihr. Ihn beglückte alles, jede Villa am Weg, jede blumengeschmückte Mauer, jeder neue Blick von der hohen Straße auf den blauenden See; selbst die Störenfriede, die staubaufwühlenden Autos, unterbrachen seine Freude nicht. Mariannen erging es heute ebenso, ihr jugendlicher Haß auf die „feindlichen Ungeheuer“, die „Weltverderber“ war wie eingeschlafen; nur Prätorius warf zuweilen einen Fluch in die staubwolkige Luft. Dann sah er wieder, wie die beiden andern unanfechtbar frohsinnig lächelten, starrte auf die Erde und ging schweigend weiter... Sie kamen bis zu einer kleinen Kirche, die sich hinter Zypressen und andern Edelbäumen halb versteckte, aber nicht wie ein Kirchlein, sondern wie ein Tempel aussah; sie war Mariannen und Prätorius schon früher aufgefallen, sie blieben wieder stehen. Die Straße ging hier hart am Ufer, auf ein paar schmalen, steilen Felsen stieg das Tempelchen malerisch, gegen die Straße abgemauert, aus dem See empor. Man konnte nur sehn, daß gesleckt graue Granithäulen an den Seiten hinließen; schwärzliche Säulchen, in zwei Stockwerken, schmückten die Fassade, aus dem flach dreieckigen Giebelchen schauten zwei Kinderköpfe heraus; darüber erhob sich ein kleines Kreuz.

„Nicht wahr,“ sagte Marianne, „durch dieses Kreuz sagt der Tempel doch: ich bin eine Kirche?“

Prätorius schwieg. „Er sagt aber doch auch: ich bin ein Tempel,“ erwiderte Siegfried; „alles Säulen, Säulen. Es wird einem beinahe griechisch zumut; wie er so schön, so zierlich über dem tiefen See steht.“

„Ach ja, Sie haben recht," sagte Marianne. „Man gewinnt ihn lieb!"

„Wen gewinnst du lieb?" dachte Prätorius; auf einmal schüttelte ihn die Eifersucht. Er konnte Marianne nicht mehr so froh und zufrieden sehn; er konnte diesen Nachreiser, diesen Siegfried nicht mehr sprechen hören. „Tempel!" rief er aus, mit einer Wendung gegen den „gottgläubigen“ Zoologen, gernschäzig lächelnd. „Sie sagen: Tempel. Das ändert doch nichts. Tempel oder Kirche — das ist alles eins. Immer Übergläubie, Pfaffenherrschaft und Bekämpfung der Wissenschaft! — Sie erlauben wohl, daß ich mich über Sie verwundere, Herr Doktor. Ein Mann der Wissenschaft; offenbar ein guter Kopf. Ein geschulter Kopf. Und Sie freuen sich an so einem Tempel — und wie ich höre — wie ich höre — haben Sie ein gläubiges Verhältnis zu Gott!"

Siegfried schoß das Blut ins Gesicht. Was sollte dieser Angriff? Wodurch hatte er den herbeigerufen? „Ich verstehe nicht," erwiderte er, die Stirn niedergiehend, doch mit noch beherrschter, ruhiger Stimme. „Ich sprach von diesem Tempel als Kunstwerk; an was anderes dacht' ich nicht. Wenn Sie mich aber so unerwartet auf den Herrgott anreden — von dem man ja eigentlich nicht so ohne weiteres spricht — ja wohl, Herr Professor. Ich habe aber meinen Gott, nicht den einer Kirche.“

Es erlangt etwas in Siegfrieds Ton, das den schon verstörten Professor reizte, er verzog den Mund zu einem überlegenen Lächeln. „Erlauben Sie, das sagt so mancher: ich habe meinen eigenen Gott! Wenn man näher zu-

sieht, ist's dann doch gewöhnlich — gewöhnlich — der selbe wohlbekannte, menschenähnliche Gott, der sich eines Tages hinsetzte und Gräser und Bäume, Tiere und Menschen schuf. Wozu haben denn Darwin und die Geologen und die Physiker und die Chemiker all die großen Gesetze und Erkenntnisse gefunden, wenn der Schöpfungsgott ewig leben soll?"

O diese Männer! dachte die erbangende Marianne, mit einem Blick auf den kleinen unschuldigen Tempel.

„Die haben denn doch wohl noch nicht alles gefunden," gab Siegfried zurück, „was zur Absezung des Schöpfers nötig ist. Mich dünkt aber, die Herren Monisten — natürlich nicht alle — aber manche — gehen auf den ‚Glauben‘ wie aufs rote Tuch! Muß denn jeder Glaube gleich ein Alter glaube oder ein Pfaffenstück oder ein unduldsames Kriegsgeschrei sein? Ist diese Tuchheze — Sie entschuldigen — nicht eine Beleidigung für das deutsche Volk, das so viele tieffinnige, erleuchtete Gottbekänner hervorgebracht hat, die sich von allen Dogmen befreit hatten? Haben denn all die großen Zeugen für ein höchstes Wesen, haben unser Kant und Goethe nicht gelebt?"

„Das rote Tuch!" rief Prätorius, dem die Stirnaderen schwollen. „Tuchheze... Sie reden so — Ich glaube, Sie sollten nicht ganz vergessen, daß Sie doch noch — jung sind."

„Ich werde mich bemühen, älter zu werden; das ist ja bis jetzt noch jedem geglückt! — Erlauben Sie mir nur noch zu sagen: Sie haben den ‚alleinseligmachenden‘ Gott der Gläubigen nicht mehr, dafür haben Sie das

alleinseligmachende Substanzgesetz! Substanz — was sich aus diesem Kautschukwort alles machen lässt, das hat uns Ihr Meister Haeckel gezeigt. Der große Denker Baruch Spinoza, sagt er, der hatte ja schon unsern monistischen Substanzbegriff; was ich so nenne und was er so nannte, das ist ganz dasselbe! — O Himmel! Dasselbe... Für Spinoza war Gott und Welt als „Substanz“ vereint; darin schieden sich aber zwei höchste „Attribute“, „Denken“ und „Ausdehnung“ — also etwa Geist und Materie. Also wohl ungefähr derselbe Dualismus, den der neue Monismus verabscheut, zu vernichten sucht. Aber bei Meister Haeckel, wie beim Taschenspieler —“

„Herr Doktor!“

„Sie heißen ja nicht Haeckel. Mit Spinozas ausgedehntem Stoff und denkendem Geist identifiziert er seine beiden Objekte: Materie und Energie! Und diese seine Energie oder ‚Urkraft‘ beschreibt er dann als eine ‚Vibration der Atome‘; die wäre also dasselbe wie Spinozas ‚Denken‘! — Er — spielt aber noch weiter, er kann noch mehr. Seine Substanz bekommt wieder andere Attribute, auf der nächsten Seite: sie heißen nun Masse und Äther. Äther ist jetzt Spinozas Denken; denn triumphierend hat vorher der Meister gesagt: ‚Auf diesen höchsten Grundbegriff von Spinoza — die Substanz — kommt unser gereinigter Monismus nach zweihundert Jahren zurück. Bitte, sagen Sie! Ist das die Wahrhaftigkeit der Wissenschaft? Oder, um nicht Moral zu sprechen, ist das ein Kopf, der imstande ist, uns letzte Wahrheit zu geben?‘“

Die arme Marianne stand wie verloren da. Sie drückte die Hände gegeneinander, um sie nicht zu ringen; ihr bleiches Gesicht sagte aber, nein, es schrie: Müssen denn die Männer so streiten? — Siegfried sah hin; er fuhr zusammen. Er entsetzte sich, es fror ihn plötzlich. Darum war er von Tübingen nach Pallanza gekommen? Darum hätte dieses holde Geschöpf ihm verziehen? — Er riß sich den Hut vom Kopf; im nächsten Augenblick — es rührte sich eine unmenschliche Kraft in ihm — trat er dem Professor näher, verneigte sich und lächelte ihn an. „Sie haben übrigens recht,” sagte er, „ich bin noch jung. Wenn ich das eben — mißbraucht haben sollte — wenn ich zu hitzig oder zu töricht geredet haben sollte — so bitte ich ganz ergebenst und aufrichtig um Entschuldigung.“

Marianne, vor Dankbarkeit und Freude eine Hand auf ihre Brust gedrückt, sah nun den Ohem innig bittend an. „Kind,” murmelte er verwirrt, „ja, ja“. — Ich hatte angefangen! fuhr ihm durch den heißen Kopf. Er zog unwillkürlich auch den Hut. „Herr Doktor,” sagte er, sich zum Lächeln zwingend. „Ich bin nicht mehr jung — fünfzig Jahre alt. Wenn ich mich dennoch jung benommen haben sollte — es scheint ja so — dann bitte ich gleichfalls um Entschuldigung.“

Jetzt atmete Marianne so tief und sagte so selig erlost: „Gott sei Dank!“ daß sie beide lachten.

\* \* \*

Prætorius saß am Abend dieses Tags an seinem Fenster; der Mond, der noch nicht über Stresa stand,

schien ihm ins Gesicht. Er gab ihm aber nicht den Frieden der Nacht . . . Sie waren zwar am Nachmittag wie gemütliche deutsche Männer weitergegangen, das Mädchen in der Mitte; sie hatten sachlich „akademisch“ über Form und Bauart des Tempelchens, dann über die Vegetation der italienischen Alpenseen gesprochen; so waren sie nach Intra gekommen, das sich an niedrigem Ufer städtisch, gewerbsfleißig hinzieht. Mit dem nächsten Dampfer fuhren sie heim, die zwei nach Pallanza, Siegfried nach Stresa; beim Abschied vom Professor höflich eingeladen, „sich doch noch einmal sehen zu lassen“ . . . Ich war unneif! dachte Prätorius; ihm war schlecht zumut. Ich brach diesen dummen Streit vom Zaun! Wie konnte mir so ein unsinniger Gedanke kommen? mir in meinen Jahren? — Ach, die Jahre schützen nicht vor der Eifersucht. Ach, im Gegenteil: da steht dann so ein Jüngerer — an dem die Junge sich freut — Jugend hält zur Jugend. Da werden dann „die Jahre“ toll! Und so sagte ich dieses dumme, böse, herausfordernde Wort! — Einsperren sollte man uns in gewissen Jahren. Daß wir die holde Jugend nicht sehn, uns nicht an ihr verbrennen, nicht um sie verzehren!

Er horchte auf, ihm war, als ob er Marianne in ihrem Zimmer nebenan leise wären höre; erschrocken erhob er sich. Sie hatten sich heute früh getrennt, Marianne war blaß gewesen und hatte in ihrer flaglosen Weise gesagt, ihr Kopf sei nicht gut. Er ging leise bis zur Tür und lauschte. War es Täuschung? Er hörte nichts. Saß sie auch wie er am Fenster und suchte Frieden im Mond? — Er stand noch eine Weile so, die tiefe Stille

behorchend; zuletzt zog es ihn doch, er klopfte. „Herein!“ rief sie laut.

Er trat ein. Den Kopf auf die Seite legend fragte er beinahe schüchtern, weich: „Darf man nach dir schauen? Ich wünschte so gern, ob es dir etwas besser geht. — Jedenfalls steht der Mond dir gut!“

Sie saß so, wie er gedacht hatte; den schön gerundeten Kopf hatte sie in die Hand gestützt. „O ja, mir geht's besser. — Wie lieb von dir, daß du fragen kommst. Du siehst aber so aus — das kenn' ich an dir, diesen besonderen Blick — als ob du noch etwas sagen, etwas loswerden möchtest. Werd' es ruhig los, Onkel! Ich hör' schon wieder gut.“

„Ach, mein liebes Kind. Ich denke ja nichts als Anklage —“

„Gegen wen?“ Sie richtete sich auf.

„Gegen den Professor Prätorius. So durfte sich dieser Mann nicht benehmen; das gehörte sich nicht. Dein Kopfweh war und ist wohl auch mehr — — du bist wohl sehr unzufrieden mit mir. Und sehr — ja, und sehr —“

„Und was?“

„Sehr auf seiner Seite!“

Marianne stand auf. Jedes Wort von ihm rührte sie; es kam alles so wehmüdig selbstverachtend aus einer überfüllten Brust. „Nein, nein,“ antwortete sie. „Lieber Onkel, du denkst zuviel; was ist denn gewesen? Ein kleiner Streit, wie sie alle sind. Ich kenne ja doch die gelehrtten Männer! So was braucht ihr von Zeit zu Zeit! — „Auf seiner Seite“ — — ich bin bald auf seiner,

bald auf deiner Seite. Das ist ja mein — tragikomisches Schicksal: ihr reißt mich zwischen euch hin und her. Denn das sag' ich dir ehrlich, Onkel: er sagt manches, was — — Dir immer recht geben kann ich nicht!"

Wie hübsch dieses Mädel spricht, dachte der arme Prätorius. Wie man nur ohne die leben soll! — „Kind, das tu' ich ja selber nicht," erwiderte er. „Ich ohrfeige mich ja selbst! — Man sollte eigentlich mit so etwas nicht scherzen —" er scherzte doch, etwas trübsinnig — „du hattest aber gestern recht, als du mich ‚so jung' nanntest. Ja, ich bin offenbar noch jung; wenn auch nicht so, wie ich's möchte! — Das alles mit Spinola übrigens — ich hab's ja gar nicht verteidigt, nicht mit einem Wort. Überhaupt — Mariannele — ich bin für Belehrung zugänglich; es muß nur in anmutender Art geschehn. Auch wenn mich dieses Mädel einmal belehren wollte — versuch's nur — versuch's nur — da solltest du dein Wunder sehn!"

Die große Gestalt richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf, als wollte sie möglichst jugendlich erscheinen; als wollten außer den Augen und dem lächelnden Mund auch die Schultern sagen: gib mich noch nicht auf! hab nur Mut! — Seine Weichheit, seine Liebenswürdigkeit erschütterten Mariannens Herz. „Ach du lieber, lieber Onkel," sagte sie und lehnte sich auf seinen Arm. „Wie sprichst du zu deinem jungen Kind. Ich, die ich alle Tage von dir lerne — mit dem Belehren laß mich lieber warten, bis du alt und grau bist." Sie versuchte recht heiter zu scherzen: „bis du wieder kindisch wirst!"

Er fasste ihre Hand. „Und so lange bleibst du bei

mir? Bis ich kindisch werde? Wirst mich nicht verlassen?"

"Ach, wie sagst du das süß. — Es kommt mir ja so ganz unmöglich vor, mich von dir zu trennen; ohne dich zu leben. Wenn du mich so lieb behältst —"

"Marianne! Ich dich? — Das kann ja nicht enden. Nie! Nie!" — Sie ließ ihm noch immer die Hand, um ihm wohlzutun; er wagte ihr hoffend in die warmen, guten Augen zu schauen. Flüsternd sagte er: „Du bleibst also bei mir? Aljo —?"

Nun zog sie doch die Hand zurück. „So nicht," hauchte sie. „So noch nicht!" — Sie sah, wie aus seinen geliebten Zügen alle Freude schwand; das innigste Mitleid quälte sie. Aber irgend ein Gefühl hielt sie aufrecht; „noch kein Ja verlangen, bitte. Und meinem Kopf nun doch Ruhe lassen. Gute, gute Nacht!" Er trat stumm zurück. „Und — und hoffen, hoffen!" hauchte sie ihm nach.

Er nickte und ging in sein Zimmer zurück.

\*       \*       \*

Marianne erwachte am Morgen aus einem kurzen, aber ergreifenden Traum. Sie stand auf dem neuen Pallanzer Friedhof, vor der sonderbaren Grotte; Jesus Christus lebte, er hob den gesenkten Kopf, blickte zu ihr auf und deutete mit dem Zeigefinger auf die beiden Zweige am Boden, das Kreuz... Ihr standen warme Tropfen auf der Stirn, an den Schläfen, als sie zu sich kam. Tief erschüttert machte sie die Augen wieder zu: ob das Bild dann noch wiederkehrte? — Nein, es blieb

verschwunden. Es wirkte aber noch auf ihre arme Seele, wie mit einer lebendigen Stimme sagte es ihr: „Nimm dein Kreuz auf dich!“ — Und hab' ich's nicht schon auf mich genommen? sprach sie zu sich. Mein Kreuz — warum wär's mein Kreuz. Diesem besten Mann — ich glaub', daß er doch der beste ist — ich hab' ihn so lieb — diesem besten Mann ein neues Leben zu schenken, ist denn das ein Kreuz? — Hoffen! Hoffen! hab' ich ihm gestern gesagt, als er ging. Ist das nicht vor Gott, als hätt' ich mich ihm schon anverlobt?

Sie schüttelte den Kopf: Anverlobt noch nicht! Ihr ward aber so bang ums Herz; sie fühlte sich zwischen diesen beiden Männern wie zusammengedrückt — wie in einem Netz gefangen. „Ich muß, ich muß es zerreißen!“

Sie stand auf, ohne sich anzukleiden, mit einem raschen, wilden Entschluß griff sie zu Papier und Feder: Siegfried jetzt nicht wiedersehen! Ruhe, Ruhe haben! „Lieber, geehrter Herr Doktor!“ schrieb sie eilends hin. „Ich wollte es gestern beim Abschied nicht sagen, als mein Oheim Sie zum Wiederkommen einlud; aber lassen Sie mich's heute sagen: er ist doch immer noch nicht wohl genug, er braucht Schonung, Stille; und Sie haben gestern gesehen, wie leicht er sich aufregt. Es tat ihm selber so schrecklich Leid. Es ist aber besser, wenn Sie jetzt nicht wiederkommen. Ich bitte Sie darum. Ich muß Ihnen noch sagen, in vielem bin ich Ihrer Meinung; aber — — Hoffentlich in Tübingen später frohes Wiedersehen!“

Sie kleidete sich hastig an; ungefrühstückt ging sie zum Landungsplatz, wo sie einen Briefkasten wußte,

und warf ihr Briefchen hinein: so mußte Siegfried es mit dem nächsten Dampfschiff bekommen. Dann eilte sie heim. Es fiel eine jähre Angst auf sie, schnürte ihr die Brust zusammen, sie wußte nicht warum; als tue sie etwas Unsinniges, Unrechtes, begehe ein Verbrechen. Sie verstand es nicht; „ich will doch nur das Gute? das Beste?“ Aber eine Bangigkeit blieb auf ihr, wollte heut nicht weichen. Sie wehrte sich mit aller Kraft; sie stürzte sich wieder in das „Pallanzaglück“, in ihr „Paradies“. Mit dem Theim schlenderte sie am Morgen in dem oberen Garten des Hotels, sie hatten ihn erst einmal betreten; sie durchwanderten ihn in alle Winkel hinein. Dann zogen sie am Ufer bis zum Nachbarort Suna hin, der auch am See liegt und in alten Zeiten, nach italienischer (doch auch deutscher) Art, mit Pallanza blutige Fehden, kleine Kriege führte. Jetzt lag er friedlich, ländlich und bescheiden da; am flachen Strand, langhin, herrschten in drollig abwechselnder Gemeinsamkeit Steinmeize und Wäschnerinnen, im Sonnenschein unverdrossen wirkend. Der Nachmittag kam, Marianne las Stund' um Stunde im Garten, bald auf dem einen Lieblingsplatz, bald auf einem andern; — endlich trieb die innere Unruhe sie doch wieder in die Welt hinaus. Aber jetzt allein, allein... Auf der hohen Straße ging sie wieder gen Intra, ein unklares Gefühl zog sie an den Villen vorbei bis zu dem Rätsel, dem „Tempel“ — der gestern den Frieden von Pallanza gestört hatte. Als wäre es ihr Tempel, ihr durch irgend einen Märchengeist geschenkt, so sah sie ihn phantasierend an. Wie sollte sie ihn nennen? Den

Tempel des Glücks? Oder — der Entzagung? Oder des „unbekannten Gottes“?

Ihr fiel etwas seitwärts in die Augen, das sich bewegte, sie blickte hin; welch ein Schreck! Von Intra her kam Siegfried auf der Straße gegangen; in den hellen Kleidern wie gestern — dasselbe Bild — als wäre es noch gestern und er käme nur herumgedreht von Intra zurück. Die Überraschung heftete sie an den Boden an; sie wollte ihn ja nicht wiedersehn! Nach dem kalten Schreck stieg ihr aber etwas Warmes in der Brust empor; eine unsinnige Freude... Die Freude machte ihr die Augen naß... „Wie kommen Sie hierher?“ stammelte sie, als er nun grüßend vor ihr stand.

„Das wollte ich Sie fragen,“ erwiderte er. „Ich hab' Ihr Briefchen erhalten, ich komme also nach Palanza nicht mehr; wollte nur noch einmal auf dieser herrlichen Straße gehn. Da muß ich Sie hier bei dem Tempel finden! Zug es Sie denn auch —?“

Sie nickte. Auch? dachte sie. Zug uns denn das sielebe hierher? — Sie suchte etwas harmlos Heiteres zu sagen: „Ich wollte hier meine Andacht verrichten wie ein Griechenmädchen.“

„Wirklich?“ sagte er. „Wollten Sie das? Mir war eben auch so — griechisch zumut. Da strebte ich hierher! Die alten Hellenen, die so in der Schönheit lebten — und die Schöpfung in ihrer edelsten Schönheit an und um sich sahen — die schienen mir jetzt eben die rechten Menschen, ich sehnte mich zu ihnen. Die hätten sich das Weltall schwerlich als einen trockenen, physikalisch-chemisch arbeitenden Mechanismus gedacht! Ich stand

eben über dem See und sagte mir: Nur hinausschauen in diese wunderbare Welt voll künstvollster Harmonie! Das hätte sich alles von selber „mit der Zeit“ gemacht? Dadurch, daß immer neue, unzählbare „Variationen“ sich behaupteten und vorwärts kamen — — Ja, wer hat denn die Variationen gemacht? Der Zufall? — Ach, Fräulein Marianne — diese Mechanisten — — Aber da trab' ich schon wieder auf demselben Gaul. Werfen Sie mich runter!"

„Nein, nein," sagte sie rasch. „Ich will alles hören. Da wir uns hier getroffen haben — — Bitte, bis zu Ende!"

„Die Mechanisten, wollte ich nur sagen, die haben sich aus der Zeit und dem Zufall ein paar Götzene gemacht! Die Zeit und der Zufall, das ist die Lehre, die brachten miteinander so nach und nach, in Millionen von Jahren, diese unerschöpfliche, in ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit fast unausdenkbare Welt hervor! — Ist das ein phantastischer Aberglaube oder nicht? Sehen Sie, da oben die Fächerpalme; hundert Millionen Jahre, wenn ihnen niemand hilft, können nicht das Kunstwerk so einer Fächerpalme“ — eben flog ein prächtiger Falter vorbei — „oder so eines Schmetterlingsflügels“ — ein Wagen kam dahergefahren — „oder so eines edlen Pferdes erschaffen. Das kann nur eine anbetungswürdig erhabene Macht. Tausend Millionen Jahre können nicht das Genie eines Shakespeare oder die Güte, die Seelen Schönheit, die Holdseligkeit einer — Marianne schaffen!"

Sie erschrak. „O Gott, bitte, von mir nicht reden. Wer bin ich?"

„Nun, dann sagen wir: eines Mädchens, einer Frau, die so hold und gut ist wie Sie. Alles Schöne und Gute in dieser Welt flüstert und ruft und singt: es waltet ein unbegreiflicher Ur- und Allgeist — ein Gott!“

So hat noch kein Mensch zu mir gesprochen! dachte Marianne. Ach, und diese Stimme — wie viel Seele, wie viel Herz darin! — Es tat ihr leid und weh, daß er nun verstummte; ihr lag auf der Zunge: Sprechen Sie noch weiter! Seine leuchtend braunen Augen redeten aber, indes er schwieg; es war ein begeisterter Glanz darin, den hatte sie noch nicht gesehn. Der berauschte sie; bald wagte sie aber nicht mehr hineinzuschauen — und auch nicht zu reden. Sie nickte ihm nur zu; den Kopf gesenkt, wortlos, langsam, wie zufällig umgekehrt, ging sie gegen Pallanza zurück. Er zögerte einen Augenblick, ging dann neben ihr. Eine Weile schwieg er auch; „Fräulein Marianne!“ begann er endlich mit leiser, aber doch tönender Stimme. Es überrieselte sie, ihn wieder zu hören . . . „Ich will Ihnen ja nicht schmeicheln, Fräulein Marianne. Aber — sehen Sie, von der ersten Stunde an tat es mir so gut, mit Ihnen zu sein. Und heut morgen dacht' ich — daß lassen Sie mich doch noch sagen, da wir von dem Allgeist sprachen — ich dachte: wenn ich meinen Glauben an ein höchstes schaffendes Wesen noch nicht gehabt hätte, von Ihnen her wär' er mir nach und nach gekommen!“

Marianne zuckte, vor heimlichem Glück. Sie ward blaß; dann erglühete sie. Darauf sagte sie, mit der Hand bang und schmerzlich abwehrend: „Bitte, sprechen Sie nicht so von mir. O Gott im Himmel, ich, ich — die

nur so hin und her schwankt wie ein Schilfrohr im Wind  
— von mir spricht man nicht!"

„Wieso schwanken Sie?"

Sie antwortete nur durch einen schweren, sich verschleiernden Blick.

„Darf ich raten?" fragte er nach kurzem Schweigen.  
„Sie schwanken so zwischen Ihrem Dheim und mir —  
das heißt, zwischen unsfern beiden Überzeugungen?"

Sie nickte; sie erzitterte. Diese Schwäche war seit gestern über sie gekommen: ihre Seele zitterte jetzt so leicht wie die langen Strahlen der Fächerpalme, über die der Wind haucht. „Gehn wir," sagte sie endlich, „ich will nach Haus! nach Haus!" fast wie ein Kind. Sie schritt rascher aus; aber die Sonne durchglühte sie, und wohl auch noch andres; an einer offenen Fernblickstelle zwischen zwei Villengärten blieb sie stehen, blickte über den Begmauerrand hinunter, wo bräunliche Uferklippen aus dem See herauschauten, und sog mit offenen Lippen die Wasserluft ein. „Ach!" seufzte sie. „Wenn man da hinunter könnte. Ich möchte mir das heiße, heiße Gesicht in dem Wasser fühlen!"

Es schüttelte ihm das Herz, sie so rührend und so lieblich flagen zu hören. Er sah um sich her; „das ist leicht geschehn," sagte er dann. „Bei der nächsten Villa — fünf Schritte — geht ein Pfad hinunter. Der ist ohne Tür, also für jedermann. Wenn Sie wollen, ich führe Sie. Der See ist so still, er brandet nicht."

„Ja, ja," hauchte sie. Er bot ihr seinen Arm, sie nahm ihn, wieder leise zitternd. So gingen sie hinunter. Zwischen den niedrigen, kahlen Klippen war eine An-

fahrt zum Landen; dort trat Marianne ans Wasser, kniete nieder und wusch ihr Gesicht. Sie wusch gierig, lange; in dieser Stellung verlor sie aber wohl ihre letzte Kraft; als sie sich aufrichten wollte, taumelte sie und fiel fast in den See hinein. Siegfried fing sie auf. Er hielt sie in seinen Armen; ein noch nie erlebtes, schauerndes Gefühl! — „Liebes, teures Fräulein,” sprach er in seinen weichsten Tönen an ihre erblassende Wange hin; „was ist Ihnen? Ein Schwindel im Kopf? Tut er Ihnen weh?”

„Wozu leb’ ich?” sagte sie, die Augen schließend. „Ich versteh’ ja nicht zu leben. So wie ich eben taumelte — so taumele ich durch das Leben hin. — Mir ist nicht zu helfen!”

„Um des Himmels willen, wie reden Sie. Davon versteh’ ich kein Wort. Das ist ja Wahnsinn — verzeihen Sie. Das ist — — Sie sind krank!”

„Herzenskrank,” stieß sie in ihrer Not hervor.

Das Wort fuhr wie ein Blitz durch ihn hin. Er stand totenstill. Marianne lag noch in seinen Armen, schwer, ohne Kraft; sie lag ganz an ihm, sie fühlte es, in all ihrem Elend ein traumhaft seliges Gefühl. So vergehn! So sterben! — Es ging gleichsam eine Todesschönheit über ihr Gesicht. Er trank diesen Anblick; berückende Majestät des Kummers — holdseliges Rätsel. „Herzenskrank” — durch wen? Und warum lag sie so still, so willig hingeggeben da?

„Marianne!” flüsterte er; ein Ahnen riß ihn hin.

„Ja,” murmelte sie wie aus dem Traum.

Er neigte sich über ihr himmlisch ernstes Gesicht, legte

Mund auf Mund. Sie erbebte einen Augenblick. Dann gab sie ihre Lippen hin. Sie ließ ihn sie küssen, so lang' er wollte; als lebte sie nur in diesem Kuß.

Endlich trennten die Lippen sich; sie öffnete die Augen. Schreckliches Erwachen! Sie richtete sich auf; ihre beiden Arme stießen ihn zurück, sie riß sich los, um sich ins Wasser zu stürzen. „Marianne!“ schrie er auf. Er ergriff sie noch zur rechten Zeit. Seine Arme umschlangen sie wieder; nun aber mit Entsetzen und Grauen. „Was wollten Sie? Fräulein Marianne! Wollten Sie sich töten?“

Sie antwortete nicht. Sie bebte nur.

„Denken Sie, das war wieder — frecher Übermut? Den Siegfried gibt es nicht mehr. Reine, volle Liebe! Ich hab' mich erkannt; ich weiß es nun. Ganz, ganz für Sie! Wenn auch Sie mir gut sind — — Sie gaben mir den Kuß zurück; ich hab's gefühlt. Mein Weib werden! Liebe, geliebte, gute Marianne!“

Ein Schauer überlief sie. Prätorius' trauriges, fragendes, flehendes Gesicht stand ihr vor den Augen; sein auflebendes dann, als sie zu ihm „Hoffen, hoffen!“ sagte. Ihn zu Tod betrüben, in Verzweiflung treiben? — Sie schüttelte den Kopf.

„Marianne! Ist es Ihnen so schrecklich, so unmöglich, mein Weib zu werden?“

„Schrecklich nicht. Unmöglichlich.“

„Was ist das? Was heißt das?“

Sie hatte keine Antwort mehr. Sie preßte Lippen und Zähne zusammen; ein mädchenhaftes Schamgefühl verschloß ihr den Mund. Mit stummer Gebärde — ihre

Hand von den geschlossenen Augen wegwerfend — wehrte sie ihn ab. Dann machte sie sich los, um zur Straße hinaufzugehn.

Er bot ihr schweigend den Arm, sie zu führen; sie zog die Schultern gequält zusammen, stieg allein empor. Sie hatte wieder Kraft. Bis zu ihrem Gasthof war nicht mehr weit; sie schritt vor ihm her, er folgte stumm. Vor der Tür blieb sie stehen und sah ihn mit blassen Abschiedsaugen an. „Hassen Sie mich nicht!“ stieß sie fast ohne Stimme heraus. „Verachten Sie mich nicht! — Leben Sie wohl!“ Sie verschwand im Haus.

\* \* \*

Gegen zehn Uhr am nächsten Morgen kam der Dampfer von Stresa, Baveno, Suna und legte bei Pallanza an; die hier landen wollten, stiegen aus. Als letzter stieg Siegfried aus und ging langsam und zögernd über den besonnten Platz, die Piazza Garibaldi; blieb am Denkmal des Carlo Cadorna stehen, blickte es so verloren an und fragte sich zum zehntenmal: was nun tun? — Nicht wiederkommen, das war ihm nach dieser letzten Stunde unmöglich; davonziehen, ohne das Rätsel zu lösen? Ohne zu hören, wie es ihr erging? Ohne eine letzte Frage an ihr „frankes Herz“? — Sie lustwanderte jeden Morgen, hatte sie ihm vorgestern gesagt; sie ging oft zur Stadt, zu sehen und zu kaufen. Vielleicht ist das beste, dachte er, ich pflanze mich hier auf: hier führt fast jeder Weg in die Stadt vorbei. Von ihrem Hotel hierher geht nur eine Straße. Will mir das Glück nur ein wenig helfen, so bietet' ich ihm hier am besten die Hand!

Er betrachtete Cadornas Denkmal, eines berühmten, „wohlverdienten“ Bürgers von Pallanza; neben seiner Reliefsbüste — ein guter Kopf — saß auf einem Felsblock eine junge trauernde Maid, von moderner Magerkeit und mit moderner Tragik zurückgelehnt. Siegfried lächelte; aber wie oft man auch lächeln muß, dachte er, etwas Rührendes und Hütabziehendes hat sie doch, diese italienische „Denkmalswut“! Wie sie in all den kleinen Nestern ihre Bürger ehren; wie die braven Verstorbenen unter den Lebendigen herumstehen, als gehörten sie noch zur Familie — —

Er zuckte aus seinem Gedanken auf. Das Glück wollte helfen: von ihrer Straße her — er schielte eben hin — kam sie gegangen, sie kam wirklich, Marianne Prätorius! Sie ging auf die Anlage mit dem Denkmal zu, an dem kleinen Springbrunnen vorbei, wenige Schritte von ihm vorbei... Sie sah ihn aber nicht, so leblos starrten ihre Augen; das holde Gesicht war erschreckend blutleer; eine Schlaafwandlerin! fuhr ihm durch den Kopf. Rechts von ihr, wo die Häuser den Platz umstanden, war die große Apotheke des Orts, die „Farmacia Internazionale“; sie hatte eine italienische und eine deutsche Seite, auf jener war Farmacia zu lesen, auf dieser Apotheke. Marianne, wie aufwachend, wandte sich dorthin; sie trat in die offene „Apotheke“ hinein. Was will sie? dachte Siegfried, den schon ihr Anblick erschüttert hatte; eine plötzliche Sorge beklemmte ihn. Hat diese Stunde gestern sie krank gemacht? Sollen die ihr helfen? — Er ging ihr nach; er schüttelte freilich den Kopf: wenn sie krank war, ging sie dann selber

her? Seitwärts von der Tür blieb er stehn und horchte. Er konnte Mariannes Rücken sehn; sie sprach zu einem blonden Jüngling, der hinter dem Ladentisch stand. Ihre Rede war aber so leise, er hörte kein einziges Wort . . .

„Das kann ich nicht,“ antwortete der junge Apotheker deutsch. „Das darf ich nur auf ein ärztliches Rezept.“

Marianne sprach noch einmal; noch leiser.

„Nein, das können wir nicht, durchaus nicht,“ entgegnete er wieder. „Nicht ohne den Medico!“

Sie ging langsam, wie auf schweren Füßen, hinaus, wieder mit leblosem Blick. Siegfried stand fast am Haus, ihr im Rücken; sie ahnte seine Nähe nicht, wankte offenbar ziellos weiter, auf die große offene Halle des Palazzo degli Uffici zu. O Gott! dachte er; sein Auge irrte noch zur Apotheke hin, eine Ahnung durchschauerte ihn, was sie dort gewollt. Jetzt nicht von ihr gehn! Mit wenigen Schritten war er bei ihr. Er trat vor sie hin, rasch und fest entschlossen. „Fräulein Marianne, darf ich Sie begleiten?“

Sie erschrak nicht sehr; von Unglück und Kummer trunken, vom Willen verlassen stierte sie ihn an. „Sie, Sie hier?“ sagte sie, als könnte sie es nicht glauben. „Ich wollte Sie ja nicht mehr sehn!“

„Heut zum letztenmal,“ antwortete er ruhig, beruhigend, wie zu einem kranken Kind. „Ich muß noch einmal mit Ihnen sprechen, das Allerletzte; dann sind Sie so frei wie der Vogel in der Luft! — Aber hier sind Leute. Hier kann ich nicht reden. Tun Sie mir noch die eine Liebe, gehn Sie mit mir dort die Straße hinauf!“

Er sah aber in die ansteigende Via Faventia hinein; sind wir da oben, dachte er — das Städtle ist klein — so kommen wir ins Freie! Seinen Arm in den ihren hängend, als müsse es so sein, führte er sie fort. Sie sah ihn verwundert, befremdet von der Seite an; er hatte aber recht vermutet: seit dem Fehlversuch in der Apotheke fühlte sie sich so hilflos, so von Gott verlassen — es schien ihr beinahe wohl zu tun, daß ein anderer Wille ihren verlorenen ersetzte. Sie gingen Schritt für Schritt, ohne ein Wort. Nur zuweilen kam etwas wie ein geatmeter Seufzer aus ihrer beengten Brust. Wären wir erst drüben! war sein ganzes Denken. Oben begann aber der Viale Umberto, Häuser rechts und links; er zog sie immer ungeduldiger, immer hastiger fort, dann und wann ein sanft ruhiges Wort ohne Inhalt sprechend. Endlich kam rechts ein Seitenweg; keine Häuser mehr. Der Weg ging im Bogen auf ein großes, breites Portal mit Säulen in der Mitte zu.

„Was ist das?“ fragte er unwillkürlich. Marianne hob den gesenkten Kopf und sah hin; in ihrem erstarnten Gesicht lebte etwas auf. „Der neue Cimitero, der Friedhof,“ sagte sie und nickte, als erwache in ihr eine Erinnerung.

„Sie waren schon hier?“

Sie nickte wieder. „Das Kreuz,“ murmelte sie. „Die Jesusgrotte.“

„Was für eine Grotte? Wo ist die?“

„Nun, da drin, auf dem Friedhof. — Da hab' ich lange gestanden und —“

Sie versank in sich, mochte nicht mehr sprechen.

Ihn durchfuhr ein Gedanke: dort, wo sie so lange gestanden hat, red' ich ihr ins Herz! — „Also gehn wir hinein!“ sagte er, als hätte sie's gewünscht. Sie zitterte einige Augenblicke; dann ließ sie sich weiterführen, ohne Widerstreben. Er trat mit ihr unter die Säulen des Portals, wo die Kinder des Aufsehers unter dessen Augen unbekümmert lustig spielten; das große Biered, in das er hineinsah, war fast menschenleer. Nur ein paar Frauen bewegten sich einzeln zwischen den weißen oder schwarzen Grabmälern. Siegfried fühlte an seinem Arm, der in ihrem hing, daß Marianne sich, vielleicht unbewußt, in einer bestimmten Richtung zu bewegen anfing. Zur Jesušgrotte! dachte er. Sein Arm gab dem ihnen nach, ihrer Führung folgend. So gingen sie zu der Grotte hin.

Sie standen beide eine Zeitlang, ohne sich zu rühren. Die auf die gekreuzten Zweige niederschauende Gestalt griff auch dem schon so gramvoll erschütterten Siegfried ins Herz. Er versank in sie, wie er sich in sein und Mariannens Schicksal versenkt hatte. Das Schicksal der ganzen Menschheit drang ihm in die Seele. Mariannes Augen, das sah er nun, füllten sich mit Tränen.

„Sie haben sterben wollen,“ begann er plötzlich. „Das ist's, was ich Ihnen sagen wollte. Darum waren Sie vorhin in der Apotheke.“

Ihre Augen wurden unmenschlich groß. „Woher wissen Sie das?“

„Schon aus Ihrem Gesicht; o Gott! — Ich stand aber vor der Apotheke, hab's mit angehört. Ich beschwöre Sie! Dies ist ein feierlicher Ort, nicht wahr.

Vor dem heiligen Mann da — und allem um ihn her — stehn Sie wie vor dem großen Schicksal — vor Gott. Hier werden Sie nicht heucheln, nicht wahr. Sie wollen doch nicht sterben, weil ich Sie geküßt habe? Das ist doch unmöglich!"

Sie sah vor sich nieder. „Quälen Sie mich nicht!" sagte die ganze, zarte, zierliche Gestalt. Dann schlug sie aber die Augen auf, zu dem Jesusbild. Sie atmete tief; darauf sagte sie: „In dem Kuß allein, daran sterb' ich nicht. Ich muß sterben, weil ich Sie beide lieb hab"; so, nun wissen Sie es. Weil das entsetzlich, schrecklich und so zu leben unmöglich ist. Darum ist mir heute nacht der Entschluß gekommen!"

„Fräulein Marianne! Wie können Sie —"

„Zwei auf einmal lieben? Das hab' ich mich diese Nacht o wie oft gefragt. Ist es von dieser Weltansicht gekommen? hab' ich mich gefragt. Hat diese — mechanistische Lehre mich so gleichgültig leichtfertig gemacht? Oder gibt es wirklich nichts Göttliches, Gutes, Reines in dieser schrecklichen Welt?"

Er lächelte gerührt; so furchtbar ernst ihm ums Herz war. „Ach, wie quälen Sie sich, liebes, gutes Fräulein. Sie allein sind Zeuge genug, daß es alles Edle und Reine gibt! — Nein, ich wollte nicht sagen: wie können Sie zwei auf einmal lieben; ich wollte zu Ihrer armen Seele sprechen: warum nehmen Sie das so zum Sterben schwer? Wenn das heut so ist, morgen oder später wird es nicht so sein. Da wird der eine vor dem andern weichen — hier in Ihrem Herzen, mein' ich — und dem andern werden Sie den Himmel auf Erden schenken.

Hängen Sie an mir? Ach, das ist noch jung und das stirbt wohl bald. Hängt Ihr Herz am Oheim? Auch das kann vergehn —“

„Nie, nie, nie darf das vergehn!“ fiel sie ihm mit flackernder, angstvoller Leidenschaft ins Wort. „O Gott, wenn Sie wüßten — niemand kann es wissen — was er mir alles Liebes und Gutes getan hat! Wie ich seine Schülerin und sein Kamerad geworden; ach und seine edle Seele — sein junges, kindliches Herz. Und er fühlt sich so verjüngt durch mich. Er würde ja vergehn, wenn ich von ihm ginge. Ich will auch nicht von ihm gehn; kann nicht von ihm gehn; ich hab' ihn zu lieb. Ja, und daß Sie alles, alles, alles wissen: ich hatte mich ihm schon halb gegeben, schon halb angelobt!“

Dieses letzte Bekenntnis übermannte Siegfried; ihm krampfte sich die Brust zusammen. Er drückte die Hand darauf, das befreite sie aber nicht. Marianne sah, wie er litt und kämpfte; sie sah in sein gemartertes und durch die tiefe Verfinsternung doch verschönertes Gesicht. Zu Füßen hätte sie sich ihm werfen mögen . . . Endlich löste sich die Not seiner Brust. Er heftete die Augen auf den Mann in der Grotte; „der zeigt mir also meinen Weg. Mein Kreuz auf mich nehmen! Marianne, vergessen Sie den Fuß — und mich — ich will lieber auf Sie verzichten, für immer, als Sie in diesem Zustand lassen. Gehn Sie zu Ihrem Oheim zurück, werden Sie seine Frau — wenn Sie ihn doch lieben!“

Sie schüttelte verzweifelt den Kopf. „Ich kann nicht. Ich kann nur noch sterben!“

„Warum können Sie nicht?“

Sie gab keine Antwort mehr. O Gott! dachte sie, wenn du wüßtest, wie unmenschlich lieb ich dich hab'. Ich hab's ja selbst nicht gewußt. Ja, dich, dich; noch viel mehr als ihn. Du bist doch der Beste; du mit deinem erhabenen und erhebenden Gott. — Ich kann nicht ohne dich leben und ihn nicht verlassen!

Eine Gesellschaft von Männern und Frauen kam vom Eingang her auf die Halle zu, in der Siegfried und Marianne standen. Er deutete mit den Augen hin: „Es wird Zeit, daß wir gehn. Was sollten wir hier auch noch reden. Sie antworten auf meine Frage nicht. Und ich — — O wenn man keine Macht über den Menschen hat! — Nur ein letztes Wort noch. Sie sind dem Friedhof Ihren Tod, aber dem Schöpfer Ihr Leben schuldig. Ein Mensch wie Sie geht nicht ungelebt aus der Welt!“

Marianne schwieg. Sie kamen auf den Weg hinaus. Von Castagnola oder Intra her rollte ein leerer Wagen heran; der Kutscher pfiff sich eine italienische Operettenmelodie. Siegfried winkte ihm; der Wagen hielt. „Wollen Sie diese Dame zum Grand Hotel Pallanza fahren? Aber schnell und sicher?“ Er hielt dem Kutscher ein Fünfflirestück hin. Der Mann machte ein vergnügtes Gesicht und nickte.

Marianne sah sich in den Wagen gehoben, ohne gefragt zu sein: wollen Sie? „Leben Sie denn wohl!“ sagte Siegfried nur. Er winkte wieder, der Kutscher schwenkte die Peitsche, der leichte Wagen rollte davon. Siegfried sah ihm nach, bis er im Viale Umberto hinter

Häusern verschwand. Dann drückte er sich den Hut in die Stirn und warf sich neben dem Weg in das hohe Gras.

\* \* \*

Die Sonne sank dem Abend zu; Marianne lag im Bett. Sie hatte nach der Heimkehr sogleich ihr Zimmer aufgesucht, Nahrung und Labung verschmäht, um Gewährung tiefster Ruhe gebeten; dann wohl eine Stunde lang im Fenster gelegen und nach Stresa hinüber gesehn; endlich in ihrem grenzenlosen Elend sich aufs Bett geworfen. Der grausam helle, sonnige Tag hielt sie aber wach; aus etwa minutenlangem Eindämmern schreckte sie ein gräßliches Traumbild auf, und sie fürchtete sich, wieder einzuschlafen. Zuletzt flüchtete sie zu dem Einzigen, den sie auf der Welt noch hatte und dem sie gehörte: dem wiedererrungenen, in freilich trostloser Andacht aus ahnender Ferne geglaubten Gott. Ach, seufzte sie, daß ich so von dir lassen konnte. Aber mit diesem andern hab' ich dich gefunden! — Mein Schöpfer, ich bin todeswund. Ich sehne mich in die ewige Stille zu dir. Aber du — wenn ich Altom auch vergehe — du bist. Du bist die Welt und du selbst. Und das Gute bist du; und wie ich auch leide, ich muß dich doch segnen!

Prætorius klopfte; zagend rief sie: „Hercin!“ Sie lag abgewendet, das Gesicht zur Wand; sie konnte sich nicht entschließen, sich herumzudrehn und ihm in die Augen zu sehn, und sie blieb so liegen. Er kam langsam näher; „ich muß dich nämlich stören, Kind,“ sagte er mit leise bebender, aber sich schnell ermannender Stimme.

„Dieser lange Tag hat mich vorbereitet: daß sich etwas Tragisches ereignet hat, mußte ich wohl merken! Da ist nun aber ein Brief gekommen — an dem hab' ich lange gelesen, wenn er auch gar nicht so lang ist — und er geht dich ebenso an wie mich. Doktor Siegfried Scholz hat ihn heut geschrieben, hier bei uns in Pallanza; — nun, du weißt ungefähr schon, was. Wie ihr euch gestern getroffen habt und heut in der Stadt; und daß er nun weiß, wie du mich liebst — ja, die Worte braucht er. Da will er nun also seine Liebe opfern; — auch das seine Worte. Er fühle, daß du mir gehörst. Er wünscht mir alles erdenkliche Glück. Ich soll mit dir lange, gesegnete Jahre — — ja, ein merkwürdiger — wunderbarer Brief. Gut, gut geschrieben. Hätte das nicht in dem Mann gesucht. Da nimmt! Lies den Brief!“

Sie verneinte mit der nach rückwärts ausgestreckten Hand. „Ich danke. Lieber, guter Onkel. Ich weiß ja. Das hat er ja auch mir gesagt.“

„Und was denkst du nun? — Ich hoffe doch, du denkst nicht schlecht, nicht gering von mir! — Ich habe wohl lange vor dem Brief gesessen — wohl zwei Stunden lang; zu so was braucht man Zeit, nicht wahr. Doch nun bin ich fertig. Was denkt ihr? Von diesem Gottverehrer lasse ich, der Mechanist, mich nicht lumpen. Ihr zwei jungen Leute. Ich will nichts von euch. Ich trete vor der Jugend zurück!“

Marianne hatte es kommen hören; in seiner Stimme war schon lange so ein anderer, tieferer Glockenton erklingen, der ihr auf Sinne und Seele fiel. Sie wandte sich nun aber doch herum, sein Gesicht zu sehn. Ach, es

tat ihr wohl und weh; es erschien ihr wie plötzlich älter geworden — doch in den grauen Augen lag eine große, beinahe wilde Kraft. Nun erschien gar ein Lächeln, das schmerzte aber; „ja, ja, allerdings, Mühe hat's gekostet. Doch ich hab' gesiegt! — Nun bleib aber so und schau mich an. Jetzt bist du mir Wahrheit schuldig; volle Wahrheit, hörst du! Wir haben als gute Kameraden allzeit, mit und ohne Mikroskop, die Wahrheit gesucht. Also nun heraus damit, redlich und aufrichtig, wie ich eben zu dir. Du liebst diesen Siegfried so, wie man den Gatten fürs Leben liebt?“

Marianne warf den Kopf aufs Kissen zurück. „Ach, ich weiß nichts mehr von mir. Frag mich nicht. Laßt mich doch nur sterben! — Wie die alten Palmenfächer, die so niedersinken und langsam vergehn; die man zu Lebt doch abschneiden muß. Ich will nicht so allmählich vergehn! Mich abschneiden, jetzt; ich hab' ja kein Leben mehr!“

Prætorius stand eine Weile und sah sie so liegen — diesen liebsten Menschen. Ihm wurden doch die Augen feucht; ihm verging das Mitleid mit sich selbst, es blieb nur das mit ihr. Kind, Kind! konnte er wieder denken, wie er vor Jahren immer gedacht; bis die andern Gefühle kamen und das andre Wort. Kind! seufzte es in seiner Brust. Er trat fest und aufrecht ans Fenster. Der See lag im Abendlicht, in verklärtem, erhabenem Frieden da. Der muß man also helfen, ging ihm durch die Seele; nun ja, auf meine Kosten. Wer hilfe ihr sonst?

Nach kurzem Sinnens erhab er die Stimme, mit

Nachdruck und Kraft, daß das „Kind“ ihn hörte: „So leb denn also wohl, Pallanza. Du hast dein paradiesisches Idyll herrlich durchgeführt! — Sterben, mein Kind, laß ich dich doch nicht; aber von Pallanza haben wir nun wohl beide genug. Morgen Abreise! Basta! Und an den andern, da du ihn auch nicht willst, ein letztes Lebewohl!“

Marianne fuhr zusammen; wie ein Mensch, der alles ertragen hat, aber die Worte, die es aussprechen, erträgt er nicht mehr. Ein Frost wie im wilden Fieber schüttelte sie; unaufhaltsame Verzweiflung bebte durch alle ihre Glieder. Ihre Augen erstarrten dann; wie um schon zu brechen.

Prätorius sah es — nun schüttelte es ihn doch auch. Seine Knie bebten. So schwach werden, auch wie sie? Er schämte sich. Er stand aber bald wieder fest und ruhig da. Sogar eine Art von Lächeln flog wieder über seine Züge: „Also kein letztes Lebewohl, wie mir scheint. Ich hab's auch nicht geglaubt. Dein Schicksal — — dein Schicksal ist über dich gekommen. Ich hab' mich drein gefunden; tu du's nun auch!“

Sie deckte die Hände über ihre Augen. „O du!“ weinte sie.

„Im Reginahotel in Stresa wohnt er.“ Prätorius legte ihr Siegfrieds Brief auf die blassen, falten, zuckenden Hände, Kopf und Nacken beugend. „Lies das vorher. — So schreibt kein Jüngling — so schreibt ein Mann. — Aber der Mechanist weiß auch seinen Weg!“

Er ging aus der Tür.



Auch unsinnige und freche Worte erfüllen sich zuweilen; das ist schon so in dieser für Menschenverstand irrationalen Welt. Auf dem Tübinger Österberg wächst jetzt, da ich dies schreibe, eine neue Villa, zwischen der vollendeten und bewohnten des Dozenten (sicher bald Professors) Kurt Prätorius und dem Kaiser-Wilhelms-Turm. Sie ist nicht groß, verspricht aber ein Schmuck des Berges zu werden; der (einstweilen außerordentliche) Professor Siegfried Scholz wird sie mit seiner Frau Marianne bewohnen.

Man kann sie dort oft sitzen sehn; vor dem werdenden Haus, auf einer alten, hölzernen Bank. Oft sitzt der kleine Helmut zwischen ihnen, mit den „tiefblickenden“ Augen, die aber auch lachend umherschauen. Marianne, man sieht's ihr wohl an, denkt wie in den alten Tübinger Tagen: Ach, wie gut mir's geht! — Ach, wie bin ich glücklich! — Nur schaut jetzt ein anderer freudelächelnd auf sie und das Kind. Er sieht ohne alle Eifersucht, wie der nun schon größere Kleine sich an die junge Frau schmiegt und ihre zärtliche Hand in dem hellblonden Licht seiner Haare tändelt. Noch hat Helmi ihr ganzes Mutterherz. Wenn aber eigene Kinder kommen?

Ja, sie haben den erst siebenundzwanzigjährigen Doktor Siegfried in Tübingen zum Professor der Zoologie gemacht; auf ein Buch hin, das in Tübingen begonnen und in Berlin beendet wurde. Das Haus in der Gartenstraße, das die beiden Brüder Prätorius bewohnten, hat nun einen anderen Eigentümer; der Professor der Botanik Karl Prätorius ist seit einem Jahr Professor in Leipzig, er hat angenommen.

---

# Das Vorbild



Die junge Postmeisterin trat aus dem Gasthof zur Post hervor, in dem sie ihr Tagewerk beendet hatte, und auf die dörflich-städtische Hauptstraße hinaus. Mit einem tiefen Atemzug der Befreiung schaute sie, wie in etwas Halbvergessenes, zum Verwundern Neues in den dämmernden Abend und die weitgeöffnete Welt. Auf den langgestreckten Hügeln lag noch spätes, erbleichtes Licht; der Fluß, der hinter den Gärten der kleinen Häuser hier und da hervortauchte, hatte schon sein Nachtfleid angelegt. Ach, dachte sie nach einer Weile und schüttelte den müden Kopf, zu Hause war's schöner! Ihr altes, zorniges Heimweh, ihre Seelenplage, zog sie flußabwärts: da wurde es ein starker, mächtiger Strom zwischen hohen Ufern, unter fühnern Bergen und Felsen; weiße Kirchlein leuchteten aus der Höhe, Burgen, Türme, Ruinen grauten aus üppigem Grün hervor. Der Strom rauschte so schön dahin! Hier war alles dürftig, unbedeutend; „sad“, wie Fräulein Afra in die Lust hineinsprach. Mit freudlosen Schritten ging sie straßab bis zum dritten Haus. Dort wohnte sie mit ihren Eltern und ihren beiden kleinen Hunden, die sie schon erwartet hatten und ihr entgegen sprangen. Sie begrüßte sie liebkosend, dann trat sie mit ihnen in das leere Haus. Sie setzte sich im Wohnzimmer an der Mutter Nähstisch; sie wollte

aber nichts, die Hände fielen ihr müde in den Schoß. Jetzt nur Ruhe! Freiheit! Die „abgeraderten“ Augen schlossen sich, brannten leise weiter.

„Darf man eintreten?“ fragte eine hohe, bekannte Stimme. Afra blickte auf. In der Tür stand Herr Alexander Köbl, ihr „bester Freund“, wie er sich zu nennen liebte, und lächelte sie mit zutraulicher Verneigung an. „Ich wollte klopfen, natürlich, ich sah Sie aber schon vom Vorplatz aus, die Tür stand halb offen.“

„Hab' wohl wieder vergessen, sie zuzumachen,“ sagte sie so hin. „Guten Abend, Herr Köbl.“

„Ja, wenn Fräulein Afra abends aus dem Postamt kommt, träumt die liebe Seele gern ein bissel. Die Herren Eltern sind nicht zu Hause?“

„In Laufen,“ erwiderte sie; „Geburtstagsfeier bei der alten Freundschaft. Sie kommen wohl spät, er fährt sie in seinem Wagerl heim. — Warum haben Sie sich so schön gemacht?“ Ihre grauen großen Augen sahen ihn etwas wundernd an; er hatte allerlei getan, um den „hübschen Kerl“, der er war, recht ins Licht zu stellen. Die noch nie gesehene, schimmernde Tuchnödel in der dunkelblauen Krawatte, die weiße Weste, für den beginnenden Oktober fast zu sommerlich; — „ich muß Sie ja beleuchten,“ sagte sie und zündete die Lampe an.

Herr Alexander antwortete nicht. Er ging in dem kleinen Zimmer dreimal auf und ab, blieb dann stehn. „Als ich jetzt von der Fabrik hierherging,“ fing er endlich an, „mir wurde doch förmlich gerührt zumut! Wie oft bin ich die halbe Stunde gegangen, an den schönen, langen Sommerabenden, um Sie hier in dem lieben

Häuserl zu überfallen oder Ihrer großen, majestätischen Gestalt entgegenzugehn. Wie oft haben wir uns getroffen, wo der Fluß sich biegt, wissen Sie noch? — Für mich war's ja eine neue — sozusagen eine große Zeit. In der Fabrik als kleiner Beamter — ich hatte mich da so allein gefühlt. Unter Larven die einzige Seele, sagt ja wohl der Dichter. Und hier in diesem kleinen, elenden Nest — wo sind Menschen! Menschen! dacht' ich. Bis ich Sie durch Zufall entdeckte; wissen Sie noch?"

Was will er? dachte Afra. So feierlich?

"Ich werd' Ihnen immer, immer dankbar sein," fuhr er nach einem neuen Gang durchs Zimmer fort; „Sie haben mir viel gegeben, Ihre schönen Gedanken, Ihr hohes Streben — bitte, schütteln Sie nicht den Kopf. Sie machen sich gern schlecht, verlieren auch wohl gern einmal den Glauben an das Schicksal oder an die Menschheit; was sind Sie aber für ein prächtiges Mädchen — ich darf Mädchen sagen, nicht wahr? Unsre schöne, aufrichtige Freundschaft! Eine unvergessliche Zeit! Ewig unvergesslich!"

Was will er? dachte sie wieder; ihr Herz schlug nun bang und rasch. „Aber wie sprechen Sie denn?" sagte sie, nicht ganz so ruhig, wie sie wollte. „Das klingt ja wie Abschiednehmen. Gehen Sie aus der Fabrik?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Fräulein Afra," sagte er und lächelte ein wenig, „ich gehe nicht aus der Fabrik. Im Gegenteil — man will mich dabeihalten; ganz und gar behalten; — darum bin ich ja heute hier. Mich sehen? Nein, ich stehe lieber; — es ist so ein ganz besonderer Tag. Also Fräulein Lambertine, die Tochter

meines Fabrikherrn — ich hab' Ihnen von ihr erzählt. Seit Ende August ist sie zu Hause, war so lange im Ausland, auf Reisen; hat ja viel erlebt. War einmal verlobt; zweimal, glaub' ich; ist zurückgegangen. Nun hat diese junge Dame —"

"Jung?" unterbrach ihn Afra, der auf einmal etwas durch die Glieder zuckte. „Sagten Sie mir nicht im Sommer: aus ihrem Mai ist sie 'raus, sie ist hoch im Juni!?"

"Hab' ich das gesagt? — Na, Sie wissen ja: der erste Eindruck. Der täuscht ja oft. Die Welt hatte ihr wohl auch nicht gutgetan! Jetzt hier in der Stille der Natur, unserm lieben Tal —"

"Diesem fadnen Tal, haben Sie so oft gesagt!"

"Na ja, was sagt man nicht alles — wenn man dreißig alt ist. Wenn man hier aber so aufblüht wie Fräulein Lambertine —"

Afra lachte, es riß sie plötzlich. „Ah, sie ist wieder ein Märzeilchen geworden und hat Sie befehrt!"

"Bitte, regen Sie sich nicht auf, Fräulein Afra; das tätet mir unendlich leid. Das zu verhindern, Ihnen jede — jede Störung Ihrer lieben Ruhe zu ersparen, darum kam ich ja heute her. Mir ist ja doch natürlich sonderbar zumut. Unsre schöne Freundschaft! Wir sind uns so nahe gekommen — haben uns so seelenverwandt gefühlt; — bitte, schütteln Sie nicht den Kopf. Ich hatte heimliche Hoffnungen, Wünsche; das haben Sie wohl gemerkt. Und wenn ich mir so im Abendrot, in einer höheren Wallung einmal erlaubte, von noch schönerer Zukunft zu sprechen —"

Ich spring' ihm ins Gesicht! dachte Afra. — „Was wollen Sie mir sagen?“ fragte sie in stolz jäher Fassung. „Es scheint, Sie haben sich mit — Fräulein Lambertine hat sich mit Ihnen verlobt.“

Herr Köbl wollte ein Lächeln eitler Freude unterdrücken, es gelang ihm nicht; „ja,“ erwiderte er, „das Unerwartete ist geschehn. Wer hätte das geglaubt! Diese seine Dame —“

„Diese reiche Erbin —“

„Ja, sie gilt dafür. Die von Bildung strozt, so viele interessante Menschen kennt, das Leben kennt, zweimal das Glück von sich stieß, weil sich ihr Herz unbefriedigt fühlte — sie kommt nach Hause, da sieht sie diesen Alexander Köbl, den kleinen Beamten, und in einem Monat — es ist wie ein Märchen!“

Es war aus mit ihr, nun nimmt sie dich! dachte Afra. Ihr Gesicht blieb aber wie aus Stein gehauen.

„So fein und so stolz sie auch ist, ich mußte es ja merken. Das ist ja ein Wunder, sagte ich mir und glaubt' es nicht — bis ich es endlich glaubte. Na, da kam eine Stunde, da sprach ich —“

„Lieben Sie sie?“ fiel Afra ihm ins Wort.

„Was soll ich Ihnen sagen, Fräulein Afra?“ erwiderte er mit schonend weichem Gesicht und beinahe seufzender Stimme. „Wie oft ist des Menschen Herz geteilt. Ich hatte andre Träume; ach, das haben Sie ja gemerkt. Unsre Freundschaft — es war ja sozusagen schon mehr als Freundschaft; von beiden Seiten, so schien es ja. Die Engel im Himmel hatten ihre Freude an uns —“

Ich erschlag' ihn! dachte sie, ihre Finger in die Hände grabend. Dann schüttelte sie aber den Kopf. Nein, nicht erschlagen. Nicht erschlagen, verachteten . . . „Was reden Sie da?“ sagte sie mit kalter Ruhe. „Wir haben nie von Liebe oder Ehe gesprochen. Die Engel im Himmel haben nichts gehört.“

Er lächelte weich: „So die Worte nicht. Wär' ich nicht der kleine Beamte gewesen, hätt' ich wohl gesprochen; später, später, dacht' ich. Wenn ich erst höher hinauf komme! Ja, nun komm' ich höher hinauf — aber um diesen Preis. Das heißt — sag' ich Preis? Es ist ja einfach doppeltes Glück. Die Fabrik und die Frau. Eine Frau, die mir gestern sagte: „Ich kann ohne dich nicht leben —“

„Lieben Sie sie?“ fragte Afra wieder.

„Ich sagte ja schon. Geteiltes Herz. In der andern Waagschale, sozusagen, liegt außer dem halben Herzen auch noch die Vernunft! Ein armer Hascher wie ich — Wenn man weiter will, wenn man in die höhere Kaste will. Wir sprachen einmal von höheren Kästen — wissen Sie noch? — und sahen in all dem indischen Unsinn doch auch einen Sinn. Und der Wohlstand, der Reichtum, wieviel Gutes kann er tun —“

„Besonders dem, der ihn hat,“ warf Afra ein.

„Und dann auch den andern. — Da nimmt man denn sein Herz in die Hände —“

„Das arme geteilte Herz.“ — Sie stand auf. „Ich danke Ihnen also, Herr Stöbl, und wünsche Ihnen Glück! Und nun erlauben Sie wohl, daß ich Hunger habe und mein Besperbrot essen will.“

„Ich habe gestört, aufgehalten; bitte um Vergebung. Sie sollten die erste sein, der ich diese —“

„Große Neuigkeit melden wollte,“ sprach sie seinen Satz zu Ende. „Wie freundlich! Sie guter Mensch...“

Es ward ihr trüb vor den Augen; sie griff nach ihrem Stuhl. O wär' er nur erst draußen! dachte sie. Die Stimme gehorchte ihr aber noch; lieber sterben, als vor ihm schwach werden! Sie sagte kräftig und ruhig: „Also leben Sie wohl!“

Herr Alexander ging noch nicht; ihm lag noch etwas auf der Seele, das hatte Fräulein Lambertine ihm hingelegt. „Lebewohl sagen Sie. Ja, so ist es. Leider! Unsre schönen Spaziergänge — am dahinwallenden Strom — in der Abendröte — wie werden die mir fehlen! Aber Sie begreifen —“

„Sie will es nicht,“ fiel sie ein.

„Sie wissen ja, wie Damen sind —“

„Eifersüchtig sind sie. Ich begreife alles. Das ist Ihr Anfang im Opferbringen. Also gute Nacht!“

Er stand noch, als könne er sich nicht rühren. „Sie größen mir. Sie hassen mich. Keine Hand zum Abschied?“

Sie reichte ihm ihre kalte Hand; er nahm sie, die seine war auch nicht warm. Ihre „majestätische“ Gestalt, wie er sie genannt hatte, richtete sich auf; ich hab' weder Groß noch Haß, nur Verachtung, setzte sie stumm hinzu. „Mögen Sie Ihr Glück dort finden!“

Er nickte, ihm fiel nichts mehr ein. Er ging rasch hinaus.

Der Musikdirektor Gerhard Weidenbaum kam vom nahen Bahnhof; er war im Schnellzug eine Stunde gefahren und schritt nun auf „Afra“ zu, wie er das Haus der Afra oder eigentlich ihrer Eltern nannte. Die kleine „Bude“ war bald erreicht, seine Beine waren kurz, aber Wanderbeine; er trat ins Haus und klopfte an die Wohnzimmertür. Niemand rief herein. Er öffnete und sah nun, warum man ihn nicht gehört hatte: Afra lag auf dem alten Ledersofa ausgestreckt, das Gesicht nach unten, die blassen Hände an die Ohren gedrückt. Sie weinte nicht, aber ein tiefes Stöhnen kam aus ihrer Kehle.

„Hallo! Was gibt's?“ rief Gerhard und trat vor sie hin.

Sie richtete sich auf; er sah unter dem verwirrten dunklen Haar ihr bleiches, tränenloses, doch von Schmerz verzerrtes und verwildertes, nun unschön knochiges Charaktergesicht. „Was es gibt?“ fragte sie zurück. Ihre Stimme war hart, rauh, erschütternd. „Haben Sie auf Ihrem Herweg den Alexander Köbl gejehn?“

„Von weitem,“ antwortete Gerhard; „er ging die Straße hinauf. Kind, was ist mit dem?“

„Er hat ein Ende gemacht. Er hat 'ne andre gefunden. Die Fabrikstochter — Sie wissen ja. Es konnte sich gar nicht besser treffen: er kommt zu Geld und sie noch zu einem Mann!“

Ein letztes Stöhnen brach aus ihrer Brust hervor. Dann saß sie stumm, ohne Regung da und starre ihm wie von Gott und Welt verlassen ins Gesicht.

„Armes Mädel,“ murmelte er nach einer Weile, von

Mitleid geschlagen, die Brauen über die Augen gezogen. Plötzlich hob er die Arme und fuhr sie fast schreiend an: „Was hab' ich Ihnen gesagt? Das ist kein Umgang für Sie!“ Er dämpfte seine Kraftstimme ebenso rasch und flüsterte: „Sind Ihre Eltern zu Hause?“ Sie schüttelte den Kopf. „Was hängten Sie sich an diesen Burschen?“ schrie er wieder. „Ein Fadian! Ein Komödiant! Ein Höhlkopf! Ein Süßholz! Wie konnten Sie diesem gemeinen Schwammerling so gut werden?“

„Ich konnte nicht ewig so ohne Liebe leben,“ stieß Afra hervor. „Ich bin auch ein Mensch. Mir war, wie wenn ich unter Wasser lebte, bin hinaufgestiegen ans Licht. — Dies verfluchte Dasein! Wozu? Wozu?“ Ein Schluchzen schüttelte die ganze Gestalt; sie warf sich wieder über das Sofa hin.

Der kleine Musikdirektor bog sich vor Mitleid nach rechts und nach links; dann kniete er neben dem Sofa nieder, nahm eine ihrer Hände und streichelte sie, als wäre sie ein Kind. Endlich begehrte er wieder auf: „Mit vierundzwanzig Jahren sagt man noch nicht: dies verfluchte Dasein! Wissen Sie denn, was noch kommt? — Haben Sie denn mich schon so fluchen hören? Und ich hab' meine vierundfünfzig auf dem Buckel; hab' der zweite Mozart werden wollen, bin nur ein kleiner Musikdirektor geworden in so 'ner Provinzhauptstadt, sechzig- bis siebzigtausend Menschen. Ohne Weib und Kind. Einen Kopf kleiner als Sie. Auch nicht so gesund wie Sie. Nicht so hübsch wie Sie —“

„Hören Sie auf!“ fuhr nun sie ihn an. „Ein Knochengerüst! Weiter bin ich nichts. Ein Haufen Sehnsucht

nach Liebe und Glück. Sie haben Ihre Musik! Wenn Sie die Symphonien der großen Meister aufgeführt haben, dann können Sie halbe Nächte schlaflos daliegen, schlaflos vor Begeisterung und Musikwonne und Glück. Haben Sie mir das erzählt oder nicht?" — Er streichelte wieder ihre Hand und nickte. — „Was bin ich auf der Welt? Postmeisterin in diesem Nest. Zehn Stunden Arbeit, abends todmüde, sitz' dann bei meinen armen alten Eltern, spiel' mit meinen Hunden. Die Augen wollen dann nicht mehr lesen, der Kopf nicht mehr denken; ich möcht' was schreiben, phantasieren, dichten — hab' vielleicht Talent — aber das müde Hirn sagt: nein! — Mit wem leb' ich hier? Wer hilft mir was werden? Ich hab' keinen Menschen. Wenn Sie nicht so ein Engel wären — o Gott ja, das sind Sie — daß Sie manchmal kommen und nach mir schauen, dann läg' ich hier schon wie im Grab. Lebendig tot sein! Wissen Sie, was das ist? — Da kam dieser Alexander Köbl. Von der Fabrik da draußen kam er angeflogen wie ein Schwan unter all den Dohlen; mit seinem Streben, seinem Singen, seinem Deklamieren und Grübeln — und all seinem „Ich will zu dir!“ — Da sagt' ich: Gott, ich danke dir! Ich hab' einen Freund! Ich hab' eine Seele!"

„Ja, ja, ja," murmelte Gerhard, vor Mitgefühl vergährend. Er vergaß darüber, daß ihn auch die Eifersucht oft geschüttelt hatte. Ihr einziger Freund zu sein! Ha, das wär's gewesen. Statt dessen ihr Vertrauter zu werden, zu sehen und zu fühlen, wie sie mehr und mehr für den andern lebte . . .

Nun lag sie aber so unglücklich da. Er legte die Wange auf ihre Hand und dann auch den Mund.

„Pfui!“ rief sie und riß ihm die Hand von den Lippen weg. „So was häßliches und Knochiges küssen! — Wenn ich noch eine Schönheit wär’! Ich bin nichts. Gar nichts. Wozu lebt so was? Um in so ’nem Winkel die Post zu führen? Ist denn das ein Leben? Um lauter Wünsche zu haben, die sich nicht erfüllen? Ich sag’ Ihnen, mir ist oft zumut, als läg’ mir ein niedersinkendes Gewölb auf dem Kopf, wollt’ mich niederbrechen. Ich stemm’ mich mit all meiner Kraft dagegen, aber hoffnungslos; einmal muß ja doch die Kraft vergehn. Warum kämpft man denn? Ist das nicht verrückt? Lieber gleich zusammenbrechen —“

„Afra!“

„Afra,“ wiederholte sie. „Schon der Name: Afra; so dumm wie mein Leben. Wozu haben sie mich Afra getauft? Ich hab’ zu dem katholischen Namen kein katholisch Herz. Ich glaub’ nicht an den Kirchengott. An mein Unglück glaub’ ich. Ich werd’ nicht ins Wasser gehn, das darf ich Vater und Mutter nicht antun; aber dieses verpfuschte Leben, dieses Schattenleben wird mich verzehren — hoffentlich bald, bald — bis ich daran sterbe!“

Gerhard stand auf; seine Knie waren doch nicht mehr so jung, sie sehnten sich vom Boden weg. Er setzte sich auf den nächsten Stuhl; nach einem leisen Summen fing er an: „Ich will Ihnen etwas sagen . . . Mir fällt aber ein: Ihr Beißerbrot. Der Köhl war hier, dann bin ich gekommen. Sie haben noch nichts gegessen, was?“

Sie schüttelte den Kopf. — „Was reden Sie vom Essen?“

„Nun, Sie können doch etwas zu sich nehmen, während ich Ihnen das Nötige sage. Wer noch lebt, der ist auch.“

Afra stand auf. „Und Sie? Wollen Sie mir dabei Gesellschaft leisten?“

„Kind, Sie wissen ja: ich bin ein Spätesser und ein Seltener. Nach meiner Heimfahrt eß' ich zu Haus! — Also gut, da holt sie was. Und da sitzt sie wie ein lebendiger Mensch am Tisch! — Also daß ich sage: dieser gemeine Schwammerling, daß der nun seine schöne Seele als Bofist entlarvt hat, daß er seine Ergänzung gefunden hat, das werden Sie doch wohl nicht für ein Unglück halten —“

„Nie, nie, nie!“ rief Afra aus. „Er soll seines Weges gehn. Ich kenn' ihn jetzt! Ich bin frei!“

Gerhard nickte wohlgefällig: „Das ist doch ein Wort. Ihr Leben ist schwer, das ist leider auch ein Wort. Ihr Postmeisteringehalt — von dem Sie noch als gute Tochter abgeben — ist gewiß erbärmlich. Ihr Vater hat seine elende Beamtenpension, die Mutter ihre kleine Erbschaft; sie leben so recht eng dahin — in allem — auch im Geist. Ihrem Herzen sind sie zwei gute Kameraden und zwei schöne Aufgaben, Ihrer ‚unsterblichen Seele‘ sind sie nichts! — Aber, gute Afra — Sie sprachen von Ihrem Schattenleben. Da weiß ich Ihnen eine, die noch ganz anders als Sie im Schatten lebt — nein, im tiefsten Dunkel — und die ihrem Schöpfer dankt, daß sie lebt, die ihr Leben lieb hat, nein, die zu den

Glücklichsten auf dieser Erde gehört wie ein Liebling Gottes!"

Afra sah ihn mit einem ungläubigen, harten Lächeln an. „Lieber Freund, Sie sagen manchmal, wenn Sie eine von Ihren schönen Übertreibungen vorgebracht haben und ich darüber lache: ‚Na ja, ich bin halt ein Musikant!‘ Das sind Sie wohl in diesem Augenblick auch.“

„Ganz im Gegenteil: die nackte, unantastbare, absolute Wahrheit! Nicht wahr, Sie haben noch nie von Helen Keller gehört?“

„Nein, kein Wort. — Wovon hör' ich denn in meinem Schatten?“

„Helen Keller war noch nicht zwei Jahre alt, als sie nach einer schweren Krankheit blind und taub wurde; sie hatte eben die ersten Worte gesprochen, sprach nun keine mehr. So gingen mehr als fünf Jahre hin; sie wuchs und gedieh, aber wie ein Tier. Da kam ein großer Rettungsversuch ins Haus; eine junge Dame kam, die selbst lange Jahre blind gewesen war, die den Helfersinn hatte und die alles zu lernen suchte, was ein genialer Meister gefunden und an einer ähnlichen Unglücklichen, Blindtaubstummen, erprobt hatte. Von Helens Eltern berufen kam sie, kämpfte mit der siebenjährigen Wilden, siegte, gewann ihr Herz, packte ihren Geist mit genialen Griffen, ein wunderbares Geschöpf — und fand in Helen ein noch größeres Wunder, ein Kind voll Lern-eifer, Lernkraft, Lernwonne — das kann Ihnen kein Musikdirektor beschreiben, das muß Helen Keller selber tun; lesen Sie ihr Buch!“

Alfra stand auf und stemmte beide Hände gegen den Tisch. „Sie hat ein Buch geschrieben? Diese Taube, Blinde?“

„Die Geschichte ihres Lebens; sie war damals zweundzwanzig Jahre alt oder etwas mehr. Sie hatte mittlerweile, immer mit und von ihrer Lehrerin, buchstabieren, Worte fassen und begreifen, lesen, schreiben, endlich auch, wie die Taubstummen, sprechen gelernt; sie hatte zu ihrem Englisch Deutsch und Französisch, Lateinisch und Griechisch gelernt; sie hatte auf einer nordamerikanischen Universität jahrelang studiert. Aber bis auf den heutigen Tag — jetzt ist sie wohl dreißig alt — ist sie blind und taub, wird es immer bleiben. Aber auch bis auf diesen heutigen Tag dankt sie ihrem Gott, preist sie das Leben — sie hat inzwischen noch andre Büchlein geschrieben, alle rührend schön — und wandelt in ihrer ewigen Nacht ohne Murren, sanft und selig dahin!“

Alfra ging um den Tisch herum — der Musikdirektor hatte ihr gegenübergesessen — und legte ihm eine Hand auf die Schulter, vielleicht zum erstenmal; sie war darin zurückhaltend, scheu. „Lieber, guter Freund, was ist Ihnen? Sie haben ja gar Tränen in den Augen.“

„Na ja,“ murkte er; „wenn etwas so rührend ist. Übrigens, was reden Sie? Auch Ihre Augen sind feucht.“

„Sie haben eben so gut und so schön gesprochen. Und — was für ein Mädchen! Unfassbar! Unbegreiflich!“ — Auf einmal schüttelte es sie: „Mir graut. Mitten unter den Menschen und so ganz allein! Nie

eine Stimme hören! Nie in ein Auge sehn! — Und doch gerne leben!"

„Weil sie einen hohen Sinn hat, Kind. Weil sie viel überwinden kann, um viel zu gewinnen. Darum wollte ich Ihnen, der Unzufriedenen, der Hadernden, schon vor Wochen von der Helen reden; hatte mir sogar Aufzeichnungen aus ihrem Lebensbuch gemacht, trug sie in der Tasche; aber — Na, heut ist der richtige Tag dafür!“ Er griff in seine Brusttasche, zog ein zusammengefaltetes Blatt heraus. „Sehn Sie, da steht's ja: „Mit dem leisen Ohr der Liebe“, sagt sie, „vernahm ich zuletzt das Emporsteigen des Saftes in der Eiche“ — von dem ein Freund ihr in die Hand fingernd gesprochen hatte — „und sah die Sonnenstrahlen von Blatt zu Blatt huschen“. Und ein andermal: „Ich kann die lieblichen Dinge nicht mit meinen Augen sehn, aber mein Geist kann sie alle sehn, und so bin ich den ganzen Tag über fröhlich.“

„Den ganzen Tag über fröhlich! O Gott!“

Gerhard schlug Afra liebreich mit dem Blatt auf die Hand: „Lesen Sie das Buch! Ja, die weiß, was Freude ist. In ihrer Seligkeit, aus der schwarzen Einsamkeit durch das Fingeralphabet, durch ihr rastloses Lernen in die Welt zu kommen — auf ihrer ersten Reise mit der Lehrerin, als achtjähriges Ding, herzte und küßte sie jedermann. Damals sagte ein Herr zu einem ihrer Anverwandten — hier unten steht's: „Ich hab' lange gelebt und viele glückliche Gesichter gesehn, aber noch nie ein so strahlendes wie das dieses Kindes!“ — Afra, lesen Sie's, lesen Sie's! Wie die den gelegentlichen ‚kalten Nebel‘ des Einsamkeitsgefühls durchdringt, wie sie sich

bescheiden lernt und auch das ‚Wunderbare‘ der Dunkelheit empfindet. Sie betastet, befühlt die Bildwerke der alten Griechen; ‚ich bin mitunter im Zweifel,‘ schreibt sie, ‚ob die Hand nicht empfänglicher für die Schönheiten der Plastik ist als das Auge.‘ Diese Verstoßene fühlt wie ein Gott die ganze Herrlichkeit der Welt!“

Afra zog sich zusammen, sie schüttelte ihr üppiges, dunkles Haar. „Ich fass’ es nicht, ich versteh’ es nicht. — Sie kannte wohl das Elend nicht. Alle waren ihr gut, behüteten sie davor.“

„Kind, sie lernte alles! Aber sie lernte auch, wozu alles geschaffen ist. Sehn Sie, da steht’s: ‚Zuerst machte es mich sehr traurig, als ich von Schmerz und großem Leid erfuhr; aber jetzt weiß ich, daß wir niemals lernen würden, tapfer und geduldig zu sein, wenn es auf der Welt nur Freude gäbe.‘ Das ist’s, Afra! Das ist’s! Eine tapfere und geduldige junge Heldenin war sie! Ihre Lehrerin, die herrliche Miss Sullivan, erzählt von dem neun- bis zehnjährigen Kind — da hab’ ich’s: ‚Als ihr einst eine Aufgabe großes Kopfzerbrechen machte, schlug ich ihr einen Spaziergang vor. Danach würde sie vielleicht weniger schwer sein. Sie schüttelte aber energisch den Kopf und sagte: Meine Feinde würden glauben, ich lasse vor ihnen davon. Nein, ich muß ausharren und sie jetzt überwinden; und sie tat es.‘ Ein taubblindes zehnjähriges Kind!“

Afra hatte sich niedergesetzt, ein Zittern überfiel sie. — „Ich fürchte mich vor dem Buch.“

Sie sprang aber wieder auf und streckte die Arme zu Gerhard hin: „Nein, nein, ich fürchte mich nicht;

Musikdirektor, seien Sie gut, schicken Sie mir das Buch!"

Er nickte mit einem Vaterblick: „Ja, ich schick' es Ihnen. Morgen. Ich schen' es Ihnen.“ Er sah auf seine Uhr: „Da haben wir's! Nun muß ich fort. Mein Schnellzug hierher hatte sich schmählich verspätet. Der Gegenzug, fürcht' ich, kommt zur rechten Zeit! — Aber heut in acht Tagen komm' ich wieder; da sprechen wir dann über das gelesene Buch —“

„Ja, ja," fiel sie ihm ins Wort; „nachts wird's gelesen.“

„Also guten Abend! Schlafen Sie gut!“ Nach einem raschen Händedruck war er aus der Tür.

\* \* \*

Eine Woche später — die Nacht war wiederum eine Weile früher hereingebrochen — fuhr der Schnellzug von Osten in den Bahnhof ein; Afra erwartete ihn, in ihr braunes Herbstmäntelchen gehüllt. Die kleine Gestalt des Musikdirektors sprang aus einem der Wagen und trat auf die lange Afra zu. „Sie empfangen mich! Welche ungewohnte Ehre!“ sagte er, nachdem sie sich begrüßt hatten. „Was haben Sie da in der Hand? Winkten Sie nicht damit, als der Zug hereinfuhr?“

„Ja," erwiederte sie mit einem ernsten, sehr bejelten Lächeln, das ihre etwas starknochigen Züge verschönnte. „Haben Sie mich erkannt? — Das ist ein Buch, das mich bessern sollte. Sie guter Mensch, wie dank' ich Ihnen — — — Nein, nicht diesen Weg!“ Sie waren einige Schritte gegangen, nun stand sie still.

„Es ist ja der Weg zu Ihrem Haus.“

„Da will ich nicht hin. Da will ich nicht hin! — Der Abend ist so schön —“

„Es ist Nacht, wenn ich richtig sehen kann.“

„Ja,“ sagte sie, „aber mit etwas Mond und mit vielen Sternen. Wenn es Sie nicht ins Zimmer treibt — ich möcht' frische Luft — und Freiheit! Im Haus sind die Eltern; ich möcht' mit Ihnen allein über diese wunderbare Helen Keller sprechen. Das ist mir wie ein Geheimnis — und auch wie etwas Wunderbares . . . Sie sehen mich so forschend oder zweifelnd an. Können Sie das nicht verstehn?“

Gerhards Forsthergesicht begann schön zu lächeln: „Sie täuschen sich, ich zweifle nicht. Ich bin einfach glücklich; das gab mir wohl einen dummen Ausdruck. Es treibt mich auch nicht ins Zimmer; ich will, was Sie wollen. Ich will mit Ihnen den Mond und die Sterne im Flusspiegel sehn —“

„Ja,“ sagte sie, und ihre Ungeduld zog ihn sanft am Arm (auch das war ihm neu), „gehen wir am Fluß entlang! Es ist hell genug!“ Sie schritt rasch voran, in die Seitengasse, die zum Ufer führte. Ein leises singendes Summen kam aus ihrer Kehle; wie viele Wochen hatte er das nicht mehr gehört. Plötzlich fragte sie dann, als drückten sie die Häuser noch, nach den gleichgültigsten Dingen: „Sind Sie mit diesem Aprilwetter zufrieden?“ — „Ihre Aufwärterin heißt Frau Mangold, nicht?“ — „Haben Sie den kleinen Nometen gesehn?“

Endlich standen sie am Fluß, der leise gegen sein niedriges erdbraunes Ufer rauschte, über den der halbe

Mond eine Brücke baute. Ein herbstlicher Duft von abgefallenen Weiden- und Erlenblättern stieg vom Boden auf. Die dunkle übergoldete Flut sang wie im Traum. Eine dünne Wolke segelte langsam über den Mond dahin. „Ich hab' zuerst so viel weinen müssen,” sagte Afra plötzlich. „Ich las und legte das Buch wieder weg und war wie erschlagen! O, wie unglücklich, wie erbärmlich hat es mich gemacht! Wer bist du neben Helen Keller? Du getraust dich noch, auf die Straße zu gehn? Du vergehst nicht vor Scham und Schande wie ein Seifenbläschen? Du, du, du bist taub, stumm und blind! — Ach, gehn wir weiter. Da hab' ich mich endlich ausgeweint; und wie wenn die Helen Keller Flügel hätt' und ein Engel wär', hab' ich mich von ihr zum Himmel hinaufführen lassen und bin niedergekniet vor meinem Gott. Nein, denken Sie nicht: vor dem Kirchengott; vor dem knie' ich nicht. Vor dem Gott, der nicht angebetet sein will, der sich um unsre kleinen Sorgen und Leiden nicht kümmert — der uns nur durch seine Werke sagt: Begreift, was ich euch gegeben hab', murrt und hadert euch nicht von der Herrlichkeit der Welt hinweg! Kämpft euren Kampf, nur die Kämpfer siegen! Weißt du, was Helen Keller ist? Dir ein Vorbild ist sie. Ein Beispiel ist sie, wie man zu mir kommt. Ein Teil von der Herrlichkeit des Weltalls ist sie. Flieg ihr nach! Dann wird diese Blinde dich sehen Lehren und die Taube hören!”

Sie standen wieder still. Gerhard nahm Afras Hand; er drückte sie lange, fest; anders als so mochte er nicht sprechen. Sie lehnte sich an seine Schulter; ach, wie tat ihr das wohl; so hatte sie sich noch nie an einer lebendigen

Säule gefühlt. Ja, dachte sie, Helen Keller hat recht: Fühlen ist wie Hören und Sehn!

Zuletzt hörte sie doch etwas; Gerhard sprach wie geflüstert: „Ich bin glücklich, Afra.“

„Sind Sie nun mit mir zufrieden?“ flüsterte sie zurück.

Er nickte ihr zu und drückte ihre Hand.

„Ich will kämpfen! — Ich will auch siegen! — Ach, ich möchte Ihnen so gerne danken; Sie sind mein Erretter.“

„Wenn Sie kämpfen und siegen, Afra, das ist ja der allerschönste Dank.“

„Ach, Sie sind kein Frauenzimmer. Ein Frauenzimmer will so recht fühlbar, lebendig danken. — Ich hab's nur verlernt, bin ein Unmensch worden.“ Sie legte sich leise an seine Brust. „Lieber, guter Freund, wär' es Ihnen recht, wenn ich Sie einmal, ein einzigmal umarmte?“

„Afra!“ sagte er unendlich überrascht.

Der Ton gab ihr Mut. Sie umschlang ihn herzhafst und küßte ihn auf den Mund.

\* \* \*

Aus diesem Oktoberherbst ging ein Winter auf, so schön war noch keiner, seit Afra lebte. Da hab' ich's nun, sagte Gerhard zu sich, als hätte er sich eine schwere Last aufgeladen, ihm lächelte aber das alte Herz: nun bin ich mitverantwortlich für die Afra Rein, muß ihr für ihren guten Willen auch Lebensstoff, muß ihr Freude schaffen! Er tat, was er konnte. War er bisher dann

und wann aus seiner Provinzstadt in das „Nest“ gekommen, so kam er nun gewiß jede Woche einmal, an Sonntagen auch schon früh nachmittags; sein Amt ließ ihm Zeit. Er brachte ihr Bücher mit, wie sie für sie taugten; Isra stürzte sich mit Helen Kellerscher Lust hinein, sie gewann fast jeder Nacht ein oder ein paar Stunden ab, ohne von ihrer festen Gesundheit zu verlieren: „Musikdirektor, die Freude gibt Kraft!“ Er brachte Sonntags seine Geige mit und gab der Familie Rein ein „Konzert“; Vater Rein saß mit seiner Pfeife langsam, sparsam rauchend im Sorgenstuhl, die Sorgen vergessend, weil die Geigentöne ihn so lieblich einlullten; Mutter Rein legte ihre ewige Küchenchürze ab und genoss die Ehre, einen großstädtischen Kapellmeister als Haussmusik zu haben; Isra saß in andächtiger Verzückung da, sich tiefer und tiefer in die großen Meister hineinhörend, die der gute Gerhard so begeistert liebte. Er brachte auch seine Stimme mit: er las ihr vor, seine Lieblingsdichter, oder Spruchweisheit, Humore, sinnige Gedanken: „immer vom Besten, Kind; das Beste ist für den werdenden Menschen grade gut genug!“ — Ach ja, dachte sie, er hat recht, ich fühl's. Wenn das Schöne uns auch besser, edler, glücklicher macht. Und Helen Keller hat recht: herrlich groß ist die Welt, im Licht wie im Schatten!

Nur in einem gab sie dem guten Helfer nicht nach: als er eines Tages den Haushalt der Familie Rein gar so bescheiden und dürlig fand und um die „gnädige Erlaubnis“ bat, so unter der Hand sein Scherlein beizutragen, damit „es etwas lustiger würde“. Sie warf ihn beinahe zur Tür hinaus. „Herr Musikdirektor Weiden-

baum!" fuhr sie ihn an. „Wir sind keine Almosenempfänger, sind auch keine Bettler. Ich nehme Tausende, Millionen von Ihnen an, die Ihre Geige, Ihre Büchertasche, Ihr lieber Deflamierbariton ins Haus bringen. Ihr Geld müssen Sie schon selber ins Wasser werfen!"

Der Herr Musikdirektor zerknirschte sich, lachte, setzte ein gespielt grimmiges Gesicht auf, lachte wieder, und „holder Friede, süße Eintracht“ waren wieder da. „Das müssen Sie übrigens nicht glauben, Fräulein Afra Rein,“ sagte er zum Schluß, um seinen Rückzug etwas ehrenvoller zu machen, „daß Sie mich hätten aus der Tür werfen können, wie Sie freundlich drohten. Wenn Sie auch unverschämmt viel größer sind als ich und recht ansehnliche Muskeln haben, eine Jahrmarktriesin sind Sie doch auch nicht; und Sie würden sich im Ernstfall wundern, wieviel Kraft ich habe. Ich, den Toren winzig nennen, hab' einmal einen frechen Kerl in meinem heiligen Zorn so auf die Erde geworfen, daß die Erde knackte; und ich hätt' ihn unter mir erdrücken können, wenn ich das mindeste Talent zum Mörder gehabt hätte.“

Wenn die Geschichte wahr ist! dachte sie; Musikanten phantasieren gern! Sie tat aber, als glaubte sie's. Ihre Dankbarkeit gegen diesen rührenden Göttermann wuchs von Tag zu Tag; jeden Morgen nickte sie seiner Photographie zu, die er ihr geschenkt hatte und die zwischen Bildchen von Goethe und Beethoven neben ihrem Bett hing, oder sie sagte ihr ein gutes Wort. Es ward immer schwerer, wenn er kam und ging, nur seine liebe Hand zu drücken, ihn nicht frisch und froh einmal bei beiden Schultern zu nehmen und — und was denn? Jrgend

was! Die Dankbarkeit wollte aus ihr heraus! Und die neue Lust, zu leben, die neue Jugend, die Herzenkraft; — ach, und noch etwas Unbewußtes, nur manchmal im Traum phantastisch Fabulierendes: die wieder erwachende Sehnsucht nach Liebe, nach Herzensglück. Diesen inneren Himmel, den sie sich nach ihrem Vorbild schuf, mit einer ähnlich fühlenden Brust zu teilen.

Die Wochen und die Monate gingen so dahin. Der Februar war gekommen, nach einem strengen, kalten Januar eine milde, zuweilen schon Frühling vortäuschende Zeit. In dem warmen Sonnenschein, der von Süden über die Berge kam, ward der jungen Postmeisterin süß dichterisch zumut; sie fing an, in langen Streckversen den jungen Lenz zu begrüßen, den sie auf den goldenen Sonnenstrahlen daherschliegen sah oder aus zirpenden Vogelkehlen leise heranjubeln hörte. Es war, als wenn auch Geschichten von glücklichen oder unglücklichen Menschen, oder Geschichten ihres eigenen Herzens aus den Lichtstrahlen aufstiegen, hinterm Frühling her. Wollte sich etwas gestalten? Lenzte es wirklich in ihr? — Als Gerhard am nächsten Abend kam, war ihr so eigen zumut; sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn so ins Zimmer, drin die Lampe brannte; die Eltern waren auf Nachbarbesuch gegangen und noch nicht zu Hause. Sie setzte sich ihm gegenüber und lächelte ihn an. „Was haben Sie heut?“ fragte Gerhard. „Ist Ihnen recht was Gutes geschehn?“ Er wunderte sich auch und freute sich, wie sie sich seit dem Herbst verjüngt, vergeistigt, verschönt hatte; das hatte Helen Keller getan!

„Ach nein, mir ist nichts geschehn,“ antwortete sie.

„Nur — mich dichtert's wieder. Manchmal denk' ich, es wird noch was. Wenn ich Freiheit und Muße hätt'!“

„Die kann auch noch kommen,“ sagte er und nahm ihre auf dem Tisch liegende Hand, legte seine darauf; das tat ihr lenzmässig wohl. „Es ist auch kein Wunder, daß Sie's wieder dichtert. Sie leben nun doch ganz anders in Poesie und Musik und Geist als vordem.“

„Ha; das dank' ich Ihnen! — Wie angenehm Ihre Trosterstimme klingt; heut noch mehr als sonst. Ich saß da eben allein, die Eltern kommen später; blätterte wieder einmal in Helens ‚Geschichte meines Lebens‘, und hörte förmlich Ihre Stimme, wie Sie mir damals so begeistert und gerührt von ihr erzählten. Ich baute Ihnen beiden einen Altar, hier in meiner Brust. Mir war so, als müßten Sie auf den rührenden Bildern in dem Buch mit dabei sein, Sie statt des Jefferson oder statt des Hundes; als gehörten Sie durchaus dazu!“

Der Musikdirektor lachte leise vor Freude. Afra nahm das Buch und setzte sich neben ihn. „Sie haben die Bilder wohl lange nicht gesehn; schauen Sie einmal mit hinein! Gleich das Titelbild, wie lieb Helen als Studentin! Das sinnige, kindlich edle Gesicht. Aber wie einem das zweite zu Herzen geht, sie mit ihrer geliebten Lehrerin! Diese Miss Sullivan, was für ein seelenwoll schöner Kopf; wieviel Opfermut und Liebe drin! Und Helen, wie sie sich an sie schmiegt; o du wonniges, märchenhaftes Geschöpf mit den langen Locken, mit dem Blick, als fäh' er in alles hinein, mit der andächtigen Dankbarkeit! Man muß immer hinschauen; als gäb' es nichts Liebenvolleres und Göttlicheres auf der ganzen Welt!“

Gerhard nahm das Buch in die Hand und schlug ein andres, späteres Bild auf, Helen mit Phiz, ihrem geliebten Hund: „Das ist fast ebenso rührend lieb! Wie er auf dem Tisch sitzend steht, sie daneben sitzt und ihn zwischen ihren Händen hat — gelt, Phiz, das gefällt dir? — und den Kopf an sein warmes Fell drückt. Was für eine Herzensmusik in ihrem guten, süßen Jungmädchen gesicht!“

„Ja, ja, 's ist das rechte Wort: Herzensmusik. Das fällt auch nur so 'nem Kapellmeister ein. Aber es ist doch nur ein Hund!“ Sie schlug wieder zu dem andern Bild zurück und verzehrte es wieder mit den großen Augen. „Da sitzt diese Helen, als drückte sie sich ganz in die geliebte, liebevolle Brust der Retteterin hinein. Ach, wie hast du recht! Fühlen, fühlen muß man's! Alles kann man fühlen, auch mit blindem oder geschlossenem Aug'. Vom Kopf bis zum Fuß, jede Faser fühlt. So im andern leben!“

Unbewußt-bewußt, von Sehnsucht getrieben, von Dankbarkeit berauscht, hatte Afra sich so im Reden an Gerhard angelehnt, die Augen auf dem Bild. Sie schmiegte sich an ihn, wie Helen an die „Retteterin“; war er nicht ihr Ritter? Ihr war so andächtig-süß ums Herz. Sie schloß die Augen; nur noch fühlen! So lag sie, da er sich ihr zugewendet hatte, gegen seine Brust.

Afra! dachte er tief erschrocken. „Afra!“ flüsterte oder seufzte er nach einer wonnig bangen Stille; er wagte sich nicht zu rühren, ihre warme Nähe durchglühte ihn. „Liebe, gute Afra!“ sagte er mit etwas Stimme, selig hingerissen, und küßte ihr Haar, ihre Stirn. Sie

erzitterte einen Augenblick; dann lag sie wieder still. Seine Lippen glitten über ihre weiche Wange, suchten ihren Mund. Sie gab ihn ohne zu zucken hin. Noch schien sie in halbem Traum; doch nun ganz erwachend drückte sie Lippe auf Lippe, mit einem gehauchten holden Ton, und erwiderte seinen Kuß. Sie drehte sich, umschlang ihn, ließ nun nicht mehr von seinem Mund. „Rettet!“ sagte sie. Dann dankten ihm ihre Lippen wieder.

Ihm ward in aller Wonne bang, er fand keine Worte; in einem noch nie erlebten Taumel drückte er den warmen, kraftvollen, so ganz hingegebenen Leib an seine Brust. Die Haustür ging auf, und Schritte kamen; die beiden Gestalten führten auseinander. War es ihm Störung oder Erlösung? Er war ganz verwirrt, kannte sich nicht mehr. Vater Rein öffnete die Tür, die Mutter stand hinter ihm. Die Pforte des Paradieses fiel zu. Ja, es war das Paradies!

Gerhard hörte die Stimmen der Alten, lauter Dissonanzen in seinem Ohr; er hörte sich selber sprechen, es klang alles falsch. Er brach ab, machte nur mit der Hand eine Art von Ende. Um nicht mehr reden zu müssen, um auch Afra nicht anzusehn, griff er zu einem Buch auf dem Tisch, das er ihr vor Tagen geschickt hatte, setzte sich zur Lampe und begann daraus vorzulesen. Seine Stimme war wie heißen, er zwang sie, bis sie Klang bekam. Es waren Gedichte, von der beschaulichen Art; sie schienen ihm nun nüchtern, farblos, seelenlos; ihm brannten immer wieder Afras Küsse auf den Lippen. Endlich ermahnte ihn die Uhr: es ist Zeit zum Bahnhof! Er stand auf, nahm Mantel und Hut, nahm drei Hände

nacheinander in die seine — die der Afra war heiß — und stürmte in die Nacht hinaus.

Endlich sah er sich in seinem Bett, dieser Tag war zu Ende, das Zimmer dunkel; die Finsternis lag aber wie eine schwarze See um ihn her, wie in einem taumelnden Schiff fuhr er durch ihre Wogen hin. Was soll nun werden? dachte er wohl zum hundertsten Mal. Hat sie mich zu lieb? Hab' ich sie zu lieb? — Ich verließ mich auf meine vierundfünfzig Jahre; ein kleiner Musikdirektor mit einem alten, reizlosen Gesicht. Mein Herz, dacht' ich, hab' ausgelebt, und ihr junges Herz kann für mich nicht schlagen. Wie ist das gekommen? Und was soll nun werden?

Er wälzte seine Gedanken und seinen sonderbar durchglühten Leib rastlos hin und her. Du alter Kerl, sei kein Schurke! — Nein, nein. Heiliger Gott, ich denk' nicht dran! — Sei auch kein Narr, du alter Kerl; sie kann dich nicht im Ernst oder gar auf die Dauer lieben. Du sie heiraten? Dann wärst du verrückt oder ein Verbrecher! — Ein Ende machen! Ja, ja. Aber wie? Nicht wieder hingehn? Sie in ihre alte Einsamkeit zurückwerfen? Das wär' Mord. Ihr einen weisen Brief schreiben? Dazu hab' ich den Mut nicht — und auch nicht den Kopf. Jetzt müßt' ich das Genie sein, für das ich als blödsinniger Bursch mich hielt. Ach, es ist ein Kreuz. Was ein Genie jetzt wohl tätet...

Ja, was soll nun werden?

Gegen Morgen, in der ersten Dämmerung, kam ihm so etwas wie „Es werde Licht!“ Ein Gedanke kam ihm. Eine Möglichkeit. Schlafrunken, traumwach sah er den

Gedanken wie einen Strick von irgendwo herunterhängen und turnte, kletterte, rankte an ihm empor. Es ging langsam; es schien ihm aber, daß es ging. Eine Art von Lächeln verklärte seine Züge. Ein Gefühl von halbgetrösteter Ruhe kam, bis er plötzlich einschlief.

\* \* \*

Am nächsten Sonntag, nachmittags, saß Afra in dem kleinen Garten hinter ihrem Haus in der fahlen Wildweinlaube und sonnte sich. Die sternklare Nacht war kalt gewesen, endlich hatte es wieder ein wenig gefroren; über Tag aber, im Sonnenschein, hatte es stark getaut, und die Luft war abermals so warm geworden wie die ganze Woche vorher. Afra saß in Mantel und Hut und tat vor sich selbst, als lese sie; ihre Augen jahnen aber nur so ins Buch und verstanden nichts, sie bangte und horchte: kommt er schon? Gerhard hatte auf einer Postkarte geschrieben, er werde heute erscheinen; sonst nichts. Ja, was wird nun werden? dachte sie wie er. Ihr gewöhnlich etwas farbloses Gesicht wechselte zwischen Blaß und Rot. Das Herz tat ihr weh. Wohin soll uns das führen, verrücktes Kind, und wie soll es enden?

Die Gartentür knarrte und ging auf, Gerhard trat aus dem Haus. Sie fuhr in die Höhe. Hinter ihm kam noch einer, ein Langer; eine fremde Gestalt, ein fremdes Gesicht; moderner Mantel, blondes Haar — Gerhard war braun — schöner blonder Schnurrbart. Afra atmete erleichtert auf: ein dritter Mensch! — Mit schöner äußerer Ruhe ging sie den Männern entgegen, nahm des Musikdirektors dargestreckte Hand und grüßte den sich

verbeugenden blonden Herrn. „Ich bringe Ihnen da meinen Neffen," sagte Gerhard, auch mit schöner Ruhe, „von dem ich Ihnen öfter erzählt hab'; Doktor Heinz Fischer, Arzt. Wohnt jetzt auch in meiner Stadt. Hat bei mir Ihre Photographie gesehen, hat ihm sehr gefallen —“

„O Gott!" rief Afra. „Mein Gesicht!“

„Ihr liebes, gutes Charaktergesicht. Nur, er möchte Sie kennen lernen: Sie erlauben, nicht wahr? Mein von mir geliebter Neffe. Hat viel freie Zeit, die Patienten überlaufen ihn noch nicht; zum Erstaunen —“

Doktor Heinz nahm das Wort: „Mein Onkel sagt das so scherzend hin, es ist aber der wahrhaftige Ernst. Darf ich sagen, wie mir der Einfall und der Mut gekommen ist, Sie aufzusuchen? Onkel Gerhard hat mir erzählt, wie wunderbar Helen Kellers ‚Geschichte meines Lebens‘ auf Sie eingewirkt hat —“

„Um Gottes willen!“ rief Afra und sah den Onkel vorwurfsvoll an.

„Liebe Freundin," sagte Gerhard geschwind, „verzeihen Sie, vergeben Sie! Es ist ein ganz besonderer Fall — wie hätt' ich sonst gesprochen. Dieser Neffe schwärmt für Helen Keller wie nicht viele Menschen; mit Begeisterung, als Arzt, als Poet —“

„Sie haben ihm alles, alles erzählt?“

„Was nennen Sie alles? Ich —“

Der Doktor fiel dem Onkel ins Wort: „Sehr verehrtes Fräulein, ich bitte, ich beschwöre Sie, zürnen Sie ihm nicht. Ich hab' es ihm abgewonnen — aber nein, auch das nicht — es kam wie von selbst. Er wußte, wie

es mir selber ergangen ist: eine tiefe Wirkung — ich meine, durch Helen Kellers Buch. Ein Ereignis in meinem Leben, ein Schicksal. Ich wäre beinahe über den Ozean gefahren, um sie aufzusuchen. Als dichtender Dilettant war ich eine Weile drauf und dran, ein Schauspiel, dann wenigstens einen Roman über sie zu schreiben; na, davor hat sie und mich mein guter Stern noch bewahrt. Gestern abend war ich beim Onkel, er hatte mich gebeten, sein Guest zu sein. Da sah ich auf seinem Schreibtisch Ihre Photographie stehn; ich hatte sie noch nie gesehn. Wie soll ich Ihnen sagen — sie wirkte so eigen auf mich. Es ist wahr, was mein Onkel sagte, daß ich wirkliche Menschen suche; sie sind gar so selten. Auf diesem Bild, da ist einer, dacht' ich; verzeihen Sie. Die kämpft mit dem Leben, sagte ich. Er mit einem triumphierenden Gesicht: sie hat gekämpft! — Wieso? fragte ich. Hat sie denn gesiegt? Da sah er mich so bedeutend und so herzlich an: Sie hat mit Hilfe deiner Helen Keller gesiegt; ein herrlicher, ein großer Fall! — Na, da fragt' ich weiter. Und ihm ging das Herz auf, und er sagte alles. Und da war dann endlich mein letztes Wort: Du willst morgen hin zu ihr? Onkel, nimm mich mit!"

Afra schaute den Arzt, dann den Onkel an; wie verschieden beide! Der Neffe so schlank, so groß; schöne bläuliche Augen; das Gesicht so farbig, so hübsch. Gerhard unansehnlich, rührend; der andre stand vornehm, wie ein liebenswürdiger Junker da. Und so jung, so frisch! Nur die Stimmen waren ähnlich; klangvoll, sozusagen Musik darin. Mit Musik, weich und warm, sagte

der Doktor nun auch: „Nicht wahr, Sie haben meinem Onkel verziehn?“

Auch eine gute Stimme! dachte sie. „Was soll ich machen?“ gab sie zur Antwort. „Ich bin — ganz verwirrt. — Ja, ich hab' verziehn!“

Nach einer Weile kamen die Eltern aus dem Haus; die größere, starkknochige Gestalt der Mutter, die zartere des Vaters. Der Alte fragte bald nach der Geige; Gerhard ging ins Haus und holte sie, beim vorletzten Besuch hatte er sie dort gelassen. „Wenn du dir hier gleich einen guten Namen machen willst,“ sagte er zum Neffen, „so machst du mit mir zusammen Konzert! — Er hat nämlich einen sehr erfreulichen Bariton und hat recht gut singen gelernt. Seit wir wieder in derselben Stadt wohnen, singen und geigen wir oft mitsammen. Wollen wir, Heinz?“

Der Doktor sah Afra fragend an. Sie bat mit den Augen. Vor der Laube stehend begannen sie zu musizieren, Schubertsche, Brahms'sche, Wolfsche Lieder; sie sagten sich nur leise die Titel oder die ersten Worte, dann fielen sie wie zwei gleichgestimmte Instrumente ein. Jetzt wurden sie blutsverwandt; es klang wie die natürliche, angeborene Harmonie. Afra horchte, schaute; ihr war, als sei der Frühling im Garten. Es war ihr so wunderbar, die beiden im Sonnenschein so nebeneinander geigen und singen zu sehen: den, in dessen Arme sie gefallen war, weil die verschiedensten Gefühle sie hinrißen, und den Schlaufen, Jungen, der um ihr innerstes Schicksal wußte, der in ihr einen „Menschen“ suchte.

Sie sangen und geigten sie in einen Rausch; er endete viel zu früh. Die Uhr in Gerhards Hand verkündigte ihr, wie so oft schon, daß es hieß: zum Bahnhof! Die Abschiedsworte schwirrten noch hin und her. „Ich danke Ihnen, Meister,“ sagte Afra zu Gerhard, ihm etwas befangen in die Augen schauend, „für das Gartenkonzert und daß Sie mir Ihren Neffen gebracht haben.“

„Darf ich wiederkommen?“ fragte Doctor Heinz.

„Wenn Sie mögen. — Ich bitte darum.“ Afra lächelte: „Auch ich suche Menschen.“

Gerhard blickte auf ihre Hand und an ihr vorbei. „Er muß mich einstweilen gleichsam vertreten,“ warf er hin, „dieser Medikus. Unsre Stadt macht neue Sachen und mir neue Arbeit; mehr Konzerte und Proben, weniger Zeit, in die Welt zu fahren. Einstweilen Geduld, es wird hoffentlich nicht so schlimm. Auf Wiedersehen, sobald es geht!“

„Ja,“ sagte sie, „auf Wiedersehen!“ Sie hatte nicht recht gehört, was er sagte. Ihr war, als hätte sie es nur geträumt, daß sie ihn neulich gefüßt hatte.

\* \* \*

Mit dem verfrühten Lenz war's vorbei, der Winter kam wieder. Am nächsten Sonntag ging Afra mit dem Doctor Heinz auf dem beschneiten Ufer hin; im Fluß schwammen Eisschollen, die Welt war weiß, nur die Fichtenwälder auf den Hügeln malten schwarz hinein. Heinz hatte eine Pelzmütze aufgesetzt; auf dem jungen Kopf war sie der Afra fremd und sonderbar; und doch stand sie ihm gut. „Ich bin also wirklich nicht zu vor-

zeitig wiedergekommen?" fragte er und blieb stehen.  
„Sie haben ganz gewiß nicht gedacht: aber der hat's eilig?“

Afra lächelte. „Im Gegenteil, da Sie so fragen, muß ich Ihnen ehrlich gestehn: ich war so unverschämt, zu glauben — oder doch zu hoffen — heut kommt er wieder!“

„O, das tut gut. Im Hause, vor Ihren werten Eltern möchte ich nicht sagen, was mir heute Flügel gemacht hat; es ist ja einstweilen nur ein Fragezeichen, und vielleicht streichen Sie es aus. Aber hier — im Freien — Ich hab' Ihnen neulich verraten, daß ich mutwilliger Dilettant mich mit einem Helen-Keller-Roman getragen hab'; dieser Unsinne liegt begraben. Aber in dieser Woche, wenn ich an Sie dachte — und weil mir Ihr Onkel erzählte, es dichtere Sie wieder —“

„Muß er Ihnen alles erzählen?“

„Verzeihen Sie — aber durch Helen Keller gehör' ich ja nun schon mit dazu. Es will etwas aus Ihnen heraus, sagt er, Ihnen fehlt nur die Anregung —“

„Vielleicht auch das Talent. Jedenfalls die Zeit!“

„Ach, die fände sich. Wenn Sie eine Weile schrieben, statt zu lesen . . . Wissen Sie, was ich mir sage? Ihnen fehlt der Kamerad! — Bitte, hören Sie! Wir, Sie und ich, wir sind zwei Leute, die neben dem Beruf eine Sehnsucht haben — und dieselbe Sehnsucht. Der Beruf ist ein strenger Herr, er fordert die beste Kraft und gibt wenig Urlaub. Einzeln würden wir vielleicht das Ziel unserer Sehnsucht nie erreichen. Wenn wir's einmal als Kameraden versuchten? Mit vereinten Kräften

und geteilter Mühe? Wenn wir zum Beispiel zusammen einen Roman schrieben?"

Afra starnte ihn an, als verstände sie seine Worte nicht. „Einen Roman? Zwei zusammen?"

Heinz lächelte: „Das ist ganz gewiß schon geschehn. Vom Engländer Carlyle habe ich gelesen, daß er zusammen mit Jane Welsh einen schreiben wollte; in Briefen; sie sollte die Briefe der Helden schreiben und er die des Helden. Es kam nicht dazu. Na, und wenn es auch noch nie dazu gekommen wäre — warum sollten wir zwei nicht den Anfang machen? Wenn das Bündnis uns —"

„In Briefen," sprach Afra vor sich hin. „Das klingt schon anders —"

„Nicht wahr, das leuchtet ein! Mir leuchtete es gestern abend ein. Vielleicht, dacht' ich, haben wir armen Berufsmenschen jeder für sich allein nicht sehr viel Erfahrung; wenn wir aber zusammenwerfen — Phantasieren steckt an! — In meinem frechen Helen-Keller-Roman hatte ich mir einen Europäer gedacht — eigentlich mich selbst; jung, unternehmend, schwärmerisch, achtundzwanzig Jahre wie ich — der sich aus der Entfernung in ein ganz ähnliches Phänomen wie die Helen verliebt, über den Atlantischen hinüberschreift, sie aufsucht, sie kennen lernt, an sie schreiben lernt, in ihrer holden Seele die Liebe weckt — da bricht aber schon der Unsinn aus. Ein Mädchen, das nicht nur nicht sehen, auch nicht hören kann, wie soll die sich das Herz fassen, einem normalen Menschen — Vor allem aber, welcher Leser hätte nicht gleich gewußt: da ist Helen Keller gemeint!"

Über als ich vom Onkel Gerhard hörte: da sitzt dieser Charakterkopf, die junge Postmeisterin, und sehnt sich in dasselbe Paradies wie du, möchte etwas schaffen wie du — da kam mir mein Romantraum wieder, aber anders, besser. Eine Blinde ist sie, sie hört aber und spricht wie wir. Sie ist schön, sie ist begabt und hold und gut — nun, wie Helen Heller. Der junge „Held“ sieht sie, ich weiß nicht, wo. Aus seinem Mitleid wird Liebe. Er will ihr Inneres kennen lernen; sie leben aber weit getrennt. Er lernt ihre Blindenschrift — die Brailleschrift —, er weiß sie in einen Briefwechsel zu verwickeln — Was haben Sie? Was ist Ihnen?"

Auf dem Uferweg kam ein offener Wagen herangefahren, Afra sah ihn, ihre scharfen Augen erkannten sofort, wer darin saß. Hinter dem Kutscher erschien Alexander Köbl, der hübsche, jetzt auch „fesche“, neben ihm seine verwitternde Braut, Fräulein Lambertine. Den Bräutigam hatte Afra seit jener Scheidestunde nicht gesehn, die Braut hatte man ihr einmal gezeigt. Es ging ihr ein kaltes, scharfes Gefühl durch die Brust; Verachtung! dachte sie und trieb es hinaus. Ein andres, frohes stieg in ihr auf, als der Wagen vorüberfuhr; die beiden schauten mit unverhohlener Neugier auf den stattlichen, schön zu nennenden jungen Mann, der neben der Postmeisterin stand. Ja ja, schaut ihr nur! Der verwirrt nicht. Der kommt zu mir, weil er mich zu den Menschen zählt; der trägt mir eben an, mit ihm ein Buch, einen Roman zu schreiben. Der Postmeisterin in Krähwinkel, mir! — Und ich werd' ihn schreiben! durchfuhr es sie in demselben Augenblick. Ja, sie war ent-

schlossen. Während dein Alexander dir für deinen Mammon Liebe heuchelt, dichten der und ich!

Sie sah dem Wagen noch eine Weile nach. „Was sind das für Leute?“ fragte Heinz.

„Sie haben recht: es sind Leute, keine Menschen!“ gab Afra zurück. „Ach, die lassen wir. Sie wollen es wirklich mit mir wagen, Herr Doktor? Was wissen Sie denn von mir und meinem armen Kopf?“

„Ich habe Briefe von Ihnen an den Onkel gelesen. Und dann — überhaupt. Wer bin denn ich? Wir sind beide doch nichts als Woller, Lerner. Wollen Sie's versuchen?“

„Ich soll die Briefe der Blinden schreiben?“

„Ja, der jungen Dame. Sie denken sich in so ein blindes Mädchen hinein; als Sie das Buch der Helen Keller lasen, haben Sie's ja schon getan. Sie geben ihr alle die Eigenschaften, die — das findet sich; wir machen ja zunächst einen Plan. Sie schütten in Ihren Briefen alles aus, was in Ihnen vorgeht, was Sie von der Welt und vom Leben wollen, was Sie etwa bedrängt und bedrückt. Daselbe tut er — das heißt ich. Sie antworten auf meine Fragen und ich auf Ihre. So schieben wir uns gegeneinander, miteinander fort. Können wir in eine bessere Schule gehn? Jeder ist Schüler und Lehrer zugleich. Wir springen ins Wasser und schwimmen drauf los. An irgend ein Ufer werden wir schon kommen!“

Afra lachte und drehte sich, auf einmal kam ihr eine wilde Lust. „Ja, ja, ja,“ rief sie in die Lust hinaus wie ein sechzehnjähriges Mädel. „Ja, das machen wir! Ich

will, ich will, ich krieg' einen Mut! — Ich glaub', Sie hat mir ein Engel geschickt. Ach, ich kenn' diesen Engel ja. Er ist wirklich einer. Morgen oder heut noch sagen Sie ihm, was für ein freches Werk wir da unternehmen! — Ist die Welt denn wirklich so schön? Fliegen darin so viele Engel herum? Zuerst der Onkel, dann der Neffe?" Ihr traten ein paar Tränen in die Augen; doch sie sagte, närrisch vor Freude: „Tanzen, tanzen möcht' ich! — Aber auf der Landstraße tanzen die Postmeisterinnen nicht. O Gott, wenn mich der Herr Oberpostdirektor so sähe! — Es wird dunkel, wir müssen heim zu den braven Eltern!"

\* \* \*

Das „freche Werk“ begann, nachdem die beiden „Missetäter“ sich über den Plan so weit wie nötig geeinigt hatten; den Ausgang ließen sie noch im Dunkel liegen, es war leichter und lustiger, der Entwicklung von Brief zu Brief gleichsam freie Hand zu lassen, ihr das Recht der Überraschung zu lassen. So ging sie auch noch der Titel nichts an; als Untertitel konnten sie schreiben, wenn es ihnen beliebte: „Roman zweier Dilettanten.“ Die Briefe flogen hin und her; zuweilen durch die Post, zuweilen durch Doktor Heinz, wenn es ihn zur Mitverfasserin trieb. Manchmal kam wohl auch Gerhard mit, der Eingeweihte, der „Onkel des Romans“, wie Heinz ihn taufte; er kam aber immer seltener und nie mehr allein. Afra hatte sich wunderschnell dareingefunden; wunderschnell hatte sie auch der Briefroman mit dem „Kameraden“ zusammengeführt, an ihn ge-

wöhnt, zu ihm hingezogen. Ihr Leben trug eine neue Farbe; zwischen Brief und Brief war sie in einem süßen Fieber, sie trug sie täglich im Kopf herum, sie mußte sich heiß bemühen, sie nicht auch in ihre Almstüube hineinzutragen. War sie aber am Abend mit sich allein, am Schreibtisch oder im Denkerstuhl, so kam sie — ob müde oder nicht — geschwind wieder in ihr zweites Leben, ihr Blindenleben zurück, dem sie sich mit aller Andacht hingegeben hatte. Sie saß dann so gern mit geschlossenen Augen da; sie horchte oder fühlte nur, horchte feiner und feiner, tastete prüfend an allen Dingen, genoß jede Blume, alles Schöne mit immer zarteren Fingern; lebte sich tiefer und tiefer in die Seele des blinden Mädchens hinein. Es war nur ein Spiel, es ward ihr aber ein süßes, märchenhaftes Leben; und so schrieb sie dann an den gedichteten Freund — der auch mehr und mehr lebendig und wirklich ward; sie konnte den Helden des Romans und den Doktor in der Hauptstadt kaum mehr voneinander trennen.

Daß darin eine Gefahr lag, mußte sie wohl fühlen, so gut wie die blinde Helden der Briefe, die allmählich der Liebe entgegentrieb; denn Afra empfand, je schöner nun draußen der Frühling wuchs, desto inniger, wie es in ihr selber blühte, wie ihre Seele Knospen trieb, wie das Fieber des Phantasierens und Erwartens den Rausch der Jugend erhöhte. Sie sah auch die wachsende Zuneigung in des Doktors Augen, Worten, Stimme; ach, geht's mir nicht ebenjo? dachte sie in redlicher Aufrichtigkeit. Nun leben wir so im Roman dahin; was wird, wenn der aus ist? Werden wir dann wieder nüchtern

oder wird es schlimmer? Haben wir uns schon zu lieb, oder dichten wir uns nur so zusammen? Zuweilen überfiel sie der Wunsch: wären wir erst beim letzten Brief! Dann hingte ihr wieder vor dem Ende; ach, ging's noch lange, lange so fort! Und wenn sie ihn wiedersah, den Wirklichen, Lebendigen, war er ihr wieder schöner und lieber geworden; wie gut, dachte sie, daß ich mich nur blind g e d i c h t e t habe, daß ich ihn doch sehen kann!

Darüber war es Mai geworden; die langen Abende wurden warm und wonnig, die Dichterkameraden saßen schon bis zur Nacht im Gärtchen, in der Laube und trieben dort vorausberatend den Plan seinem Ausgang zu. Es kam ein allerschönster Tag; der Abend brachte den Vollmond, der durch schwüle, weiche Wolken ging. Es war juni- oder juliwarm; Heinz, der am späten Nachmittag gekommen war, konnte sich nicht losreißen. Die Alten, die Frühschläfer, gingen schon zu Bett; er blieb in der Laube mit Afra sitzen; „ich fahre mit dem Nachtzug,” sagte er, „wenn Sie mir's erlauben. Wann kommt so ein göttlicher Abend wieder? Und der Plan muß nun endlich fertig werden; das Ende herangeschrieben haben wir genug!“

Afra nickte stumm. Sie lächelte ihn an. Ihr tat es wohl, daß er bleiben wollte; aber sie mochte ihm doch nicht mit Worten sagen: ja, ja, bleiben Sie!

„Ja, und wissen Sie,” fuhr er fort, „was nun das Allernächste sein muß? Davon sprachen wir heute noch kein Wort. Ihre Seelen haben sie ausgetauscht; sie haben sich schön zusammengeschrieben; nun verlangt er — in meinem heutigen Brief — sie endlich wiederzusehn.

Ihr nächster Brief folgt auf dieses Sehn. Darin muß sie — müssen Sie — beschreiben, welchen Eindruck ihr diese Stunde gemacht hat —“

„Nun ja,“ unterbrach ihn Afra, „und das wird sie auch. Sie hat ihn wie Helen Keller gesehn, seine Hände, sein Haar, all seine Züge betastet und sich eingeprägt. Sie ist nun selig, wie schön er war: wie weich seine Haut, wie seidig sein Haar, wie edel seine Stirn, und so fort. Mit ehrlicher, aufrichtiger Freude — er hat ihr ja über ihre holde Schönheit schon so begeistert geschrieben — aber doch mit mädchenhafter Schüchternheit schildert sie ihm, was ihre Hand gesehn —“

„Das ist eine große poetische Aufgabe. O, Sie werden's treffen! Wie oft haben Sie mich schon überrascht; wie sind Sie während dieses Briefwechsels gewachsen, wie haben Sie sich mehr und mehr in die junge Blinde hineingelebt! — Dies ist nun aber der Höhepunkt. Sie können's nur treffen, Afra, wenn Sie es studieren, mit demselben Ernst wie all das Blinde bisher. Ihre Hand muß wirklich so sehn wie die Hand der Helen —“

„Ja, das muß sie wohl.“

„Denken Sie, ich wäre der Mann, der herangereiste, der neben dem blinden Fräulein sitzt und den ihre Hand beschaut. Machen Sie die Augen zu, studieren Sie's an mir!“

„An Ihnen?“

Er lächelte: „Ich bin ja doch der nächste dazu. Bin der Kamerad. Der Vertreter Ihres Romanhelden.“

„Ja freilich. — Es ist mir nur so komisch, so wunderlich, die Hand an Sie zu legen.“

Er lachte. „Das ist gut gesagt! Humor!“

„Unfreiwilliger. Aus — Bangigkeit, aus —“

„Sind Sie Schriftstellerin oder nicht? Wollen Sie Ihre Sache gut machen oder nicht?“

„Ach, das wissen Sie doch.“

„Dann lachen Sie über diese Bangigkeit. Ersticken Sie sie, wie eben die Wolken den Mond ersticken. Sie brauchen kein Licht ja nicht, Sie sehn mit der Hand. Liebe Afra, die Augen zu! Hier sitz' ich!“

Afra schloß die Augen; sonst verachtet er mich! dachte sie. Sie tastete nach seiner Hand; sie glitt darüber hin, nun ganz in ihrer Rolle; nur ein leises flüchtiges Zittern lief durch ihre Finger. — „Wie ist's?“ fragte er nach einer Weile. „Sie haben sich so eine Männerhand wohl weicher und zarter gedacht? Wir sind rauhe Leute.“

„Ach, reden Sie nicht so,“ entgegnete sie und suchte es mit recht fester, sachlicher Stimme zu tun. „Ihre Hand ist — edel. So zart geädert. — Wie seltsam das ist: das merkt man erst so recht mit der Hand; die sieht wirklich Dinge, die das Auge nicht sieht.“

„Darf ich's auch versuchen?“ Er legte seine Hand auf ihre tastende. Sie zog sie aber rasch hinweg. „Das gilt nicht,“ sagte sie mit leise erbebendem Ton. „Sie sind nicht blind. — Bitte, stören Sie mich nicht!“

Die Augen immer fester geschlossen, hob sie die Hand zu seinem Kopf und legte sie an sein dichtes, leicht-gelocktes Haar. „O, welche Menge!“ murmelte sie. — „Aber nein, nicht sprechen. Nur fühlen. Lernen!“

Ihre Hand irrte langsam hin und her, ließ auch ein wenig Gelock durch die Finger gleiten.

„O, wie wohl das tut!“ flüsterte Heinz nach einer tiefen Stille.

„Stören Sie mich nicht. — Ich will Ihnen nicht wohlstun, nur studieren will ich.“ Sie kam von seinem Haar zur Stirn. Ein leiser, weicher Laut glitt über ihre Lippen; war es Überraschung? Bewunderung? Oder ein Jungmädchengefühl? Eine Weile rührten sich ihre Finger nicht; dann wanderten sie über die Wölbung hin und zurück, offenbar mit Freude, mit ungewollt losendem, genießendem, zärtlichem Gefühl. Über Heinz kam jetzt ein Zittern, ein rasch bekämpftes; wie ein süßer Schauder ließ's ihm über die Haut. Dieses sanfte Gleiten der jungfräulichen Hand! So hold, so traurlich, so herzerregend hatte er sich's nicht gedacht. Und so wunderhaft: all die Wochen nur Aug' in Aug', Gespräch, Verzunfts, Niederschweigen der tiefen Gefühle, der Wünsche — und nun dieses Märchen! Ihre Hand so warm von Form zu Form, in der stillen Nacht ...

„Eine liebe Hand,“ flüsterte er endlich. „Eine seelenvolle Hand.“

„Sie sollen ja nicht sprechen.“

„Warum nicht? einen Augenblick? — Lassen Sie mich dieses Dichtermärchen ein paar Sekunden genießen, Afra. Es ist wie ein Traum! — Ach, wie mir Ihre Hand auf den Augen liegt! Ziehen Sie sie nicht weg. Ich seh' Sie nun auch nicht mehr, ich fühle Sie nur noch. Das ist wunderbar! — O könnte man so leben, Afra. O würd' aus dieser Viertelstunde eine Ewigkeit!“

Ein Seufzer drang aus Afras Brust. Um ihn wegzulügen, sagte sie rasch: „Die paar Sekunden sind längst vorbei. Lassen Sie mich mein Studium zu Ende führen — oder sonst lassen Sie mich gehn!“

„Noch drei Worte, Afra. Diese schönste Nacht! Diese schönste Stunde! — Nein, gehn Sie nicht fort.“ Er fasste ihre zuckenden Hände. „Immer wieder schweigen? Wenn wir doch wissen, wir haben uns lieb? — Ja, Sie mich auch! — Sie haben mir meine Ruhe genommen, ich leb' nur in Ihnen. Ach, wie Ihre offenen Augen sich feuchten! Afra! Liebste Afra!“ Er zog sie auf seine Knie und an seine Brust.

„Lassen Sie mich!“ seufzte sie. „Gehn Sie! Gehn Sie!“

„Ich hab' dir mein Herz gegeben, du mir deins; gib mir auch den Mund! — O dent nicht, er lässt von mir! Ich kann's nie mehr, Afra. So wahr ich dich in meinen Armen hab', du wirst mein Weib! Wenn du mich so liebst wie ich dich!“

„Ach, ich lieb' dich so,“ hauchte sie. „Wirst mich nie verlassen?“

„Nie! Wir sind eins!“

„Ja, ja.“

Sie gab ihm ihren glühenden Mund, blieb in seinen Armen.

\* \* \*

„Ihr seid sonderbare Dichter,“ sagte Gerhard bei einem Sonntagnachmittagsbesuch mit einem nicht ganz gemütlichen Lächeln zu Afra. „Der Briefroman noch

nicht fertig? Im Mai schien er schon so nah beim Schluß. Und Heinz war seither noch öfter hier als vorher; Ihr Vater hat mir's vorhin gesagt.“ Die Alten waren kurz zuvor nach oben ins Schlafzimmer gegangen, um ein Stündchen zu schlummern.

„War er öfter hier?“ entgegnete Afra. „Ich weiß es nicht.“

„Der Vater sagt's. Und dabei hat dieser Heinz so viel weniger freie Zeit; er kommt in die Mode, die Patienten kommen gelaufen. In einem Jahr — ach was, in einem halben Jahr ist er ein gemachter Mann! — Na ja, ein stattlicher Herr, ein lieber Mensch und ein ausgezeichneter Doktor, wie die Leute sagen.“ Gerhard schwieg einige Augenblicke, Afra scharf betrachtend. „Was redet ihr denn so viel, daß ihr nicht zum Dichten kommt?“

„Sie sind sonderbar, Musikdirektor. Wir haben uns eine Weile festgesfahren; das kommt ja wohl auch in den besten Dichterfamilien vor. Dann bessert man daran herum; löst wohl auch den Knäuel zum Teil wieder auf. Übrigens sind wir auch Menschen, nicht wahr, und haben das Recht, uns zu unterhalten.“

Gerhard lachte auf, damit die Sache nur ja nicht ungemütlich wurde. Die Postmeisterin sah schon etwas kriegerisch aus; wie anders war's damals, dachte er, als wir hier zuletzt allein beieinander saßen! „Unterhaltet euch, unterhaltet euch,“ erwiderte er heiter; „des freut sich der Onkel ja; ihr beide blüht wie Nelken und Rosen. Hat er mich nicht prächtig vertreten, Afra? Ist's nicht ein besonderer Mensch? Der beste von unsrer ganzen

Band, dieser Schwestersohn. Ich bin stolz auf ihn. Und — er hat Sie lieb!"

Wie sonderbar sie lächelt! dachte Gerhard. „Woher wissen Sie das?" fragte Afra, die Hände gegen den Tisch, mit schrägem, gleichsam mutwilligem Blick.

„Na, er hat ja doch 'nen Mund zum Sprechen und spricht. Und ich hab' Augen zum Sehen und sehe. — Ja, nun muß ich fort! Ich bin heut so früh gekommen, weil mein übriger Nachmittag und Abend besetzt ist, muß in einer guten Stunde zu Hause sein. Also wenn Sie mich wieder brauchen, ich bin immer zu haben, Ihr ergebenster Musikdirektor und Freund. Geh es Ihnen weiter gut!"

Er nahm Hut, Mantel, Schirm und stürmte in den Regen hinaus.

„Geh es Ihnen weiter gut" — diese letzten Worte hatten keine Segenskraft, sie bewährten sich nicht. Drei oder vier Tage später saß Gerhard an seinem Schreibtisch und las seine Zeitung; es war Vormittag. Die Dienerin meldete, eine junge Dame wünsche ihn dringend zu sprechen; sie brachte auch deren Karte mit; „Afra Rein" stand darauf. Afra bei ihm? Das war in diesen Jahren nur einmal geschehn. Er sprang auf und öffnete ihr selbst die Tür; tiefverschleiert stand sie auf dem Vorplatz. Sie grüßte und trat ein. Als sie sich mit ihm allein sah, entschleierete sie sich; nun sah er das erschreckend bleiche, sich verzerrende, ganz verheerte Gesicht.

„Afra! Was ist Ihnen geschehn?"

Sie antwortete durch ein dumpfes Stöhnen; dann lösten sich ihr die Worte los. „Bis heute morgen war

ich der glücklichste Mensch — nun bin ich der letzte. Da hat mir die Post einen Brief geschickt — lesen Sie — lesen Sie. Das ist Gift! Das ist der Tod! Ich kann nicht mehr leben!"

Gerhard fuhr zusammen; aber wenn es ein Unglück gab, fassten sich nicht viele rascher als er. Die guten braunen Augen fest auf sie gerichtet, drückte er sie sanft auf einen Sessel nieder, öffnete ihr Mäntelchen, legte ihr eine Hand auf die Schulter. „Sie Arme — wie Ihre Lippen bebен! So hierhergejagt, aus der Poststube weg —"

„Der Diener vertritt mich. Lieber, lieber Freund! Es ist aus! Es ist aus! Ich hab' ihn verloren!"

„Wen haben Sie —"

„Ihren Neffen. O, wie hab' ich an ihn geglaubt! Wie fühlte ich mich fest, fest als seine Braut! — Wir waren verlobt. „Du wirst mein Weib!" Ich wollt's Ihnen neulich nicht sagen — erst wenn er so recht — sorgenfrei daßtünd' und wir vor der Hochzeit. Wir hofften ja: bald, bald! Wir hatten uns so lieb. Der Roman, sagten Sie neulich — ja, der blieb wohl liegen. Wenn die Arme und die Lippen sich — O wie war ich selig — — — Ich kann nicht mehr!"

Gerhard setzte sich neben sie, er lehnte sie mit väterlichen Händen an seine Brust. „Gönnen Sie sich etwas Ruhe, Kind —"

„Nein, ich kann noch, ich kann noch. Eine Freifrau ist sie" — sie hob den hervorgezogenen Brief — „da steht's! Er hat sie wieder gesund gemacht; aufgegeben war sie. Sie stirbt nun vor Dankbarkeit und Bewunde-

rung. Und hat sich in ihn — und kann nicht ohne ihn leben, sagt sie. Und ihren Reichtum, ihre Freifrauenkrone, ihre Verbindungen mit Fürsten und Königen, all ihren Einfluß legt sie ihm zu Füßen. Sie will ihm helfen, alles zu erringen; er soll einer der Großen werden unter seinesgleichen; ihm soll und muß alles werden, was sein Genius — So hat sie ihm gesagt, geschrieben — da steht's! Und nun brennt sein Ehrgeiz — o, den kannt' ich, den hat er. Große Pläne — vieles bemachern — wie war ich stolz, wie war ich glücklich, wenn er mir das alles sagte, mir. Und nun wird's mein Tod!"

„Kind, sprechen Sie nicht vom Tod. — Sein Ehrgeiz! Um seine Liebe handelt sich's; um sein Manneßwort. Ich erschlag' ihn, wenn er Ihnen sein Wort nicht hält ... Ich muß ihn lesen, den Brief!"

Sie gab ihn mit zitternden Fingern hin. Auch seine Augen zuckten, sie sahen schlecht; er flog, ohne jedes Wort zu erkennen, manches nur erratend, über die ersten Seiten hin. Es war ungefähr dasselbe, was Afra eben berichtet hatte; mit warmen, weichen Worten durchwirkt, mit Bitten um Vergebung. Gerhards Blick wurde ruhiger, er las den Schluß ungestört: „Ich kann Dich nur anslehen, gib mich frei! Deine große Seele! Ihr Frauen könnt in der Liebe leben, in ihr allein. Das können wir Männer nicht; die Natur hat uns auch den Ehrgeiz, den Schaffens- und Besserns- und Tatendrang in die Brust gelegt — die Brüder der Liebe — nein, mehr die Feinde der Liebe. Da kann es zu gräßlichen Kämpfen kommen; so einer zerreißt jetzt mein gefoltertes

Herz! — O hülse mir Deine Liebe doch! Diese Frau ist edel, warm, großgesinnt. Und hat mich unsinnig lieb. Ich bin ihr sehr gut. Sie hat mir ihr Herz geöffnet, stolz, weiblich, redlich. Ich soll drei Tage mein Herz prüfen, eh' ich mich entscheide. Mein Schicksal, mein Leben liegt in Deiner Hand! Wenn Du sagst: ich gebe Dich nicht los, ich halte Dich fest — dann halt' ich Dir mein Wort, stoße meine Zukunft von mir und bleibe Dir. Tu nun, was Du kannst, was Du mußt!"

Gerhard sprang auf, den Brief zerdrückend; die kleine Gestalt lief wie von etwas gejagt durch das Zimmer hin. „Sein Wort soll er halten! Er ist ein Mann!“ Er fuhr sich in die Haare: „Aber ihr Weiber auch, mit den schwachen Herzen! Verliebt und verlobt! Der Mann wird zum Halbgott, der kann nicht wankelmüttig, nicht untreu werden, den habt ihr gewiß. Und in eurem blinden Vertrauen — Afra! Sie haben ihm doch nicht alles —“

„Nein, nein, nein! Das nicht! Das nicht!“ — Ach, aber hätt' ich ihm doch nicht geglaubt! fuhr ihr durch die Brust. Sie sah sich mit Heinz in der Laube, in der „schönsten Nacht“; wie sie die Blinde spielte — gleich dem hohen Vorbild, der Helen Keller, seine Augen und Wangen mit den Händen sah. Da kam's. Da gab sie ihm so vertrauensvoll Mund und Seele hin. „Verflucht sei dieser Roman!“ stieß sie plötzlich in ihrer Verzweiflung heraus. „Und verflucht das Vorbild! Das hat mich in dieses Elend gebracht! Daran werd' ich sterben!“

„Still; Sie werden nicht sterben, Afra. Hat er Ihnen

nicht selbst geschrieben: „mein Schicksal liegt in Deiner Hand!“ Halten Sie ihn fest! Führen Sie ihn zu seiner Pflicht zurück und zu Ihrem Herzen!“

Mit noch wilden Augen stierte sie ihn an; hatte sie ihn gehört oder nicht? Langsam zu sich kommend, zu sich selber sprechend, schüttelte sie den Kopf: „Nein, nein, die verfluchst du nicht; diese Edelste, Beste, die hat keine Schuld. Unsre blinden, verliebten Herzen! Diese falschen Männer, die kalten Streber! Nun kann man sich zu Tode weinen!“

Sie schluchzte auf, daß es dem armen Musikanten durch Mark und Bein ging. Um sich dagegen zu wehren, rief er: „Heinz hat Ihnen sein Wort gegeben, und er muß es halten!“

„Und was bin ich dann? Und was hab' ich dann?“ — Sie schüttelte wieder den Kopf: „Nein, so wahr ich lebe — lieber gleich ins Wasser! Der ist frei von mir! Ihn an diese Brust zwingen? Während er an die andre denkt? Während er mit Haß an — O mein Herrgott im Himmel! Das wär' erst die Hölle. Mir ist nicht zu helfen!“

Gerhard griff nach seinem Hut an der Wand; er steckte den Brief in die Tasche: „Lassen Sie mir den noch. Ich will zu ihm, und er soll mich hören! — Bleiben Sie hier, solange Sie wollen. Oder wenn Sie's heimzieht —“

„Ja,“ stöhnte sie. „Ich fahr' mit dem nächsten Zug. Mein Amt soll nicht leiden. Solange ich noch über der Erde bin —“

„Wohl, Sie fahren heim. Schwören Sie, Sie Wilde,

daß Sie nichts gegen sich tun wollen, eh' die drei Tage verstrichen sind!"

Sie zögerte, dann nickte sie.

„Nein, nicht so nicken; ein festes Wort. Afra, schwören Sie! Nichts zu unternehmen vor dem vierten Tag!"

„Ja denn. Ich schwör's."

„Ich sende Ihnen Botschaft. Nicht verzagen, Afra! Es gibt noch einen Gott in der Welt! Und auch einen Gerhard!"

Sie sah ihm ungläubig nach. Die Tür fiel hinter ihm laut, hart ins Schloß, Afra fuhr zusammen.

\* \* \*

Gerhard stand vor seines Neffen Arbeitszimmertür, klopfte und trat ein. Er sah Heinz auf dem Sofa liegen, ein Tuch um den Kopf gebunden, mit zusammengedrücktem, leidendem Gesicht. Er grüßte mit dem Kopf; „ich komme mit einem Brief," sagte er dann. „Mit dem Brief, den du an meine Freundin geschrieben hast, an die Afra Rein. Sie ist wie von Sinnen. Du willst ihr dein Wort brechen, du willst sie verlassen!"

Heinz hob den Kopf: „Bitte, nicht so tragisch! Und nicht an der Wahrheit vorbei. Wenn du meinen Brief an sie kennst, so weißt du, die Entscheidung liegt in ihrer, nicht in meiner Hand. Und sie hat noch Zeit für ihr letztes Wort —"

„Aber der Dolch sitzt auf ihrer Brust. Das duld' ich nicht! Das duld' ich nicht! Darum steh' ich hier!"

„Es ist nur zwischen Afra und mir," stieß Heinz zwischen den bläulich blassen Lippen hervor. „Bist du

mein Vormund? Oder sonst mein Meister? — Ich hab' Leid genug; am Kopf und auch sonst. Bitte, laß mich, geh!"

Gerhards Gesicht ward zornigrot. „Sprichst du so mit mir? — Ich hab' dich zu ihr gebracht, ich muß dich ihr nun wiederbringen. Ohne jeden haltbaren Grund willst du sie verlassen?"

Heinz erhob sich, um vom Sofa zu springen; seine Augen blitzten. Er sah auf die vor Aufregung zitternde, kleine, entwaffnende Gestalt; die Stirn schmerhaft runzelnd sank er wieder in seine Ecke zurück. „Ich will nicht vergessen, daß du der Onkel bist. Ich sag' dir also noch einmal —"

„Was sagst du mir noch einmal?"

„Was in meinem Brief steht. Sie kann mich ja festhalten, wenn sie will!"

„Und was hat sie dann?" Gerhard schlug auf den Brief, den er aus der Tasche zog, zu entknittern suchte, auseinanderriß: „Was hast du ihr geschrieben? Hier! Mein Schicksal, mein Leben liegt in Deiner Hand. Du kennst sie gut! Dieses edle Geschöpf nimmt dein Lebensopfer nicht an; diese Afra nicht! — Du schreibst ihr: Wenn Du sagst, ich geb' Dich nicht los, dann halt' ich Dir mein Wort, stoße meine Zukunft von mir und bleibe Dir. Nur die andre, die Vornehme, die Reiche, die ist deine Zukunft! Afras Liebe und Treue ist dir keine Zukunft! — Hält man so ein Wort? Ich bleibe Dir. Wieviel Achtel von dir bleiben ihr? Seelenfalterer! O wie du sie zwischen zwei Feuer gebracht hast! So oder so verfohlst ihr Herz. Du, du wirst frei!"

„Ich hab' an ihre große Seele appelliert, nicht an dein liebloses Onkelherz. Mach ein End' und geh!“

„Nein, mein Sohn, noch nicht. Ich will dir noch sagen —“

„Geh!“

„Ich will dir noch sagen: dein verfluchter Ehrgeiz — ja, ja, ja, verflucht, weil er mit Weiberhilfe zum Ziel kommen will, weil er sich verkaufen will! Brauchst du andre Weiberhilfe als ein braves, liebendes Weib? Kommst du nicht schon aus eigner Kraft empor? Gestern, heute, morgen? Läufst dir der Erfolg nicht schon mit offenen Armen zu? Hast du keinen Glauben an dich? Traust du dir nicht weiter, als daß du ein Mädel todunglücklich machen kannst?“

„Hinaus! Auf der Stelle! Oder ich werfe dich aus der Tür!“

Gerhard schrie auf. „Du mich aus der Tür werfen? Du mich aus der Tür werfen?“ Die Augen traten ihm aus dem Kopf; jäher Wahnsinn blickte heraus. „Du elender Verräter du!“ Er drückte den hochaufrichteten Heinz mit einem Ruck auf das Sofa nieder, kniete auf ihm und würgte ihn.

„Du Verrückter!“ versuchte Heinz zu sagen; es kam nicht aus der Kehle. Er griff nach des Oheims Händen, um sich zu befreien; in den kleinen Armen arbeitete aber unerhörte Kraft. Doch ebenso plötzlich wie die Finger den Hals umklammert hatten, ließen sie ihn wieder los, Gerhard sprang zur Erde. „Bitte um Entschuldigung,“ sagte er mit ganz anderer, zuerst atemloser Stimme. „Schwesterjöhne erwürgt man nicht. — Ich

war einen Moment von Sinnen. — „Ich geh' jetzt von selber aus der Tür, brauchst mich nicht zu werfen.“

Heinz saß auf dem Sofa, auch nach Atem ringend; das Tuch war ihm vom Kopf gegliitten, sein Hemd am Halse aufgegangen, die Krawatte verrutscht, gequetscht. „So ein verrückter Kerl,“ sagte er nach einer Weile; der Anblick dieses alten, jetzt kupferroten, schwitzenden, närrisch-schnurrigen Gesichts entwaffnete ihn wieder. „Wärst du nicht mein Mutterbruder, du kämst nicht gesund hinaus! — Ich will nicht gehört haben, was du so im Wahnsinn — Nun mach dich aber aus dem Staub, eh' du wieder lebensgefährlich wirst!“

In Gerhard erwachte wieder Musikantenpathos; er setzte sich den Hut auf den Kopf: „Ich hab' dir Flammenworte in die Brust gegossen, die tun hoffentlich noch ihr Werk. Sonst lass' ich dir meinen Fluch!“

„Flüche sind veraltet, sie treffen nicht mehr.“

„Doch! Sie treffen noch! Die helfenden Götter, die jetzt draußen fehlen, die finden sie in der Menschenbrust!“

Er ging, hohen Kopfes, aufrecht; den Brief vergaß er, der lag am Boden.

\* \* \*

Es war Abend geworden. Die junge Postmeisterin war mit ihren Eltern beim Nachtmahl; sie ging ab und zu. In dieser sparsamen Wirtschaft gab es keine Dienerin; die Mutter führte mit des Vaters Beistand den Haushalt und kochte; wenn die Tochter frei war, so half sie, bei den Mahlzeiten bediente sie. Mit geräuschlosem, weichem

Schritt trug Afra auf und ab; sie hatte diesen schrecklichsten Tag mit hohem Mut, mit all ihrem Pflichtsinn, mit wilder, verzweifelter Kraft überstanden, unterwegs, im Postamt, in ihrer einjamen Kammer, aufs Bett geworfen. Immer hörte sie in ihres Herzens Not Gerhards Stimme wieder: „Es gibt noch einen Gott in der Welt!“ Sie sah sein tapferes, treues Gesicht, den Blick seiner mutmachenden, liebevollen Augen. Sie dachte an jenen fernern Abend zurück, als er in ihrer lebensmüden Verdüsterung sie angeschrien und dann aufgerichtet, durch Helen Kellers Beispiel gestärkt hatte: „Die wandelt in ihrer ewigen Nacht ohne Murren, sanft und selig dahin!“ — „Warum? Weil sie viel überwinden kann, einen hohen Sinn hat!“ Sie hatte vor Helens Studentenbild gestanden, das sie aus deren „Geschichte meines Lebens“ herausgelöst und in schlichstem Rahmen an ihrer Bettwand über Gerhards Bild aufgehängt; sie stand jetzt im Vorbeigehen heimlich vor dem andern Bild aus demselben Buch, das im Wohnzimmer beim offenen Fenster hing: Helen Keller, an ihre Lehrerin und Retterin Miss Sullivan geschniegt. Nein, nein, ich will nicht vergehn! dachte sie. Ich will auch eine „tapfere junge Helden“ sein, wie er dich genannt hat; will dahingehn durch meine Nacht! — Sterben wollen? Darf ich denn? Da sitzen sie — als wär's ein Festmahl — ach, wie der gute Vater lächelt — und sie ahnen nicht, wie mir ist. Sie wären des Todes, wenn ihr Kind, ihr einziges Kind unter die Erde ging' — weil es ohne diesen ehrgeizigen Mann nicht mehr leben wollte. Sie würden es nicht fassen, nur die Hände ringen:

Was haben wir ihr zuleide getan, daß sie uns davon ging? Haben wir sie nicht liebgehabt? Haben wir sie nicht gehegt und gepflegt? Und sie lernen lassen, und unsern heimlichen Stolz gehabt, und Gott in der Kirche und zu Hause gedankt, daß er uns so ein tapferes, gutes, treues Kind gegeben? Nun sollen wir aus Kummer und Elend um die Selbstmörderin in die Grube fahren?

„Was treibst du da, Postmeisterin?“ fragte der Vater, der gern einmal mit der hochgeachteten kaiserlichen Beamtin scherzte. „Nicht mehr essen? Was?“

„Ich aß genug, lieber Vater,“ antwortete Afra heiter, sanft. „An so warmen Abenden, weißt du —“

„Eßt du immer wenig. Aber auch nicht mehr bei uns sitzen? Was?“

„Doch, ich komme schon. Ich freute mich nur eben an dem schönen, langen Abend, der uns noch so goldig und so hell ins Zimmer schaut. Ach, über den Juni geht nichts!“ — Ach, dachte sie, wenn man doch von selber stürbe!

„Ja, man kann die Lampe sparen,“ sagte die Mutter wohlgefällig.

„Und hat dann oben im Bett bei offenem Fenster eine warme Nacht,“ setzte der Alte hinzu.

Was war eben draußen für ein Geräusch? dachte Afra und horchte. Ist jemand im Garten? — Das Fenster ging auf das Gärtchen hinaus, wo nun jeder Baum und Busch sein schönstes grünes Sommerkleid trug. Afra trat vor und beugte sich hinaus. „Wer ist da?“ fragte sie mit halber Stimme. Es kam keine Ant-

wort. Sie sah auch niemand. Es ist nichts! dachte sie und ging zum Tisch zurück.

Doch, es war etwas; hinter ein Gebüsch zurückgetreten, das an der Hauswand ergrünte, stand der Doktor Heinz mit heftig klopfendem Herzen da. Er lehnte sich an die Wand; er staunte, daß dieser Tag nun doch so nahe am Ende war; so hatte sich noch keiner gedehnt. Wo er ging und stand und lag, ruheloses Klopfen in der Brust oder todähnliches Stillstehen. Warum hämmerte ihm dann immer wieder Gerhards schmetternde Kraftstimme auf das gemarterte Ohr? Warum schwebte immer wieder Afras großes, blasses Gesicht vor ihm her? — Ruhe, Ruhe, Ruhe! Dieses gespenstische Scheinbild loswerden! Sie selber noch einmal sehn! Ungesehn, verstohlen! — So trieb es ihn am sinkenden Abend her. Es geschah doch was! Ein Zweck, ein Ziel an diesem willenlosen, sinnlosen Tag. Vielleicht erschöpft sich die Qual!

Er hörte die Gabeln und die Teller drinnen und die gemütlichen ältlichen Stimmen. Afra sprach bei den andern am Tisch. Lautlos trat er näher, spähte mit Verbrechervorsicht durch das offene Fenster schräg herein, bis er den weißgedeckten Tisch, die Alten und die Jungen sah. Die stand vor dem Vater; wie schlank und groß stand sie da neben dem zarten, sitzenden Mann. Er mit seinem guten, stumpfen Lächeln zu ihr aufblickend; sie mütterlich, weich auf ihn niederschauend — ach, nun streichelte sie sein ergrautes Haar und strich über seine Wange hin. Ihre Augen schlossen sich; auf einmal war es wie an jenem Abend — dem Vollmonds, dem

Schicksalsabend — wo sie als Blinde mit der Hand tastete, studierte. Eine Erinnerung, so schien's, erwachte auf ihrem eignen Gesicht; ein furchtbarer Ernst verwandelte es, Schwermut oder wilder Zorn zuckte drüber hin. Es dauerte aber nicht minutenlang; die Augen gingen groß wieder auf, hoben sich zur Decke. Aus dem furchtbaren Ernst ward ein feierlicher; das junge Antlitz füllte sich mit Entschluß, Hoheit, Würde; so hatte der erschütterte Heinz sie noch nie gesehn. Was dachte sie? Was wollte sie? Was hatte sie denn seit diesem Morgen erlebt?

„Der Vater hat's gut!“ sagte jetzt die Alte.

„Hat's die Mutter denn nicht so gut?“ Afra lächelte alles andre fort; sie ging um den Tisch zur Alten hin, nahm den ergrauenden Kopf zwischen ihre Hände und schaute mit jungen, liebkosenden Augen auf dem großen Gesicht herum. „O du Eisernsucht!“ sagte sie und küßte sie auf Stirn und Augen; nun hatte die Mutter m e h r. „Bist du nun zufrieden?“

Die Alte zog sie an sich heran und küßte ihr „gutes Kind“ auf den Mund.

Afra ging umher und begann leise ein altes Volkslied zu singen; Vater Rein horchte auf, seine Züge fingen an zu strahlen und verjüngten sich. So erging es ihm allemal; Afra wußte es wohl. Einen Augenblick erzitterte ihre Stimme, im nächsten war's, als wollte sie brechen und auffschluchzen; dem lauschenden Heinz verging der Atem. Sie ballte aber ihre Hände und sang gesäßt, etwas leiser weiter. Der Alte trommelte leise auf den Tisch und summte mit.

So sangen sie's zu Ende. „O wie schön dieser Abend ist!“ sagte Afra dann. „Wären alle so!“

„Ja, er ist wohl schön,“ erwiderte der Vater und stand auf; „aber er ist nun auch zu Ende, und alte Leute gehn zu Bett. Hau'zehre, komm!“ Er stellte sich noch vor die große Tochter hin: „Hast so schön gesungen; war ein recht erbaulicher Schluß. Nun tu noch ein übriges, Mädel, da es so ein lieber Abend war, und gib auch dem Papa einen Kuß!“ —

Heinz stand noch immer. Er wollte nicht mehr, er wollte gehn; ein unwürdig weiches, herzdurchhangendes Gefühl mauerte ihn fest. Die Eltern waren gegangen, Afra hatte die Lampe angezündet, da nun doch der letzte Tageschein verging. Sie legte den Kopf in den Nacken zurück und drückte wieder die Augen zu; mit tiefen, endlosen Atemzügen füllte sie die Brust, als erholte sie sich von den Martern dieser Heiterkeit, dieser frommen Lüge. Ein schrecklicher Ausdruck der Verzweiflung ergriff sie; sie ließ ihn gewähren, um sich zu befreien. Unter den geschlossenen, geröteten Lidern brachen Tränen hervor, auf denen das Licht der Lampe blitzte. Doch als diese Verräter kamen, griff sie zu ihrem Taschentuch und fuhr damit über die Augen hin; sie schlug sich mit der andern Hand auf die Brust, daß Heinz erbebte; „ich will nicht! ich will nicht! ich will nicht!“ sprach sie vor sich hin. Sie ging auf das Fenster zu; er trat erschrocken zurück, seitwärts in die Nacht. In ihre aufrechte Gestalt kam die Fassung, die Feierlichkeit, die Ergebung wieder; sie trat vor das Bild neben dem Fenster hin, das Helen-Heller-und-Sullivan-Bild; nun sah der versteckte Späher

erst, daß es dort hing. Die Lampe warf ihr Licht bis hierher; das Rührendste, was es geben mag, dieses liebeverklärte, heilig-ernste Zueinandersein der Taubblinden mit der Freundin, die sie aus der einsamen Nacht befreit, leuchtete von der schattenden Wand, der dunklen Tapete. „O ihr beiden!“ sprach Afra an die Gruppe hin. „Wie zwei himmlische Wesen sitzt ihr beieinander; der Erde entrückt, wo es so viel Jammer gibt. Wie zwei Engel seid ihr. Verlaßt mich nicht! Laßt mich nicht vergehn! — Nein, ich halt' mich aufrecht an euch, ihr beiden Schutzengel meines armen Lebens! Er soll gehn, ich halt' ihn nicht. Ich geh' meinen Weg!“

Wie ein zitternder Seufzer klang es jetzt von draußen herein; der Afra fuhr's durch alle Glieder. „Afra!“ hörte sie dann; und das bisher geliebteste Gesicht erschien im Fenster, aus dem Dunkel ins Lampenlicht. Sie erschrak wohl heftig; ihre Seele war aber so hochgestimmt, sie saßte sich, als käm's von selbst oder von den Schutzengeln her. „Was willst du noch hier?“ sagte sie mit einer Ruhe, vor der sie selber erstaunte. „Was machst du für ein geisterhaftes, trauriges Gesicht? Tu' ich dir noch leid? Oder was beirrt dich? — Dein Onkel hat mir eine telegraphische Botschaft geschickt: „Noch nichts verloren. Geduld!“ Was hast du ihm gesagt? Ich will nichts von dir. Ich hab' mich gefunden. Sei glücklich mit deinem Ehrgeiz und ihr. Und jetzt laß mich schlafen!“

„Afra! Hier ist der Brief, den ich in der letzten Nacht an dich schrieb. Er fiel dem Onkel bei mir aus der Hand, als er — Laß ihn uns miteinander verbrennen und vergib mir!“

„Ich versteh' dich nicht. Was haben wir noch miteinander zu tun? — Daß du hier Fensterst, das schickt sich nicht. Geh!“

„Afra! Gott und Herr!“ — Er stöhnte aus tiefster Brust heraus. „Uns sieht hier kein Mensch; ich kann aber so nicht gehn! — Diesen ganzen Tag hab' ich mich verhärtet, immer, immer wieder; aus allen schrecklichen Gefühlen hab' ich mich emporgerungen, zu meinem Aberglauben hinauf: hier winkt mir mein Stern! dies ist meine Zukunft! — Warum trieb es mich aber doch hierher? Ach, was weiß der Mensch. Dort hab' ich gestanden die ganze Zeit; hab' es sehen und hören müssen, wie lieb du warst mit deinen Leuten, wie himmlisch lieb; und wie du groß und immer größer wurdest — himmelhoch über mir. Und zuletzt vor dem Bild da! — Deine Schutzengel, sagtest du. Was brauchst du Schutzengel, du? Da standst du und wurdest selber einer. Ich hab's nur noch nicht gewußt, was du bist! Wie wenn du so ein Mädel wärst, hab' ich dich an die Brust genommen. Und heut abend erleb' ich's: du bist nicht von hier, du kommst wie aus einer andern Welt!“

Afra starzte ihn an, als hätte er seinen Geist verloren. „Was ist dir? Was willst du?“ fragte sie dann wie ein unbegreifendes Kind. „Sagst du mir all die unsinnigen Sachen, damit ich gerührt werden und dich freigeben soll? Ich hab's ja schon getan. Geh mit deinem Ehrgeiz, wohin du willst!“

„Ich kann nicht! Ich kann nicht! — Mit meinem Ehrgeiz, sagst du; o wie ihr mich damit verhöhnt, verachtet, der Onkel und du! — Da, da kommt mein Schid-

sal! dacht' ich; da bietet es mir alles auf einen Schlag. Und wie wir Männer schon sind, griff ich zu! — Ich hab' mich den ganzen Tag gewehrt, diesem Donnerer und Wüterich von Onkel recht zu geben; aber ja, ja, ja, er hat recht! Wozu hab' ich die eigne Kraft? Warum steht der Erfolg mir schon in der Tür? Nur ausharren, Geduld! Das haben alle gemußt. Sollt' ich's besser haben? — Besser? Wär's denn besser? — Und wie geht's denn dir? Du ein Kämpfer sein und ich nicht? Ich will mit dir kämpfen. Ich will der andern melden: ich kann nicht. Afra! Liebste Afra! Vergib mir! Ich will mit dir den Roman der Blinden zu Ende schreiben. Ich will mit dir den Roman unsers Lebens leben. Wenn du mich wieder an dein Herz nehmen kannst. Mein Schützengel, mein Weib! Wenn du wieder an mich glauben, mich liebhaben, mit mir leben und sterben kannst!"

Afra sagte nichts. Sie schaute ihn lange mit Bangen, mit Staunen, mit Vergeben, Hoffen, mit einer Welt von Gefühlen an. Es schien ihr noch ein unbegreiflicher, ein unermesslicher Abgrund, in den sie hinuntersaß; seine bläulichen Abgrundsäugen kamen aber immer näher, näher zu ihr. Ihn liebhaben? dachte sie. Das war heut wie gestern. Nur daß sie heute weinen mußte. Sie weinte, daß es ihn schüttelte, ihm das Herz zerbrach. Er ertrug's nicht mehr, er schwang sich durch das Fenster hinein.

Sie wehrte ihm nicht. Sie reichte ihm die Hände. Er küßte sie. Er kniete vor ihr nieder, küßte ihre Füße. Da riß sie ihn empor, sank an seine Brust.

So standen sie lange Zeit, keines Wortes mächtig. Sie weinte aber nicht mehr. „Mit dir leben und sterben!“ hauchte sie ihm endlich zu. — „O wie die beiden herüberschauen! Nicht mit den Augen. Aber wie es wohl die Schutzgeister tun. Die haben uns geholfen; nicht? Mir und dann dir!“

„Ich will mich vor ihnen zerknirschen; so!“ sagte er und trat mit Afra vor das Bild. Sie schauten andächtig, Arm in Arm; nun wurden seine Augen naß, doch von Reuetränen.

---

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger  
Stuttgart und Berlin

Geb. = Geheftet, Lnbdd. = Leinenband, Vdrbd. = Vederband,  
Hlfvfrzbd. = Halbfanzband

- Althof, Paul (Alice Gurschner), *Die wunderbare Brücke und andere Geschichten* Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.—  
— „ Das verlorene Wort. Roman Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.—  
Andreas Salomé, Lou, *Neufischka — Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen* Geb. M. 2.50, Lnbdd. M. 3.50  
— „ Ma. Ein Porträt. 4. Aufl. Geb. M. 2.50, Lnbdd. M. 3.50  
— „ Menschenkinder. Novellen-Sammlung. 2. Aufl. Geb. M. 3.50, Lnbdd. M. 4.50  
— „ Ruth. Erzählung. 6. Aufl. Geb. M. 3.50, Lnbdd. M. 4.50  
— „ Aus fremder Seele. 2. Aufl. Geb. M. 2.—, Lnbdd. M. 3.—  
— „ Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 3. Aufl. Geb. M. 4.—, Lnbdd. M. 5.—  
Anzengruber, Ludwig, *Leute Dorfgänge*. 2. Aufl. Geb. M. 3.50, Lnbdd. M. 4.50  
— „ Wolken und Sonn'chein. 5. Aufl. Geb. M. 2.50, Lnbdd. M. 3.50  
Arminius, W., *Der Weg zur Erkenntnis. Roman* Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.—  
— „ Yordis Offiziere. Roman von 1812/13. 2. u. 3. Aufl. Geb. M. 4.—, Lnbdd. M. 5.—  
Auerbach, Berthold, *Barfüsеле*. 42. Aufl. Geb. M. 2.50, Lnbdd. M. 3.50  
— „ Sämtliche Schwarzwälder Dorfgesch. 4 Bände  
    Veh. Bd. 1: M. 1.80; Bd. 2: M. 1.80; Bd. 3: M. 2.—; Bd. 4: M. 1.80  
    Lnbdd. Bd. 1: M. 2.50; Bd. 2: M. 2.50; Bd. 3: M. 2.70; Bd. 4: M. 2.50  
— „ Auf der Höhe. Roman. 2 Bände Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.20  
— „ Das Landhaus am Rhein. Roman. 2 Bände Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.20  
— „ Spinoza. Ein Denferleben Geb. M. 1.20, Lnbdd. M. 1.70  
— „ Drei einzige Töchter. Novellen. 4. Aufl. Lnbdd. M. 3.—  
— „ Deutsche Illustrierte Volksbücher. 2 Bände Geb. M. 4.—, Lnbdd. M. 5.60  
— „ Waldfried. Eine unterländische Familiengeschichte Geb. M. 1.40, Lnbdd. M. 2.10  
Baumbach, Rudolf, *Erzählungen und Märchen*  
    17. Tsd. Lnbdd. M. 3.—, Vdrbd. M. 5.—  
— „ Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tsd. Lnbdd. M. 3.80, Vdrbd. M. 5.80  
— „ Aus der Jugendzeit. 9. Tsd. Lnbdd. M. 6.20, Vdrbd. M. 8.—  
— „ Neue Märchen. 8. Tsd. Lnbdd. M. 4.—, Vdrbd. M. 6.—  
— „ Sommermärchen. 38. u. 39. Tsd. Lnbdd. M. 4.20, Vdrbd. M. 6.—  
Bertsch, Hugo, *Bilderbogen aus meinem Leben*  
    2. u. 3. Aufl. Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.—  
— „ Bob, der Sonderling. 4. Aufl. Geb. M. 2.50, Lnbdd. M. 3.50  
— „ Die Geschwister. Mit Vorwort von  
    Adolf Wilbrandt. 11. Aufl. Geb. M. 2.50, Lnbdd. M. 3.50  
Böhla, Helene, *Salin Kaliske. Novellen*. 2. Aufl. Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.—  
Boy-Ed, Ida, *Die sängende Hand. Roman*. 4. Aufl. Geb. M. 3.50, Lnbdd. M. 4.50  
— „ Um Helena. Roman. 3. Aufl. Geb. M. 3.50, Lnbdd. M. 4.50  
— „ Ein königlicher Kaufmann. Hanseaticher Roman  
    11. u. 12. Aufl. Geb. M. 4.—, Lnbdd. M. 5.—  
— „ Die Lampe der Psyche. Roman. 3. Aufl. Geb. M. 3.50, Lnbdd. M. 4.50  
— „ Nur wer die Sehnsucht kennt... Roman. 2.-5. Aufl. Geb. M. 3.50, Lnbdd. M. 4.50  
— „ Die große Stimme. Novellen. 3. Aufl. Geb. M. 2.—, Lnbdd. M. 3.—  
Bülow, Frieda v., Kara. Roman Geb. M. 4.—, Lnbdd. M. 5.—  
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.—  
Busse, Carl, *Federspiel. Weißliche und östliche  
Geschichten* Geb. M. 3.50, Lnbdd. M. 4.50  
— „ Die Schüler von Polajewo. 2. völlig ver-  
    änderte Aufl. Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.—  
— „ Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten Geb. M. 3.50, Lnbdd. M. 4.50  
Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. Geb. M. 7.—, Lnbdd. M. 9.—  
Ebner-Eschenbach, Marie v., *Die erste Beichte*  
    Miniaturl-Ausgabe. 2. Aufl. Mit Porträt Lnbdd. M. 2.—  
— „ Bozena. Erzählung. 9. Aufl. Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.—  
— „ Erzählungen. 6. Aufl. Geb. M. 3.—, Lnbdd. M. 4.—  
— „ Margarete. 7. Aufl. Geb. M. 2.—, Lnbdd. M. 3.—  
Ebner-Eschenbach, Moriz v., *Hypnosis perennis* —  
    Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Ges. Geb. M. 2.—, Lnbdd. M. 3.—

Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Aufl.	Geb. M. 5.—, Unbd. M. 6.—
El-Correi, Das Tal des Traumes. Roman. 2. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
— Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
Engel, Eduard, Paraskewá u. a. Novellen	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 4. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
— Grete Minde. 7. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
— Quitt. Roman. 5. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
— Vor dem Sturm. Roman. 11. u. 12. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
— Unniederbringlich. Roman. 7. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors. 2. Aufl.	Geb. M. 2.—, Unbd. M. 3.—
— Die Juden von Barnov. Geschichten. 9. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bde. 6. Aufl.	Geb. M. 6.—, in 1 Unbd. M. 7.50
— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl.	Geb. M. 2.—, Unbd. M. 3.—
— Mann und Weib. Novellen. 2. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
— Moschko von Parma. Erzählung. 4. Aufl.	Geb. M. 2.—, Unbd. M. 3.—
— Neue Novellen. 2. Aufl.	Geb. M. 2.—, Unbd. M. 3.—
— Tragische Novellen. 2. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
— Der Pojaz. Eine Geschichte a. d. Osten. 6.—8. Aufl.	Geb. M. 4.50, Unbd. M. 5.50
— Der Präsident. Erzählung. 4. Aufl.	Geb. M. 2.—, Unbd. M. 3.—
— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählg. 3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
— Die Schatten. Erzählung. 2. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
— Der Wahrheitsfischer. Roman. 2 Bde. 3. Aufl.	Geb. M. 6.—, Unbd. M. 8.—
— Leib Weihnachtstukchen und sein Kind. 3. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl.	Geb. M. 2.—, Unbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.20
Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
Grimm, Herman, Überwindliche Mächte	
Roman. 2 Bände. 3. Aufl.	Geb. M. 8.—, Unbd. M. 10.—
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
Harbou, Thea v., Die nach uns kommen. Roman	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits	
und Jenseits. Ein moderner Totentanz. 2. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
Heer, J.C., Joggeli. Geschichte e. Jugend. 16. u. 17. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
— Der König der Bernina. Roman. 56.—60. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
— Laubgewind. Roman. 33.—36. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
— Da träumen sie von Lieb' und Glück!	
Drei Schweizer Novellen. 16.—20. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
— Felix Notwest. Roman. 17.—20. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
— An heiligen Wassern. Roman. 51.—54. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
— Der Wetterwart. Roman. 45.—50. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman	Geb. M. 2.—, Unbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman	
Mit Porträt. 31.—35. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
— Der Adjutant. Roman. 7.—10. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartssroman	
14.—18. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
— Es gibt ein Glück... Novellen. 21.—25. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
— Hanseaten. Roman. 46.—50. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
— Das Lebenslied. Roman. 37.—42. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
— Die vom Niederrhein. Roman. 31.—35. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
— Der alten Sehnsucht Lied. Erzähl. 8. u. 9. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
— Die Wiskottens. Roman. 66.—70. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
— Die Wiskottens. Roman. 50. Aufl. Mit Porträt	Geb. M. 6.—, Unbd. M. 7.—
— Das goldene Zeitalter. Roman. 7. u. 8. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 12. Aufl.	Geb. M. 1.20, Unbd. M. 2.40
— L'Arrabbiata und andere Novellen. 10. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
— Das Ewigmenschliche. Erinnerungen a. e. Alltags-	
leben — Ein Familienhaus. Novelle. 2.—4. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
— Die Geburt der Venus. 5. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
— In der Geisterstunde. 4. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
— Über allen Gipfeln. Roman. 9. u. 10. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50

- Heyse, Paul, Das Haus „Zum ungläubigen Thomas“**  
 und andere Novellen  
 — „ Kinder der Welt. Roman. 2 Bde. 26.—28. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 — „ Helle dunkles Leben. Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80  
 — „ Himmliche u. irdische Liebe u.a. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—  
 — „ Neue Märchen. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 — „ Martha's Briefe an Maria. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—  
 — „ Melusine und andere Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—  
 — „ Menschen und Schicksale. Charakterbilder 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—  
 — „ Merlin. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 — „ Ninon und andere Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—  
 — „ Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 7.50, Lnbd. M. 10.—  
 — „ Novellen vom Gardasee. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40  
 — „ Meraner Novellen. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 — „ Neue Novellen. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 — „ Im Paradiese. Roman. 2 Bde. 14. u. 15. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80  
 — „ Das Rätsel des Lebens. 4. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—  
 — „ Der Roman der Stiftsdame. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40  
 — „ Der Sohn seines Vaters u. a. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 — „ Crone Stäudlin. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—  
 — „ Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40  
 — „ Moralistische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50  
 — „ Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—  
 — „ Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 — „ Aus den Vorbergen. Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—  
 — „ Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 — „ Weihnachtsgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—  
 — „ Unvergessbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 — „ Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 Hillern, W. v., Der Gewaltigste. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50  
 — „ 's Reis am Weg. 3. Aufl. Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50  
 — „ Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—  
 — „ Ein alter Streit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—  
 Höbrecht, Max, Von der Ostgrenze. Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20  
 Höder, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—  
 Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—  
 Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.50  
 — „ Osfemärchen. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—  
 Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—  
 — „ Kest und Kinnerbeer — Und sonst mehr  
 Zwei Erzählungen Lnbd. M. 2.40  
 Kopfen, Hans, Der lezte Kieb. 5. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50  
 Kuch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 11. u. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—  
 Jugenderinnerungen eines alten Mannes, f. & üg elgen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—  
 Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—  
 Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50  
 — „ Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50  
 Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman 3 Bände. 61.—70. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—  
 — „ Martin Salander. Roman. 39.—43. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—  
 — „ Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 69.—73. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—  
 — „ Zürcher Novellen. 63.—67. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—  
 — „ Das Sinngedicht. Novellen — Sieben Legenden 55.—60. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—  
 — „ Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—  
 — „ Romeo und Julia auf dem Dörfe. Erzählung Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—  
 Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

- Kügelgen, Wilhelm v.**, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Original-Ausg. 26. u. 27. Aufl. Geh. M. 1.80, Unbd. M. 2.40  
**Kurz, Isolde**, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Unbd. M. 3.—  
 —“ Italienische Erzählungen Unbd. M. 5.50  
 —“ Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Unbd. M. 3.—  
 —“ Genesung — Sein Todfeind — Gedankenschuld Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Lebensfluten. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
 —“ Florentiner Novellen. 4. u. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Unbd. M. 4.50  
 —“ Phantasien und Märchen Eleg. kart. M. 3.—  
 —“ Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 5.—, Unbd. M. 6.50  
**Laistner, Ludwig**, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
**Langmann, Philipp**, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Unbd. M. 3.—  
 —“ Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Unbd. M. 4.50  
 —“ Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Unbd. M. 3.—  
 —“ Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Unbd. M. 3.50  
**Lilienfein, Heinrich**, Ideale des Teufels Geh. M. 2.50, Unbd. M. 3.50  
*Eine boshaftie Kulturfahrt.* 2. Aufl.  
**Lindau, Paul**, Die blaue Laterne. Berliner Roman Geh. M. 6.—, in 1 Unbd. M. 7.50  
 2 Bände. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Arme Mädchen. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Spalten. Roman. 9. u. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
**Mauthner, Fritz**, Aus dem Märchenbuch der Wahrheit  
*Nabeln und Gedichte in Prosa*  
 2. Aufl. von „Lügenohr“ Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
**Meyer-Förster, Wilh.**, Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
**Meyerhof-Hildeck, Leonie**, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Unbd. M. 3.50  
 —“ Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
**Muellenbach, E.** (Venbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
 —“ Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
 —“ Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
**Niessen-Deiters, Leonore**, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
*Buchschmuck von Hans Deiters*  
 —“ Im Liebesfalle. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
 —“ Mitmenschen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
**Olfers, Marie v.**, Neue Novellen Geh. M. 3.50, Unbd. M. 4.50  
 —“ Die Vernunftheirath und andere Novellen Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
**Petri, Julius**, Pater peccavil. Roman Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
**Preß, Karl du**, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
**Proelß, Johs.** Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 5.—, Unbd. M. 6.—  
**Raberti, Rubert**, Immaculata. Roman. 2 Bde. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
**Redwitz, O. v.**, Hymen. Ein Roman. 5. Aufl. Geh. M. 8.—, Unbd. M. 10.—  
 —“ Haas Wartenberg. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
**Riehl, W. H.**, Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Unbd. M. 4.50  
 —“ Am Feierabend. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Gedichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Gedichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Unbd. M. 4.—  
 —“ Lebensrätsel. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Ein ganzer Mann. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 6.—, Unbd. M. 7.—  
 —“ Kulturgechichtliche Novellen. 6. Aufl. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Neues Novellenbuch. 3. Aufl. Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
**Röquette, Otto**, Das Buchstabenbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Unbd. M. 5.—  
**Saitischek, R.**, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Unbd. M. 3.—  
**Seidel, Heinrich**, Leberecht Hühnchen (Gesamt-Ausgabe. 8. Aufl. (41.—45. Tsd.) Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe 2. Aufl. (4. u. 5. Tsd.) Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Vorstadtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—  
 —“ Heimatgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe 2. Aufl. (3. Tsd.) Geh. M. 4.—, Unbd. M. 5.—



Wilbrandt, Adolf, Erika — Das Kind. Erzähungen.	3. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
—“ Fesseln. Roman.	3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Feuerblumen. Roman.	3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Franz. Roman.	3. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
—“ Die glückliche Frau. Roman.	4. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Fridolins heimliche Ehe.	4. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
—“ Schleichendes Gift. Roman.	3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Hermann Finger. Roman.	7. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
—“ Irma. Roman.	3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Hildegard Wahlmann. Roman.	4. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
—“ Ein Necklenburger. Roman.	3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Novellen		Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Opus 23 und andere Geschichten.	2. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Die Osterinsel. Roman.	5. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
—“ Vater Robinson. Roman.	3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Familie Roland. Roman.	3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Die Rothenburger. Roman.	8. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Der Sänger. Roman.	4. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
—“ Die Schwestern. Roman.	2. u. 3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Sommerfäden. Roman.	2. u. 3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Am Strom der Zeit. Roman.	2. u. 3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Vater und Sohn u. andere Geschichten.	2. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Villa Maria. Roman.	3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Große Zeiten u. andere Geschichten.	3. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman		Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
	18. u. 19. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
Worms, C. Aus roter Dämmerung. Roman.	2. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
—“ Du bist mein. Zeitroman.	2. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
—“ Erdkinder. Roman.	4. Aufl.	Geb. M. 3.50, Unbd. M. 4.50
—“ Die Stillen im Lande. Drei Erzähl.	2. Aufl.	Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—
—“ Thoms friert. Roman.	2. Aufl.	Geb. M. 4.—, Unbd. M. 5.—
—“ berschwemmung. Eine balt. Gesch.	2. Aufl.	Geb. M. 2.50, Unbd. M. 3.50
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt		Geb. M. 3.—, Unbd. M. 4.—





L6.  
•W665a

UNIVERSITY OF TORONTO  
LIBRARY

Do not  
remove  
the card  
from this  
Pocket.

Acme Library Card Pocket  
Under Pat. "Ref. Index File."  
Made by LIBRARY BUREAU

123712  
Author Willbrandt, Adolf  
Title Adonis und andere Geschichten.

